<36618539330012

<36618539330012

S

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. sp. 480

Leidenfrost

Philos. Anthrop. Scr. varia. 1293.

R

Joh. G. Leidenfrost's

der Arzeneigel. Dokt. und Ord. Oeffentl. Prof.

Bekenntniß seiner Erfahrungen die er über den menschlichen Geist gemacht zu haben meint.

Aus dem Lateinischen.

Duisburg am Rhein,

im Verlag der Helwingschen Universitätsbuchhandlung.

1794.

Bay[illegible]e
Staat[illegible]hek
M[illegible]

Vorrede.

Ein Bekenntnis ist kein Beweiß, wofür ich es auch nicht ausgeben will. Ich bekenne, und bekenne es aufrichtig, was ich erfahren zu haben glaube. Von meiner ersten Kindheit an dacht' ich an nichts lieber, unterhielt mich mit nichts lieber und öfter, als mit Gott und meinem Geiste. Mein ganzes übriges Studium sucht ich zu dem Zwek hinzulenken, um darüber zu mehrerer Gewißheit zu kommen. Ich habe vieles, besonders in den Alten darüber gelesen,

und

und habe meistens mehr Befriedigendes für mich darin gefunden, als in den Neueren, woran ich die willkührlich angenommenen Erklärungen, die erfahrungswidrigen Hypothesen und die unzähligen Distinktionen auszusezzen hatte, die ziemlich unverständlich waren, und die auch die Sache nicht erschöpfen. Die Meinung des Pythagoras über das Wesen des Geistes, schien mir unter allen Andern die Richtige zu seyn, und ich habe noch die Papiere, die ich in meiner frühen Jugend darüber vollgeschrieben habe. Ich hielt indessen meine Gedanken zurük bis zum Jahr 1781, da mich eine schwere und langwierige Krankheit entkräftete. Mein Geist hatte dabei aber eine Heiterkeit, die bis zur Freude gieng und die mich so dreist machte, meine Meinung öffentlich und geradezu herauszusagen. Diese Schrift habe ich nun in meinem hohen Alter, da ich wegen einer Augenschwäche selbst nicht schreiben konnte, dem Herrn Johann Wilhelm Dormagen in die Feder diktirt. Er ist Lehrer bei der niederen katholischen Schule dieser Stadt, ein braver Mann und mein Freund. Die lateinische Sprache habe ich nicht nur deswegen gewählt, weil ich lieber von Gelehrten als von Ungelehr-

gelehrten beurtheilt zu werden wünsche, sondern auch, weil mir eine todte Sprache zur Behandlung der Wissenschaften bequemer scheint. Die Worte haben darin eine bestimmtere Bedeutung und Begriffe. Es ist in dieser Sprache genauer bestimmt, was sie bedeuten und was sie nicht bedeuten. Lebende Sprachen hingegen verändern sich alle zehn Jahre, und ich mögte sagen, nach der Willkühr eines jeden Schriftstellers. Sie haben keine feste Gesezze. Was ich Neues gesagt habe, und was ich nicht gelten lassen will, zeigt diese Schrift selbst. Nicht alle meine Gedanken über den menschlichen Geist, habe ich nach der Ordnung vorgetragen, sondern nur das, was ich bei einer langen und aufmerksamen Erfahrung wahr gefunden habe. Da ich die ganze Summe der menschlichen Kenntnisse aus einer Quelle, nemlich aus dem Vermögen zu zählen herleite, so glaube ich diese Lehre leichter und deutlicher gemacht zu haben. Die Freiheit des Geistes, der das Bild Gottes ist, habe ich dreist behauptet, und hoffe den Wahn vom Mechanismus des Körpers, wovon alle Begriffe abhangen sollen, der jezt seine verderbliche Herrschaft weit um sich verbreitet, mit triftigen

Grün-

Gründen widerlegt zu haben. Sollte sich gegen meine Absicht ein allzuheftiger Ausdruk eingeschlichen haben, so bitt ich dafür um Verzeihung. Ich widerrufe ihn, als ob ich ihn nicht gesagt hätte, und bitte, ihn auszustreichen. — Duisburg am Rhein den 6ten Octob. 1792.

Vorrede des Uebersezzers.

Es ist immer eine etwas mißliche Sache mit der Uebersezzung eines Buchs, wie dieses, das hier übersezt erscheint, und das so viele mannichfache, tiefgeschöpfte und geläuterte Kenntnisse vereinigt. Der Uebersezzer geräth leicht in Verlegenheit, wenn er nicht eben so mannichfacher und gründlicher Sach-

Sachkenntnis, als sein Original, ist, und das nirgends mehr, als in einem Fach und in einer Wissenschaft, die die Hülfe so vieler andern bedarf, und bei einem Schriftsteller, der so viel umfast. Und wohl nur selten hat der Uebersezzer den Umfang und den Grad der Kenntnisse seines Urschriftstellers. Selten fast er sein Individuelles ganz genau oder versezt sich gehörig in seinen Geist und Gedanken. Oft, und unter den Autoren am meisten, schreibt er um Lohn, oder durch äußeres Bedürfniß getrieben. Selten ist er der Sprache, so wohl aus der, als derjenigen, in die er übersezt, gleich mächtig: noch seltner verbindet er mit dem gehörigen Grade praktischer und theorethischer Kenntnisse von beiden die erfoderliche Sachkunde. Nur zu oft ist er nicht einmal vom Fache seines Originalautors. Nie wurden dem Uebersezzer diese Ideen lebhafter, als bei diesem Buche. Er erfuhr gerade mehrere von den eben angeführten Nachtheilen. Er ist Schulmann, ist also nicht mit den

den Kenntnissen ausgerüstet, die er billig besizzen sollte. Indessen kennt er das Fach, in dem dies Buch geschrieben ist, encyclopädisch, und als dilettant, und freuete sich, an ihm die wiederholte Erfahrung gemacht zu haben, wie nüzlich einige Kenntniß der vornehmsten Wissenschaften ihm werden kann. Vieles sonst dunkle ward ihm nun hell und es wurde ihm selbst dadurch leichter, die Technik des wissenschaftlichen Ausdruks, die größte Schwierigkeit bei Uebersezzungen von Büchern dieser Art, zu überwinden. Er folgte hierin der Sprachanalogie und übersezte auch alle Kunstwörter mit. Zwar sahe er sich da freilich oft genöthigt, neue Worte zu schaffen, indem viele lateinische Kunstworte fast unübersezbar sind, und die deutsche Sprache an keinen Worten ärmer und für nichts unbiegsamer ist, als für diese. Inzwischen durfte er dies thun in der gegründeten Voraussezzung, daß diese Uebersezzung nicht für Gelehrte, sondern nur für Liebhaber dieses Fachs oder auch für Leser,

die

die seiner ganz unkundig wären, bestimmt seyn könne. Diesen war nichts geholfen, wenn man jene Ausdrükke beibehielt. Der Uebersezzer suchte sie daher, so gut er konnte, zu verdeutschen und in den Geist seiner Leser hinein zu übersezzen. Ob, und wie dies gelungen sey, mögen Kenner urtheilen.

Vorrede des Uebersezzers.

Wäre indessen die Uebersezzung auch nicht schlecht gerathen, wiewohl der Uebersezzer gern mit dem Urtheil, daß sie nur mittelmäßig wäre, zufrieden ist, so wird dann doch vielleicht noch mancher Leser den Kopf schütteln und die natürliche Frage thun: Warum dringt sich der Mann doch selbst gegen den Willen des Verfassers zum Uebersezzer auf? Es ist wahr, der Herr Verfasser erklärt sich in seiner Vorrede deutlich genug, daß er aus guter Absicht die lateinische Sprache gewählt habe, weil er lieber von Gelehrten als von Ungelehrten beurtheilt zu werden wünschte, von denen er selbst einen Misverstand voraus zu erwarten scheint. Der Uebersezzer hätte also, wenn er den Misverstand befördert hätte, den Unwillen dieses würdigen Greißes, den er von ganzem Herzen verehret, vielleicht noch mehr, als den Tadel eines unzufriedenen Rezensenten zu fürchten. — Da indessen so viele Verehrer des Herrn Verfassers, die ihn als einen scharfsinnigen Denker kannten, und auf diese späte Frucht seines Alters sich freu-

freuten, einer Uebersezzung begierig entgegensahen; da besonders der Herr Verleger ihn so dringend darum ersuchte, so entschloß er sich endlich, aller Schwierigkeiten ohngeachtet, diese Arbeit zu übernehmen. Auch hätte er manchmal gerne einen bitteren Ausdruk versüßt, wenn er nicht gewußt hätte, daß Treue die erste Pflicht des Uebersezzers ist. Doch, da der Herr Verfasser sich selbst wegen dieses oder jenes heftigen Ausdruks entschuldigt, wer wollte denn über den ehrwürdigen Greis noch zürnen? Jeder, der seinen menschenfreundlichen Charakter kennt, wird es leicht begreifen, daß er nur gegen den Irrthum (er mag es nun seyn, oder ihm scheinen) und nicht gegen den Irrenden eifert. Manches Urtheil, das er beim Uebersezzen niederschreiben mußte, durfte er wenigstens nicht bejahen. Aber so wenig der Herr Verfasser einem Andern seine Meinung aufdringen will, so wenig wird auch ein Leser glauben (oder er müßte sehr inkonsequent schließen) daß der, der eine Meinung übersezt, sie dadurch zur Seinigen macht.

Der Uebersezzer.

Ver-

Verzeichnis der Materien.

Erster Abschnitt.

Einleitung.

§. 1. Der Mensch wird ohne Kenntnisse gebohren.
2. Die erste Quelle aller Kenntnisse ist das Vermögen zu zählen.
3. Daß der Geist eine Zahl sey, war die Lehre des Pythagoras.
4. Die ganze menschliche Vernunft ist eine Art von Zählung.
5. Alle Eigenschaften des Geistes lassen sich aus dem Begriff von der Zahl erklären. Der Geist zählt frei.
6. Der Geist steht in diesem Leben in Verbindung mit dem Körper, und in dieser Rüksicht ist er nicht frei.

§. 7.

§. 7. Die Verbindung des Geistes mit dem Körper hat viele Streitigkeiten veranlaßt.

8. Man kann eigentlich nicht sagen, daß der Geist mit dem Körper, in sofern er Ausdehnung oder Figur hat, sondern nur, daß er mit dem Körper, so lange derselbe lebt und durch Kräfte bewegt wird, in Verbindung sey. Der Geist hat mit dem Körper keine Verbindung, sondern mit den Kräften des Körpers.

9. Die bewegenden Kräfte sind immaterielle, nicht körperliche Substanzen, womit der Geist, der ebenfalls immateriell ist, eine Verbindung unterhält.

10. Durch seinen Körper steht der Geist in Verbindung mit der ganzen erschaffenen Welt.

11. Allein der Geist steht mit seinem Körper in einer engeren Verbindung, als mit der übrigen Welt, weil er

1. von seinem Körper gehindert wird,
2. weil er ein Lebensgefühl von demselben hat, das er von den übrigen Körpern nicht hat.

12. Uebergang zum Folgenden.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Lebensgefühl des Menschen.

§. 1. Die Empfindung des Menschen ist dreifach.

2. Die erste Empfindung ist das Gefühl des Lebens, wodurch der Mensch seinen eigenen Körper empfindet.

3. Das Lebensgefühl besteht nicht in einem Gefühl durch Berührung.

§. 4. Schon die alten Physiologen sahen dies ein.
5. Das Lebensgefühl scheint bei dem ersten Einathmen der Luft nach der Geburt anzufangen.
6. Durch die Lebensempfindungen lernen wir nichts außer die Bedürfnisse unseres Körpers kennen, und bei der Erwerbung der Wissenschaften hindern sie uns oft mehr, als sie uns helfen.

Dritter Abschnitt.

Von den sogenannten äußeren Sinnen, wie sie geübt werden und entstehen.

§. 1. Diese Sinne sezzen wir blos durch die Sinn-Organe in Thätigkeit. Die übrigen Theile des Körpers besizzen blos ein Lebensgefühl.
2. Durch die Sinn-Organe lernen wir nicht das Wesen der Dinge, sondern blos ihre Eigenschaften kennen, und zwar nur auf fünferlei Art.
3. Zwei von den fünf Sinnen, nemlich der Geschmak und der Geruch sind Gehülfen des Lebensgefühls, und deswegen schwerer zu erklären.
4. Zur Empfindung werden drei Stükke zugleich erfodert: Aufmerksamkeit des Geistes, ein gutes Organ und eine äußere wirkende Kraft.
5. Die Aufmerksamkeit ist eine Aufzählung der Veränderungen, die in dem Organ vorgehen.
6. Beim Hören zählen wir die verschiedenen Geschwindigkeiten der Veränderungen, die in dem Organ zu gleicher Zeit entstanden sind.

§. 7.

§. 7. Beim Sehen zählen wir die verschiedene Größe der Wirkung, welche die farbigten Sonnenstrahlen äußern.

8. Das Fühlen äußert sich durch die Zählung des größeren oder geringeren Widerstandes.

9. Das Schmekken und Riechen entstehen durch die Aufzählung der Veränderungen, die in der auflößenden Feuchtigkeit vorgegangen sind.

10. Bei dieser Lehre braucht man keine verborgene Eigenschaft anzunehmen; denn das Vermögen zu zählen haben offenbar alle Menschen.

11. Die Aufmerksamkeit des Geistes richtet sich nach dem Sinn-Organ, nicht nach dem Gehirn.

12. Die Empfindung ist kein bloßes Leiden, sondern eine Handlung des Geistes.

13. Unter den Sinn-Organen läßt sich bis jezt fast allein die Einrichtung des Auges vollständiger erklären.

14. Jedes Organ erhält vom Gehirn einen Nerven; wenn dieser unbrauchbar gemacht ist, hört die Empfindung auf.

15. Die Veränderung, die bei der Empfindung vorgeht, ist nicht bekannt genug. So viel ist gewiß, daß sie sich nicht bis ins Gehirn fortpflanzt.

16. Zur gehörigen Wirkung des Organs werden außer dem Gehirn noch viele andere Umstände erfodert, die vom Gehirn nicht abhangen.

17. Zur Empfindung gehören außer der Aufmerksamkeit und der Vollkommenheit des Organs noch andere Umstände.

§. 18.

§. 18. Eine richtige Empfindung entsteht nicht in einem Augenblik. Dazu wird ein gewisses Anhalten, oder eine Wiederholung derselben erfodert.

19. Eine wirkliche Empfindung sezt die wirkliche Gegenwart eines äußeren auf uns wirkenden Körpers voraus.

20. Allzugroße und allzukleine Gegenstände empfinden wir nicht. Der menschliche Geist aber ist mit seinen natürlichen Sinnen nicht zufrieden, sondern verbessert und vervollkommnet sie durch die Kunst. Dies thut kein Thier.

21. Es ist eine Kunst, richtig zu empfinden. Das Vermögen zu empfinden müssen wir uns durch den Gebrauch und durch Uebung verschaffen.

22. Durch die Sinne lernen wir das Wesen der Körper nicht kennen, sondern blos ihre Eigenschaften, und die Verhältnisse derselben untereinander. Um diese genau kennen zu lernen, schaffen wir uns willkührlich Grundgrößen, die wir wie Einheiten gebrauchen.

23. Die Täuschungen der Sinne entstehen theils aus dem Mangel an Aufmerksamkeit, oder aus einem Fehler des Organs; theils aus einem Fehler des Gegenstandes, und müssen durch Vernunftschlüsse berichtigt werden.

24. Aus dem Gesagten folgt, daß alle Empfindungen durch die Zählung entstehen.

Vierter Abschnitt.

Von der Bildung der Begriffe überhaupt.

§. 1. Die Empfindungen werden zu einem höheren Grad der Erkenntnis, nemlich zu Begriffen erhoben.

§. 2. Das Kind erhält seine ersten Begriffe durch seine Spielsachen.

3. Der größere Knabe, der sich von den Gegenständen, die ihm vorkommen, Begriffe bilden will, wird seinem Lehrer durch unbedeutende Fragen oft beschwerlich. Diese Neugierde behalten wir bis ins Alter.

4. Um sich aus Empfindungen Begriffe zu bilden, muß der Mensch viele Arbeit und Mühe anwenden. Sie sind also nicht angebohren.

5. Bei der Erwerbung der Begriffe verhilft ihm die Methode des Lehrers und selbst das Genie zu manchen Vortheilen, um ihm die Mühe zu erleichtern.

6. Die Begriffe sind entweder sinnliche oder intellektuelle Begriffe.

Fünfter Abschnitt.

Von den sinnlichen Begriffen oder von den Bildern.

§. 1. Die sinnlichen Begriffe nennt man Phantasien (sinnliche Bilder). Das Vermögen dieselben zu bilden, heißt die Einbildungskraft. Phantasien sind von den Einbildungs-Spielen verschieden. Die Phantasien gehören zum allgemeinen Sinn.

2. Die Bildung der Bilder oder der sinnlichen Begriffe ist ein Geschäft des Geistes. Mehrere Empfindungen, die sich ähnlich sind, werden dadurch in eine gemeinschaftliche Form gebracht.

3. Es giebt fünferlei Arten von Bildern, so viel es nemlich Sinn-Organe giebt.

4. Dies wird durch Beispiele gezeigt.

§. 5. Die Bilder existiren nicht wirklich, sondern nur im Geiste. Sie sind aber nach der natürlichen oder übernatürlichen Beschaffenheit des Organs verschieden.

6. Die Bilder sind nicht angebohren, sondern wir erhalten sie nach und nach. Dies wird durch Beispiele bewiesen.

7. Neue Beispiele davon.

8. Der Geist kann sich zusammengesezte Bilder schaffen, die nicht wirklich existiren, um sich bei dem Zählungsgeschäfte einen Vortheil zu verschaffen, und sich die Mühe zu erleichtern. Dies wird durch Beispiele gezeigt.

9. Trugbilder, und solche, die in der Einbildung liegen, entstehen aus übernatürlichen Ursachen. Sie waren also nicht angebohren.

10. Es giebt negative Bilder oder negative sinnliche Begriffe, die also nirgends existiren, als nur im Geiste.

11. Die negativen Bilder sind nicht Begriffe von Nichts, sondern von Dingen, die noch weniger als Nichts sind. Sie können daher, wie die negativen Größen in der Algeber, auf positive Schlüsse führen.

12. Um sich ein Bild zu verschaffen, dazu ist ein einziges Organ hinreichend. Die Bilder sind also keine wahre Begriffe; sondern sie machen nur den ersten und untersten Grad derselben aus, und sind daher oft täuschend.

13. Ob die Thiere sich sinnliche Begriffe bilden, ist zweifelhaft.

14. Die Bilder also oder die sinnlichen Begriffe sind nicht körperlich, sondern blos Wirkungen des Geistes.

Sechster Abschnitt.

Von der Bildung intellektueller Begriffe.

§. 1. Die intellektuellen Begriffe entstehen, wenn wir mehrere Empfindungen in eine gemeinschaftliche Form bringen, und sie aufzählen. Dies wird mit dem Beispiel von einem Baume gezeigt.

2. Erklärung eines intellektuellen Begriffs.

3. Empfindungen sind Bestandtheile der Begriffe.

4. Die Begriffe liegen nicht in den Sinnen, sondern im Verstande.

5. Um sich wahre intellektuelle Begriffe zu schaffen, dazu gehören mehrere Sinn-Organe.

6. Je mehr Empfindungen man mit einander verbunden hat, desto besser ist der Begriff.

7. Die intellektuellen Begriffe lehren uns das Wesen der Dinge kennen.

8. Aus einem richtig gefaßten Begriff müssen sich alle Eigenschaften einer Sache erklären lassen. Bei solchen aber, die man nicht richtig gefaßt hat, geht dies nicht an.

9. Was ein allzuausgedehnter Begriff sey; und daß ein solcher Begriff nicht vollständig sey.

10. Die Begriffe sind entweder positive oder negative Begriffe. Die negativen, ob sie gleich nicht wahr sind, können uns doch große Dienste thun.

11. Der erste intellektuelle Begriff, den sich das Kind macht, ist der Begriff vom Raum. Und dieser ist negativ.

12. Der zweite Begriff ist der von der Zeit, und dieser ist positiv.

§. 13.

§. 13. Der Begriff vom Raum und von der Zeit kann, in Rüksicht der Größe, bei verschiedenen Menschen verschieden seyn. Er ist also nicht angebohren.

14. Die meisten, ja fast alle intellektuelle Begriffe schaffen wir bei unsern Kenntnissen mit Mühe und Beschwerde. Und selbst dann nicht einmal ohne mannigfaltige Irrthümer. Sie sind also nicht angebohren.

15. Die Begriffe höherer Art entstehen aus der Verbindung und Zusammenzählung der niedern Begriffe, und also nicht aus Empfindungen. Sie sind daher noch viel weniger angebohren.

16. Die Begriffe höherer Art sind schwer zu bilden, und daher mehreren Zweifel unterworfen.

17. Intellektuelle Begriffe stehen in unserer Gewalt. Wir können sie uns im Geiste vorstellen, so oft wir wollen. Die Empfindungen hingegen können wir nicht wiederholen oder uns von neuem vorstellen, wenn nicht der Gegenstand gegenwärtig ist. Sie stehen daher nicht in unserer Gewalt.

18. Der Begriff von sich selbst, oder das Bewußtseyn seiner Persönlichkeit oder von seiner Selbstheit haben Einige als den Ersten unter allen Begriffen angesehen.

19. Der Mensch ist sich seiner bisweilen bewußt, bisweilen nicht.

20. Der Begriff von sich selbst ist keine Empfindung, sondern es ist ein wahrer Begriff, der aus unzähligen mit einander verbundenen Empfindungen entstanden ist. Er ist also schwer zu erhalten.

§. 21. Das Bewußtseyn von uns selbst ist uns nicht angebohren, sondern es kostet Anstrengung und Mühe, es zu erhalten.

Siebenter Abschnitt.

Von den Zeichen der Begriffe und vom Unterricht.

§. 1. Dieser neue und höhere Grad menschlicher Erkenntnis beweißt noch stärker, daß unsere Wissenschaften nicht von einem Mechanismus des Körpers abhangen.

2. Das Vorhergehende wird kürzlich wiederholt.

3. Durch die Empfindung werden wir nicht mit den Eigenschaften der Körper selbst bekannt, sondern nur mit den Zeichen derselben.

4. Ein Zeichen ist, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, und was zugleich mit irgend einer anderen Sache, die wir nicht durch die Sinne bemerken können, beständig verknüpft ist.

5. Die Zeichen der Eigenschaften verstehen wir nicht von Natur, sondern wir müssen sie lernen.

6. Die intellektuellen Begriffe haben keine natürlichen Zeichen, sondern der Mensch macht sich willkührliche Zeichen davon, indem er sich theils selbst Vortheile, die ihm Mühe ersparen, in seinen Wissen oder Wissensvortheile macht, theils aus einem Trieb zur Geselligkeit.

7. Der bequemste Weg, sich diese Zeichen zu bilden, ist die Sprache, die willkührlich ist.

8. Die Empfindungen selbst kann Niemand dem Andern mittheilen; Begriffe aber lassen sich mittheilen.

§. 9.

§. 9. Worte und Namen sind Verkürzungen oder verkürzte Darstellungen der Dinge, durch die wir uns unzählige Empfindungen zusammen vorstellen.

10. Dies wird aus den Ziffern der Zahlen gezeigt.

11. Der Unterricht ist eine Mittheilung der Zeichen und Worte, wodurch die Begriffe einem andern Menschen übertragen werden.

12. Den Unterricht hat Niemand von sich selbst, dazu wird ein Lehrer erfodert.

13. Es ist schwer und gleichsam übernatürlich, daß der Mensch mit blos willkührlichen Zeichen Begriffe verbinden lernt.

14. Die Kenntnis der Zeichen ist von der Kenntnis der Dinge unterschieden. Daher eine neue Unmöglichkeit entsteht, daß die Begriffe den kleinen Gehirnfibern eingeprägt sind.

15. Durch den Unterricht wirkt ein Geist auf einen Andern vermittelst der Zeichen.

16. Durch die Zeichen kann nicht nur Andern eine Wissenschaft mitgetheilt, sondern auch ihr Wille gelenkt werden, wiewohl die Zeichen keine physische oder körperliche Wirkung haben.

17. Daher sind die Betrügereien und lügenhafte magische Künste entstanden, wobei den Zeichen eine Kraft und Wirksamkeit zugeschrieben wurde, die sie nicht haben.

Achter Abschnitt.

Von dem Denken.

§. 1. Das Denken geschieht auf verschiedene Art, wird aber hier nur überhaupt betrachtet.

§. 2. Der Mensch denkt nicht immer; die Erklärung des Cartesius vom Geiste ist also nicht ganz völlig richtig.

3. Was heißt denken?

4. Das Denken hat Aehnlichkeit mit der sogenannten Regel de tri in der Arithmetik; ist aber doch davon verschieden.

5. Die Regel des Aristoteles ist nicht sehr anwendbar. Sie sezt allgemeine Säzze voraus, die es bei den Wissenschaften schwerlich giebt.

6. Die Kunst zu denken ist uns nicht angebohren, und hängt auch nicht von den Bewegungen des Gehirns ab.

7. Die Urtheile sind entweder positiv oder negativ, und warum sie das sind.

8. In einem Vernunftschluß werden drei Begriffe verbunden; es wird aber darin nicht auf die Gleichheit sondern auf die Aehnlichkeit allein Rüksicht genommen.

9. Es kostet viele Mühe, bis man richtige Schlüsse machen lernt.

10. Ohne Worte, die wir als Zeichen gebrauchen, können wir selten richtig denken, und warum nicht?

11. Viele von unseren Urtheilen und Schlüssen vergessen wir, denn wir haben uns dieselben nicht eigen gemacht. Um sie uns eigen zu machen, müssen wir sie einzeln wiederholen und mit dem Bewußtseyn unserer selbst verbinden. Auf diesem doppelten Geschäft beruht das Gedächtnis.

12. Die übrigen Arten zu denken sezze ich voraus, weil sie aus der Logik bekannt sind. Nur das wollt' ich bemerken, daß auch dies durch die Zählung geschieht.

§. 13. Empfindungen, Begriffe, Gedanken machen zusammengenommen die menschliche Vernunft aus. Diese besteht ganz im Zählen.

14. Kein Körper besizt Vernunft.

15. Die menschliche Vernunft ist träge, und die Wissenschaften, die sie hervorgebracht hat, sind ungewiß, und haben wenig Zuverläßigkeit.

16. Die Ausübung der Vernunft ist schwer und mühevoll. Wir werden durch mancherlei Ursachen daran gehindert, und daher werden wir verdrüßlich darüber und ermüden.

17. Obgleich die Vernunft träge und dürftig ist, so ist sie doch in diesem Leben der Probierstein aller Wahrheiten und wir thun unrecht, wenn wir sie gering schäzzen.

18. Ausser der Vernunft besizt der Mensch noch ein anderes Vermögen sich Begriffe ohne Zählung zu verschaffen.

19. Dies andere Vermögen nenne ich die anschauliche Erkenntnis. Sie ist von der Erkenntnis, die wir durch die Sinne erhalten, unterschieden.

20. Die anschauliche Erkenntnis kann man auch eine Offenbarung oder Enthüllung nennen.

21. Sie ist aber von Ahndungen und noch weit mehr von Weißagungen unterschieden.

22. Was ich unter der anschaulichen Erkenntnis verstehe.

23. Die anschauliche Erkenntnis entsteht blos im Geiste, ohne Hülfe der äußeren Sinne, ohne daß eine schlußförmliche Berechnung vorhergeht, und zwar plözlich.

24. Dies wird durch Beispiele erklärt.

§. 25.

§. 25. Andere Beispiele davon.
26. Bisweilen erhalten wir auch in Verlegenheiten plözlich einen Rath, was wir thun sollen.
27. In einem tiefen Schlafe, oder wenn wir lange gefastet haben, und wenn der ganze Körper von einer Krankheit abgezehrt ist, pflegen dergleichen Ideen zu entstehen.
28. Bisweilen ist mit einer solchen Erkenntnis eine falsche Empfindung verknüpft.
29. Ob ein Geist auf einen Andern ohne Zeichen wirken könne, ist ein Problem.
30. Man muß den Vorstellungen, die man sich bei dieser Sache gemacht hat, ja nicht zu viel trauen, denn daraus kann Abgötterei und das größte Unheil entstehen.
31. Ein solches inneres Prinzip der Erkenntnis, das von der Vernunft verschieden ist, verschaft den Menschen bei ihren Handlungen ein Vertrauen, das die Vernunft, wenn sie auch noch so gut ausgebildet ist, nicht giebt. Es kann aber auch Veranlassung zur Abgötterei werden, die ich für einen eigenthümlichen Fehler des Geistes halte.

Neunter Abschnitt.

Vom menschlichen Geiste.

§. 1. Daß der Geist ein vom Körper getrenntes Wesen sey, glauben die meisten Menschen treulich und mit Recht. Und bei diesem Glauben können sie sich beruhigen. Die Philosophen aber haben dies bezweifelt.

§. 2. Der Mensch hat ein inneres Gefühl, oder eine anschauliche Erkenntnis, daß etwas Unkörperliches in ihm sey.

3. Der Geist fühlt oder erkennt in sich eine Einheit, die in keinem Körper ist.

4. In den Körpern ist keine Einheit, sondern blos Theile außer den Theilen.

5. Die Mathematiker haben richtig bemerkt, daß die Körper nicht aus Punkten zusammengesezt sind, sondern aus einem Punctfluß oder Punctbewegung entstehen. Ein mathematischer Punct aber ist kein Körper.

6. In dem Geiste findet also allein der Begriff von Einheit statt.

7. Der Geist ist also etwas Reelles, das ausser dem Körper existirt.

8. Der Geist ist also eine Kraft oder ein Vermögen.

9. Ein Mittel, wie sich Jemand den Begriff von einem Geiste, oder von einer Einheit verschaffen könne, um nicht weiter an seiner Existenz zu zweifeln.

10. Die bewegenden Kräfte sind nicht körperlich; es sind aber doch Substanzen, weil sie wirken.

11. Die bewegenden Kräfte sind keine Eigenschaften der Körper, denn eine Eigenschaft kann nicht wirken.

12. Eine Säule hält ein Gewicht, nicht durch ihre körperliche Natur, sondern durch die anziehende Kraft der Schwertheilchen, wodurch sie der Schwerkraft widersteht.

§. 13.

§. 13. Eine sogenannte Trägheitskraft, wodurch die Materie durch eigne Kraft der Bewegung widerstehen sollte, giebt es nicht.
14. Die allereinfachsten Körper, die man gewöhnlich wegen ihrer größeren Beweglichkeit für bewegende Kräfte hält, sind keine Kräfte.
15. Das Licht scheint kein Körper zu seyn.
16. Eine Digreßion über besondere Spiegel, oder farbigte Körper, und zugleich eine neue Bestätigung, daß das Licht kein Körper sey.
17. Wenn das Licht wirken soll, wird eine Gegenwirkung einer anderen Kraft erfodert. Dies wird durch die erwärmende Kraft des Lichts erklärt.
18. Daß das Licht kein Körper sey, wird wiederholt gezeigt.
19. Der menschliche Geist ist keine bewegende Kraft, wiewohl auch diese nicht körperlich ist. Aber der Geist ist von der bewegenden Kraft noch sehr weit verschieden. Beweis davon.
20. Der menschliche Geist steht aber mit den bewegenden Kräften in Verbindung. Er leidet von ihnen, lenkt sie, gebietet ihnen. Und dies nach Willkühr.
21. Der menschliche Geist lenkt die bewegenden Kräfte durch seinen Verstand, und zwingt sie gleichsam durch eine schöpferische Kraft zur Thätigkeit.
22. Dies wird durch ein Beispiel gezeigt.
23. Diese schöpferische Kraft des Geistes ist frei, sie hängt von seiner freien Willkühr ab. In körperlichen Dingen, worin keine Einheit ist, schaft er sich willkührliche Einheiten. Er kann irren und von seinem Irrthum wieder zurük-

zurükkommen. Bei körperlichen Dingen findet kein Irrthum statt. Der Geist also, weil er irren kann, wirkt nicht mechanisch, sondern frei. Eine Digreßion über krumme mathematische Linien.

§. 24. Die Begriffe können also nicht gewissen Gehirnfibern eingedrukt oder angeschaffen seyn. Eine Digreßion über träge Menschen, die selbst nicht nach Wahrheit forschen, sondern sich bei den Meinungen Anderer beruhigen. Bei solchen Menschen kann man etwa, wie es scheint, einen gewissen Mechanismus annehmen.

Zehnter Abschnitt.

Etwas vom Gehirn, und daß dies so wenig der Siz des Geistes, als das gemeinschaftliche Sinneswerkzeug sey.

§. 1. Der Geist kann keinen Plaz einnehmen, und das Gehirn kann der Siz des Geistes nicht seyn.

2. Die alten Chaldäer gaben dem Menschen vier Seelen und verschiedene Wohnplässe dafür.

3. Was nachher die Griechen, die Araber, Galen und seine Nachfolger vom Sizze des Geistes gelehrt haben.

4. Die Meinung des Cartesius wird kurz erklärt.

5. Leibnizzens Meinung über die vorherbestimmte Harmonie.

6. Diese Lehre ist nicht nur in Rüksicht auf den Geist, sondern auch in Rüksicht auf den Körper der Erfahrung zuwider.

§. 7.

§. 7. Es ist nicht genug, daß man eine solche Maschine als möglich annimmt; sondern man muß auch zeigen, daß sie wirklich existirt. Im menschlichen Körper trifft man einen solchen Mechanismus nicht an. Selbst der Umlauf des Bluts geht nicht einmal mechanisch vor sich, sondern er erfodert eine Wirkung des Geistes.

8. Auch im Gehirn liegt die Ursache eines solchen Mechanismus nicht.

9. In dem Gehirnmark entdekt man keine Fibernartigkeit oder keine Zusammensezzung aus Fibern.

10. Das Gehirnmark ist ein breiartiges Wesen, das sich täglich erneuert und mit einem Lebensgeist begabt oder beseelt ist. Der Lebensgeist scheint eine bewegende und keine materielle Kraft zu seyn.

11. Auch die bewundernswürdige Figur der Theile des Gehirns hat keine Beziehung auf die Handlungen des Geistes.

12. Das Gehirnmark hat keine Empfindung, selbst nicht einmal das Lebensgefühl, und empfindet keinen Schmerz.

13. Der innere Schmerz des Kopfes liegt in den Gefäßen und Häuten. Eine Digreßion über entgegengesezte Experimente. Der Schwindel hat seinen Grund nicht in der Substanz des Gehirns.

14. Eine Verlezzung des Gehirnmarks stört die Wirkungen des Geistes nicht immer. Wenn dies aber der Fall ist, so liegt dies an anderen Ursachen. Diese Ursachen werden angegeben.

§. 15.

§. 15. Das Hauptargument der Fatalisten wird angeführt, und die Widerlegung desselben versprochen.

16. Zur Empfindung wird die Mitwirkung des Gehirns erfodert, so wie bei einem musikalischen Instrument die Wirbel, wenn die Saiten den rechten Ton geben sollen.

17. Der aufrechte Kopf des Menschen trägt zur Cultur seines Geistes nichts bei, so wenig als das Clima und ähnliche Umstände.

18. Die Beschaffenheit des Körpers hat in die Cultur des Geistes Einfluß, wenn er ihm nemlich keine Kräfte mittheilt, sondern ihn hindert.

19. Charakterkenntnis lernt man nicht aus der Figur des Körpers, sondern aus den Handlungen des Menschen.

20. Wiederholung des Vorigen.

Eilfter Abschnitt.

Von der Verbindung des Geistes mit dem Körper.

§. 1. Ueber die Verbindung des Geistes mit dem Körper bleibt uns vieles dunkel.

2. Der Mensch hat zwei Grundstoffe, den Geist und die Kräfte des Körpers.

3. Der Geist kennt seinen Körper nur durch die Sinn-Organe. Von den inneren Theilen des Körpers hat er keine Vorstellung, nur in so weit ihm dieselben durch die Anatomie bekannt sind.

4. Im gesunden Zustande haben wir kein Lebensgefühl.

§. 5. Der Geist hat mit der Materie des Körpers keine Verbindung.

6. Der Geist liebt seinen Körper als ein Werkzeug, das ihm zur Sättigung seiner Begierden behülflich ist.

7. Der Geist ist nicht immer in Verbindung mit dem Körper, sondern nur dann, wann er darauf aufmerksam ist, d. h. wenn er wacht.

8. Das Wachen steht in unserer Freiheit und Willkühr, es ist also ein Werk des Geistes.

9. Auch der Schlaf entsteht meistens aus einem Ueberdruß des Geistes, seltener hängt er von körperlichen Ursachen ab.

10. Einige Umstände und Ereignisse beim Schlaf, woraus man sieht, daß der Schlaf ein Mangel der Aufmerksamkeit ist.

11. Gewisse Verrichtungen des Körpers gehen auch im Schlafe fort; aber doch nicht mechanisch.

12. Auch die Lebensverrichtungen des Körpers erfodern die Aufmerksamkeit und die Aufsicht des Geistes.

13. Die Materie des menschlichen Körpers ist zwar sehr wirksam; diese Wirksamkeit aber entsteht von den gegenwärtigen bewegenden Kräften. Und mit diesen Kräften ist der Geist in Verbindung, nicht mit der Materie selbst.

14. Die bewegenden Kräfte die unter der Herrschaft des Geistes stehen, wirken in einem Augenblik. Die Wirkung ist nach Verschiedenheit des Organs verschieden.

15. Der menschliche Geist hat keinen bestimmten Plaz in seinem Körper. Wohin er seine Aufmerksamkeit richtet, da ist er gegenwärtig.

Ver-

Vermittelst des Körpers ist er auch den äußeren Dingen gegenwärtig, wenn er sich Begriffe davon gemacht hat.

§. 16. Vieles bleibt mir aber bei der Verbindung des Geistes mit dem Körper noch übrig, was ich bisher durch die Erfahrung nicht habe ausforschen können.

17. Doch läßt sich aus meiner ungewissen Einsicht kein Schluß auf einen Prästabilismus (Vorherbestimmung) machen.

18. Einige allgemeine Betrachtungen über den Zustand des Menschen auf der Erde.

19. Die Gemüthsaffekten entstehen aus einer gewissen anschaulichen Erkenntnis, und widerstreben daher der Vernunft.

20. Die Affekten entstehen nicht aus verworrenen Ideen, denn man macht sich keine Begriffe dabei; sie können also auch nicht verworren seyn. Die Affekten werden mit den Lebensempfindungen des Körpers verglichen.

21. Der Mensch kann nicht ohne Affekten seyn; er muß aber auch die besten mäßigen lernen.

22. Die Affekten entstehen theils aus einer Disposition des Körpers; theils aus der Anlage des Geistes selbst.

23. Durch die öftere Wiederholung der Affekten entstehen Vorstellungen in den Menschen, die sich, wenn man sie einmal angenommen hat, nicht leicht ausrotten lassen. Denn sie halten sie für wahr, wenn sie auch falsch sind.

24. Es ist dem Menschen gewöhnlich angenehm, wenn er seinen Affekten nachhängen kann. Er glaubt eine gewisse Seligkeit darin zu finden, denn er wird dadurch gleichsam auf-

ser Verbindung mit seinem gegenwärtigen Körper gesezt.

Zwölfter Abschnitt.

Vom menschlichen Geiste, in sofern er von seinem Körper getrennt ist.

§. 1. Mit dem Zustand der gänzlichen Trennung werden wir erst nach dem Tode bekannt werden. Wir können aber doch einigen Vorschmak davon haben.

2. Kurze Wiederholung des Vorhergesagten über die Erwerbung unserer Erkenntnis durch die Sinne.

3. Sich, diese Erkenntnis zu verschaffen und seine Vernunft zu gebrauchen, hat der Geist einen Körper nöthig. Bei der Trennung von diesem Körper hört diese ganze Methode Schlüsse zu machen auf, so wie sie auch bei Gott nicht statt findet.

4. Wenn der Geist von seinem Körper getrennt ist, hat er eine anschauliche Erkenntnis. Spuren davon haben wir auch in diesem Leben; sie sind aber sehr unzuverläßig, wenn wir sie nicht nach der Vernunft untersuchen.

5. In dem Geist eines Menschen, der ruhig schläft, hört nicht nur der Gebrauch der Sinne, sondern auch der Gebrauch der Vernunft völlig auf. Und doch lebt er und wirkt.

6. In einem sanften Schlafe hört alle Mehrheit auf. Blos die Einheit bleibt, und also auch nur die Begriffe, die in eine Einheit gebracht sind.

§. 7.

§. 7. Je allgemeiner die Begriffe sind, desto gewisser ist ihr Eindruk im Geiste.

8. Solche Begriffe, die man metaphysische, transcendentelle, überschwengliche, überirdische Begriffe nennt, machen den Charakter des Menschen aus, und scheinen auch im Schlafe zu bleiben.

9. Die Entzükkung ist ein Zustand des Geistes, worin er noch mehr aus seinem Körper versezt ist, als im Schlafe.

10. Ein Träumender schläft nicht völlig; daher sind die Träume ermüdend. Es giebt aber auch bedeutende Träume, die gewissermaßen vernünftig sind.

11. Bedeutende Träume sind vernunftmäßig und beweisen, daß der Geist während dem Schlafe lebt und wirkt.

12. Dergleichen Träume sind aus den heiligen und Profan-Schriften bekannt. Ja sie kommen auch noch heutiges Tages vor.

13. Es fragt sich: ob Geister nach der Trennung von ihrem Körper gegenseitig auf einander wirken.

14. Einige glauben, ein gewisser feiner Körper bleibe noch immer und sey vom Geist unzertrennlich. Dies ist falsch.

15. Jemehr wir uns von den körperlichen Sinnen entfernen, desto größer ist die innere Thätigkeit des Geistes Wahrheiten einzusehn.

16. Wenn der Geist des Menschen von seinem Körper getrennt ist, so ist er zum Umgang mit Gott fähig. Dieser Umgang, insofern er in diesem Leben möglich ist, wird um

der menschlichen Schwäche willen gewöhnlich in Bilder gehüllt und bildlich eingekleidet.

§. 17. Daß der Geist des Menschen auch in diesem Leben Umgang mit Gott haben könne, ist deswegen doch nicht zu läugnen, weil mehrmals Betrügereien vorgegangen sind; oder weil die Menschen mit unschiklichen Worten ihre Erfahrungen ausdrükten.

18. Ob der Geist des Menschen, wenn er frei von seinem Körper ist, oder auch im gegenwärtigen Zustande mit andern Geistern ausser Gott einen unmittelbaren Umgang haben könne, wird besprochen, und unentschieden gelassen.

19. Die Erkenntnis des Geistes ist nach der Trennung von seinem Körper eine ganz andere Erkenntnis, als die, welche wir jezt besizzen, bis er einen neuen Körper erhalten wird. Was dies für eine Erkenntnis seyn werde, kann man eigentlich nicht sagen.

20. Daß der Geist frei sey, lehrt einen jeden die deutliche Empfindung. Es ist zu bewundern, daß eine Sekte es wagen konnte, diese allgemeine Erfahrung zu läugnen. Selbst diese Dreistigkeit ist ein Beweis der menschlichen Freiheit.

Erster

Erster Abschnitt.

Einige allgemeine Vorerinnerungen.

§. 1.

Wie schwach, wie hinfällig, wie ungeschikt zur Verrichtung menschlicher Handlungen der Körper eines Kindes sey, das zum erstenmal das Licht der Welt erblikt, dies ist Jedem bekannt. Darüber haben Philosophen und Dichter oft und weitläuftig genug geschrieben. Es scheint aber, daß der menschliche Geist eben dieses Kindes, wie die Erfahrung und allgemeine Beobachtung zeigen, hülflos, unwissend, und von allen Kenntnissen entblößt ist,

nur das Vermögen oder die Möglichkeit zu erkennen und zu lernen besizt; und es fällt in die Augen, daß dies Vermögen nach und nach, besonders wenn Unterricht dazu kömmt, zur Thätigkeit und Ausübung gebracht werde. Der menschliche Geist gleicht also einer neuen Tafel, worauf noch nie Buchstaben geschrieben, einem neuen polirten Spiegel, dem noch nie vorher ein Bild dargestellt worden. Die Fähigkeit zu erkennen, hat der Mensch vom Schöpfer empfangen; die Erkenntnis muß er sich selbst verschaffen. Und je eifriger und standhafter sich Jemand dieser Bemühung unterzieht, und sie fortsezt, desto gelehrter, desto klüger, desto weißer wird er, wie dies die unbezweifelte Erfahrung beweißt. Denn was auch die Philosophen für Aussprüche über die angebohrnen und gleichsam als Mitgabe erhaltnen Ideen oder Begriffe wagten; so sieht man doch, daß sie alle der Erfahrung zuwider sind. Dies alles muß, wenn ich die Sache recht beurtheile, blos aus dem Vermögen oder aus der Möglichkeit etwas zu wissen, die bei dem Einen größer ist, als beim Andern, bisweilen auch aus den verschiedenen Trieben, besonders aus der allen Menschen eingepflanzten Neugierde, nemlich aus der Wißbegierde, hergeleitet werden.

Wie falsch diese Lehre von den angebohrnen Ideen sey, wird sich nachher in meiner Abhandlung deutlicher zeigen. Der alte Lehrsaz des Aristoteles: Was im Verstande ist, ist durch die Sinne hineingekommen, wird also durch die tägliche Beobachtung bestätigt. Denn die Platonische Praeexistenz der Ideen kann damit in keine Verbindung gesezt werden, weil sie, als eine metaphysische Spekulation, sich nicht mit der menschlichen Erkenntnis, sondern mit der Art der Erkenntniß beschäftigt, insoweit diese vor der Existenz der erschaffenen Dinge im Schöpfer war.

§. 2.

Die menschliche Erkenntnis hat, wie die tägliche Erfahrung lehrt, mehrere Grade und Modificationen, die aber doch alle gleichsam aus einer Grunderkenntnis, aus der nemlichen Quelle, nemlich aus dem untersten Grade und aus der allereinfachsten Kraft zu erkennen, erwachsen. Diese allereinfachste Kraft des menschlichen Geistes, die allein demselben angebohren und von dem Schöpfer verliehen ist, ist das Vermögen oder die Kraft zu zählen, d. h. die Kraft, mehrere Dinge in Einem und Eins in Mehrern zu fas-

sen — sich das, was nicht das nemliche ist, als etwas verschiedenes vorzustellen, und mehrere Dinge von einerlei Gattung in Eins zusammen bringen. — Die Zahl nemlich, d. h. das Verhältniß der Einheit mit der Mehrheit, ist eine ganz absolute und allgemeine Eigenschaft, die sowohl in intellektuellen als materiellen Dingen statt findet. Sie ist das erste Gesez, aus welchem alle übrigen Zustände und Gesezze der ganzen Geister- und Körperwelt entstehen.

§. 3.

Daß der menschliche Geist eine Zahl sey, dies ist die allerälteste Meinung, die nur jemals unter den Griechischen Philosophen im Schwange gieng; die Meinung des großen Pythagoras, die vielleicht nie recht verstanden worden ist, und eben daher von den späteren Philosophen entweder verworfen oder durch unnüzze Erdichtungen verdunkelt und erschwert wurde. Und doch ist sie die einzige wahre. Denn, wenn Aristoteles die Empfindung, nemlich die Kraft zu empfinden, als den ersten Grad der Erkenntnis annimmt, und wenn Cartesius die Kraft zu denken zur eßentiellen und ersten Kraft des menschlichen Geistes

Geistes macht, so geht diese Erklärung doch nicht ganz bis auf den Grund der Sache. Ich werde nemlich nachher zeigen, daß so wohl Empfindung als Gedanken Arten von Zählung sind. Diese erste und ursprüngliche Kraft des menschlichen Geistes nennen wir mit dem gewöhnlichen Namen die Vernunft, womit der Schöpfer die menschliche Seele beschenkte, durch die wir zu allen Stufen der Erkenntniß und zur Wahrheit gelangen. Was ist aber die Vernunft anders, als Beschaffenheit und Verhältniß oder Beziehung des einen auf mehrere oder der mehreren auf eins?

§. 4.

Der menschliche Geist ist eine Zahl. Seine erste substantielle und anerzeugte Kraft ist die Zahl, durch deren Anwendung wir, wo es nöthig ist, unterscheiden, verbinden, trennen, vergleichen, gleiche von ungleichen Dingen absondern, denken — d. h. wodurch wir alles, und selbst das, was nicht in die Sinne fällt, das Vergangene und Zukünftige auf eine Einheit zurückführen und zusammenbringen. Je besser sich Jemand aufs Zählen versteht, desto vernünftiger ist er, und einen desto vollkommnern Vorzug einer gesunden und zuverläßigen

Ver-

Vernunft, erwirbt er sich. Je genauer Jemand jede Sache berechnet, desto sicherer ist er vor Trugschlüssen und Irrthümern in seiner Erkenntnis. Der Mensch, sagt Tullius, III. Buch von den Pflichten, besizt die Vernunft, durch die er das, was auseinander folgt, einsieht; den Grund und die Ursachen der Dinge erblikt; was auf sie folgt und was vor ihnen hergieng, weiß; ihre Aehnlichkeiten vergleicht und die zukünftigen Dinge an die gegenwärtigen anknüpft.

§. 5.

Der Geist ist eine Zahl, nemlich eine Substanz, worin Eins und mehrere Dinge zugleich sind; worin die Mehrheit nicht von der Einheit getrennt ist: so, daß also nach dem alten Grundsaz der Geist sich im Ganzen befindet, und auch im jeden Theil ein Ganzes ausmacht. Dies kann von keinem Körper und keiner Materie gesagt werden; denn ein Körper ist, nach der richtigen Erklärung des Aristoteles, eine Substanz, deren Theile ausser den Theilen sind, und in keinem Theil ein Ganzes ist. Daher folgen aus der Lehre des Pythagoras die Lehrsäzze von selbst, die sonst müssen bewiesen werden; deren Beweis aber sehr

sehr schwer und ungewiß ist, nemlich: die Seele ist ein einfaches Wesen; sie hat keine Ausdehnung, keine Theile außer den Theilen; sie hat den Anfang ihrer Thätigkeit in sich selbst, eben daher ist sie frei und hat einen Willen; sie beherrscht sich selbst, gefällt sich selbst oder misfällt sich auch, nachdem die Umstände verschieden sind; sie bereut ihre Handlungen, richtet sich selbst auf und ermahnt sich; bessert sich selbst oder, welches auch möglich ist, sie verschlimmert sich; sie handelt, ohne eine äußere Einwirkung nöthig zu haben, und eben deswegen ist sie ein freies Wesen, d. h. sie hat einen beständigen inneren Antrieb in sich, dessen Kräfte nicht erschöpft werden: sie ist also ein fortdauerndes, ein ewiges, ein unsterbliches Wesen.

§. 6.

Die Erfahrung lehrt aber auch, daß eben diese menschliche Seele mit einem organischen Körper verbunden ist, der auf verschiedene Art in die Seele wirkt, den der Geist beherrscht und dessen Glieder, wenn er gesund ist, willkührlich bewegt. Dieser Körper wird von der Seele empfunden und sehr von der Seele geliebt. Die Seele sucht also seinen

nen Mängeln abzuhelfen; sie fühlt und scheut seinen Tod oder völlige Zerstörung, mehr als alles. Durch die verschiedene Veränderungen dieses Körpers wird die Seele zu den Affekten der Freude, der Wollust, der Furcht, der Traurigkeit und dergleichen gleichsam gewaltsam hingerissen; und sie hinge, hinderte dies nicht ihre innere Freiheit, von dem Körper ab. Daher ist die menschliche Seele, so lange wir hier leben, gleichsam in einem beständigen Streit, und einem doppelten Gesez unterworfen, nemlich: dem Gesez der inneren Freiheit und den mechanischen und äußeren physischen Gesezzen. Vermittelst dieses Körpers kann endlich der Geist auch die übrigen Körper dieser Welt, und fast den ganzen Weltkreis empfinden, erkennen, beurtheilen, ausmessen; ja, sie nach dem Grad der Kräfte ihres eigenen Körpers, beherrschen, verändern, und zu ihrem Nuzzen anwenden. Diese Verbindung des Geistes mit seinem Körper nennen wir gewöhnlich mit dem jezt aufgenommenen Ausdruk im Lateinischen: commercium corporis et animi.

§. 7

Wie diese Verbindung des Geistes mit dem Körper möglich sey, dies hat unter den Philoso-

losophen viel Zank verursacht, und sie in unnüzze Meinungen und Streitigkeiten verwikkelt. Sie hielten es nemlich für unbegreiflich, daß ein einfaches Wesen, das also keine Theile außer den Theilen hat, mit einem materiellen Wesen, welches mathematisch betrachtet, aus bloßen Theilen und fast ganz aus Oberflächen besteht, verbunden werden, darauf wirken und von ihm leiden könne. — Diese Zänkereien und Streitigkeiten sind so bekannt, daß ich nicht nöthig habe, sie hier zu wiederholen.

§. 8.

Wir können sie aber auch entbehren, weil man doch mit Recht nicht sagen kann, daß der Geist mit dem Körper in Verbindung stehe; denn er hat blos mit den Kräften, die diesen Körper beleben und bewegen, Gemeinschaft und Verbindung. Denn mit dem Körper, soweit dieser Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Figur und Zusammensezzung hat, kann er nicht in einer gegenseitigen Verbindung stehen, nicht gegenseitig auf ihn wirken; sondern nur in so weit der Körper lebt, in soweit er reizbar ist, und von den gegenwärtigen Kräften bewegt, gereizt und angetrieben wird. — Mit einem todten Körper

steht der Geist in gar keiner Verbindung, wie man bemerkt; wir haben vielmehr einen Abscheu davor und weichen ihm aus. Bei einer wahren Ohnmacht und Stokkung des Blutes, so lange der Umlauf des Bluts und das Odemholen völlig aufhören, zeigt sich keine Empfindung, keine Wirkung des Geistes, bis die Lebenskräfte zurükkehren. Bei einer Lähmung, wo die Reizbarkeit aufhört, und besonders beim kalten **Brande** haben sie keine Verbindung mit einander. Ja selbst der Schlaf und eine zu starke Ermüdung des Geistes oder des Körpers verursachen eine ähnliche Gefühllosigkeit und Erstarrung. Ja, mit dem Auge sehen wir nicht, wenn uns eine dikke Finsterniß umgiebt und alle Bewegung der Lichtstralen hindert; denn die Körper sehen wir nicht, sondern das Licht, das davon zurükfällt. Bey der tiefsten Stille können wir unsre Ohren nicht gebrauchen, und eine verhärtete Haut, die gar keine reizbare Elastizität besizt, äußert kein Gefühl. Und überhaupt hat die Beobachtung einen Jeden, besonders aber die Aerzte, die auf dergleichen Dinge etwas genauer merken, gelehrt, daß jeder Theil des Körpers, der nicht mehr genährt, oder gestärkt wird, in keiner Verbindung mit dem Geiste bleibt. Ohne Gefühl läßt er sich

schnei-

schneiden, brennen, abnehmen, und wird von dem Geiste auf keine Weise bewegt. Endlich, im hohen Alter wird fast der ganze Körper, wenn er auch noch gut zusammenhält, weil die Kräfte fehlen, für den Geist unbewohnbar. — Auch ist es nur zu gewiß, daß der Geist selbst diese Verbindung abbrechen könne, da er, wenn er in besonderen Betrachtungen vertieft ist, weder sieht, noch hört, oder schmekt, wenn gleich die Organe, die für diese Sinne bestimmt sind, ihren natürlichen Bau und Einrichtung haben: so daß er den Schmerz, der doch gewiß das unangenehmste Gefühl ist, nicht einmal recht empfindet, wenn er sich mit andern wichtigern Gedanken beschäftigt. Dies geht so weit, daß Menschen in der Entzükkung oder in Convulsionen aller Verbindung mit dem Körper völlig beraubt sind; indessen der Geist selbst aufs lebhafteste wirkt, und gleichsam außer seinem Körper versezt, wunderbare Erscheinungen und Gesichte hat. Mit diesem Zustand einer gewissen Entzükkung, ist wohl, wie ich glaube, Niemand, der an die tiefere Betrachtung der Wissenschaften einigermaßen gewohnt ist, so ganz unbekannt, daß er davon gar keine Erfahrung gehabt hätte. — Es sind also Kräfte, welche die Verbindung des

Geistes und des Körpers ausmachen, nicht die Natur des Körpers selbst, nicht seine Ausdehnung oder Figur.

§. 9.

Die Kräfte jeder Art aber sind unkörperliche, immaterielle Substanzen, die nicht im Körper liegen. Schon Aristoteles erklärte daher, als er die so sehr genaue und ihres Verfassers so würdige Untersuchung über den Ursprung angestellt hatte, sachkennerisch, daß die Ursache der Bewegung kein Körper, sondern eine andere Substanz wäre, die von der Natur des Körpers völlig verschieden sey. Daß aber der Geist, der eine Kraft, d. h. eine immaterielle Substanz ist, mit andern ihm ähnlichen Substanzen, nemlich mit Kräften jeder Art in einiger Verbindung stehe, ist, wie mir däucht, so ganz unglaublich oder unbegreiflich nicht. Von den Kräften überhaupt aber werde ich in der Folge noch ausführlicher handeln.

§. 10.

Da der Körper des Menschen ein Theil der Welt ist, da er mit der ganzen erschaffenen Welt in Verbindung steht, und von ihren

allgemeinen Kräften regiert wird; so ist der Mensch, vermittelst dieses seines Körpers, mit der ganzen Welt, in sofern ihm diese gegenwärtig ist, in Verbindung. Denn die Sterne, die Berge, die Bäume, wenn sie auch von uns entfernt sind, wird er eben sowohl gewahr, als andere Gegenstände, die ihm ganz nahe sind; doch so, daß er nach der Verschiedenheit der Organe, mit dem Einen die entfernteren, mit dem Andern die näheren besser unterscheidet. Denn mit den Augen können wir Dinge, die sehr weit von uns entfernt sind, mit den Ohren können wir solche, die uns schon näher sind, und durch das Gefühl, den Geschmak, den Geruch können wir ganz nahe und uns beinahe berührende Dinge bemerken. Diese Idee hat der berühmte Büffon schön auseinandergesezt. Er scheint sie von dem Spanier de Cervantes angenommen zu haben. Dieser trägt sie in seinem scharfsinnigen Buche: über den menschlichen Lebenslauf, unter dem Titel Andrenio vor, das aber jezt nicht sehr bekannt mehr ist.

§. 11.

Der menschliche Körper, der dem Menschen eigenthümlich ist, hat aber doch etwas

in

in sich, das weit auffallender, als alle andere Körper in den Geist wirkt. Und dies ist von zweierlei Art:

1. Dieser Körper hindert die Kraft des Geistes, die fast unendlich scheint, in den Bemühungen, die er anstellt, um sich Kenntnisse zu erwerben, sezt ihm Gränzen, hemmt seine Thätigkeit, und schließt ihn in engere Schranken ein. Daher rühren nemlich jene unzählige Verschiedenheiten, und sogenannten Temperamente, wovon fast jeder Mensch ein besonderes hat: so daß der Eine etwas geschwinder bemerkt und begreift und zu allen seinen Verrichtungen geschikter ist; da hingegen der Andere dummer, langsamer, und den Irrthümern mehr unterworfen ist. — Denn diese Verschiedenheit der Menschen hat größtentheils im Körper ihren Grund, der bisweilen bei zunehmenden Jahren durch Diät und Uebung einer Verbesserung fähig wird; so wie er auch durch Ungemach verdorben und geschwächt zu werden pflegt. Der Körper kann nemlich auf den Geist wirken, indem er ihn hindert, mäßigt, einschränkt, ihn nicht anreizt oder ihn aufregt. Hierauf gründet sich die falsche Lehre vom sogenannten Materialismus, worin behauptet wird, daß

der

der Geist, weil er ganz offenbar und nach den gewissesten Erfahrungen sehr von seinem Körper abhängt, selbst körperlich oder materiell sey, und daß alle Begriffe und Gedanken ein Spiel der Bewegungen seyen, die im Körper verborgen liegen und von besondern mechanischen Kräften in Gang gebracht werden. Dies ist aber doch der Natur des menschlichen Geistes gänzlich zuwider und ist eine unrichtige Behauptung, die ihn sehr herabsezt.

2. Es ist auch noch eine andere Ursache da, warum der menschliche Körper, der Körper, der den Menschen eigen ist, mit ihm genauer vereinigt und verbunden ist: Weil wir nemlich einen gewissen einzigen Sinn haben, mit dem wir unsern Körper für den unsrigen und für einen nur uns gehörigen erkennen, nemlich das Lebensgefühl, wodurch wir keinen andern Körper, als blos diesen Unsrigen empfinden. — Hiervon wird der folgende Abschnitt handeln.

§. 12.

Diese allgemeinen Säzze habe ich voraus schikken wollen, damit gleich im Anfang meiner Abhandlung der Zwek derselben einigermaßen

maßen hervorleuchte, und der Leser sehe, auf welche Stükke er besonders Acht zu geben habe. Denn ich liebe bei der Behandlung der Wissenschaften die sogenannte mathematische Methode nicht, die von einfachen Säzzen anfängt und allmählig zum Beweis der dunkleren fortschreitet. Denn, wenn in einer solchen Beweiskette auch nur ein einziges Glied fehlt oder trügt; so kann zulezt der ganze Schluß bei allem sichtbaren Schein der Gewißheit doch grundfalsch seyn. Die Gründe von dem, was ich bisher gesagt habe, werden erst in dem folgenden einleuchten, und den Aufschluß geben, warum ich so und nicht anders denke. Das erhabene Wesen des menschlichen Geistes mit völliger Deutlichkeit zu beschreiben, dies ist in unserem gegenwärtigen Leben unmöglich. Ich glaube indessen, daß wir durch die Beobachtungen, die ich vorlegen werde, der Einsicht in der Natur desselben etwas näher kommen können.

Zweiter

Zweiter Abschnitt.

Von dem Lebensgefühl des Menschen.

§. 1.

Die Empfindung überhaupt ist der erste Grad menschlicher Erkentnis. Eine Erklärung davon geb' ich noch nicht; wie sie im Geiste anfange, wird nachher deutlicher werden. Nach der bloßen Erfahrung sind diese Empfindungen dreierlei Art;

1. Empfindungen von seinem eignen Körper;
2. Empfindungen von den äußeren körperlichen Gegenständen, wozu die fünf bekannten Organe bestimmt sind;
3. Empfindungen des Geistes selbst, wenn er sich selbst beobachtet.

§. 2.

Der erste Sinn, der deswegen der erste ist, weil er mit der Geburt selbst anfängt, und durchs ganze Leben fortdauert, muß das Lebensgefühl heißen, wodurch der Mensch es weiß, daß dieser Körper ihm eigen ist, und Niemand als ihm allein gehöre; daß er Herr über diesen Körper ist, daß er sich selbst beherrscht, daß er aber auch von eben diesem Körper etwas leidet. Er fühlt es, daß dieser Körper lebt und sich auf verschiedene Art verändert, daß er bisweilen an einigen Stükken Mangel oder auch Ueberfluß hat. Er fühlt es, wenn er Hizze oder Kälte, Hunger oder Durst aussteht, und gefastet hat. Er fühlt es hingegen auch, wenn er satt ist, wenn er einen Ekel hat, wenn er sich erbrechen will, wenn ihn ein natürliches Bedürfnis drükt, und er gereizt wird, ihm abzuhelfen. Er weiß es, daß er gesund ist, und dies so angenehme Gefühl der Gesundheit empfindet, welches die Griechen ευχαϱια nennen. Er fühlt es, wenn er munter oder müde und abgemattet ist, wenn er schwächlich oder krank ist, wenn er von Schmerz oder von einem Jukken, von einem Kizzel, von Beängstigung, Schwindel Engbrüstigkeit geplagt wird. Er weiß es, wenn

wenn er wacht, oder geschlafen hat, oder wie dann die übrigen Modifikationen dieses Lebensgefühls, deren es sehr viele giebt, heißen.

§. 3.

Es ist gegen alle Erfahrung, daß man diese verschiedenen Empfindungen alle zum Gefühl rechnen müsse, wie bekanntlich die neueren Philosophen und Physiologen gethan haben. — Denn das Gefühl äußert sich, wenn unser Körper von einem anderen äußeren Körper berührt wird, welches aber bei den Lebensempfindungen kaum jemals Statt findet. Denn was heißt es: den Hunger berühren? Ist etwa der Hunger ein Körper, der den Magen berührt? Ist nicht der Hunger das Gefühl eines gewissen Mangels? Was heißt es: den Schmerz berühren? oder die Beängstigung berühren? Was heißt es: seine Gesundheit berühren? Denn das Gefühl der Gesundheit entsteht nicht aus der Berührung eines andern Körpers, sondern aus dem Gefühl der Ordnung und des Ebenmaaßes aller Theile: wenn nemlich der Geist empfindet, daß in seinem Körper nichts fehlt und nichts überflüßig ist; diese sehr schöne Erklärung der Gesundheit ist vom Hippokrates. Alle diese

Empfindungen haben vielmehr ihren Grund allein in jener Erkenntnis, weil diese sowohl angenehme als unangenehme Handlungen und Veränderungen in seinem eignen Körper vorgehen, ohne Mitwirkung eines äußeren.

§. 4.

Die alten Physiologen waren geneigter diese Lebensempfindungen lieber von der Klasse der Sinne auszuschließen und ihnen die eigene Benennung appetitiones und aversationes beizulegen, weil sie nemlich ihren Unterschied von den äußeren Sinnen wohl einsähen. Doch sah Galen schon die Empfindung der Hizze und Kälte als etwas besonderes und von den übrigen fünf Sinnen verschiedenes an. Auch legten die Araber dem Menschen überhaupt sechs Sinne bei, außer den fünf bekannten Sinnen, nemlich noch einen sechsten: das Gefühl der Hizze. Ja sie erklärten auch schon die übrigen Modifikationen des Lebensgefühls für besondere Sinne, nicht für Appetitionen oder Aversationen, indessen mit einiger Bedenklichkeit. Dies scheint mir auch richtig: denn jeder Mensch bemerkt es an sich selbst, daß das Gefühl, z. B. des Schmerzes, ein wahres Gefühl ist, wenn es auch mit Wider-

derwillen und mit dem Verlangen verbunden ist, daß er aufhören möge.

§. 5.

Um welche Zeit das Kind diese Empfindung seines Körpers zum erstenmal erhalte, ist nicht so ganz gewiß. Sie scheint aber erst dann zu entstehen, wenn das Kind gebohren wird und zum erstenmal athmet und Luft schöpft. Denn bisher war es ein Theil der Mutter, und lebte von ihren Kräften. Sobald es aber auf die Welt kommt, dehnt es seine Brust durch eigne Kraft aus, füllt seine zusammengedrükte Lunge mit der geschöpften Luft und fangt an zu empfinden, daß dieser Körper sein sey, daß sein Leben von seinen eignen Kräften abhange, und dadurch fortdaure. Daher wird nach der Einstimmung aller Völker das Kind für einen Menschen gehalten, wenn es zum erstenmal Luft geschöpft hat, man glaubt, daß es dann die Rechte der Menschheit, politisch betrachtet, genieße. Vor dieser Zeit aber wird es für einen Anhang der Mutter, für verwerflich und für eine unreife Geburt erklärt. Denn der Eintritt der Luft in den Körper hat, wie in die übrigen Lebensverrichtungen, so auch besonders auf das Gefühlsvermögen,

mögen, einen ungemeinen Einfluß. Hippokrates ist also nicht zu tadeln, wenn er sagt: daß die Luft in uns lebe, sehe, fühle und empfinde. Denn eben das hat auch Paulus gesagt Ephes. 2, 2. Dies Einathmen der Luft haben wir mit allen Thieren gemein, und wenn nicht höhere Grade der Erkenntnis sich in uns entwikkeln, so führen wir ein thierisches Leben. Man könnte darüber streiten, ob vielleicht dies Gefühl von seinem Körper schon vorher, nemlich um die Mittelzeit der Schwangerschaft angefangen habe, um welche sich eine Art von Stellverändernder Bewegung wahrnehmen läßt; in diesen Streit mag ich mich jezt nicht einlassen. Gewiß muß dies Gefühl alsdenn sehr schwach und unvollkommen seyn. Solche Bewegungen der Leibesfrucht sind vielleicht eher für krampfartige zu halten, woran der Geist gar keinen Antheil hat.

§. 6.

Die Modifikationen dieses Lebensgefühls verursachen in dem Geiste die Empfindung eines Vergnügens, oder einer Unbehaglichkeit, nachdem die Theile verschieden sind, oder der Grad derselben. Wie dies zugehe, werde ich deutlicher erklären können, wenn ich erst

von

von den äußeren Sinnen gehandelt habe. Alle diese Lebensempfindungen unseres Körpers bleiben aber etwas dunkel und ungeschikt, um Begriffe oder Jdeen daraus zu bilden. Folglich, sobald sie aufhören, hört auch die Vorstellung davon auf, und wir können uns an keine davon recht erinnern, wenn wie uns nicht etwa durch die äußeren Sinne, z. B. um welche Zeit wir die Empfindung hatten, was vor eine Ursache vorhergieng, was für Hindernisse daraus entstanden, was für Arzneymittel wir gebrauchten, und durch dergleichen Umstände besinnen, daß wir dies oder jenes einmal mit Vergnügen oder mit Beschwerde empfunden haben. Von diesen Lebensempfindungen unseres Körpers lernen wir so wenig, daß Niemand, wenn es nicht durch die Leichenöffnungen bekannt wäre, wissen könnte, daß er ein Herz oder einen Magen, oder sonst irgend einen inneren Theil besizze. Hiervon aber, als von den ersten Graden der Erkenntnis, werde ich nachher, wenn ich erst von den äußeren Sinnen geredet habe, noch einiges nachholen. Sie machen gewiß den untersten Grad unserer Erkenntniß aus, der Erkenntnis nemlich, deren wir uns oft schämen, wenn wir sie gehabt haben, welche den Geist von den höheren und edleren Graden der Wissenschaft abzieht, uns hin=

hindert und einschränkt: ja, was das traurigste ist, sie erzeugen in uns gewisse Triebe, die uns schädlich sind. Ob man bey den Pflanzen eine ähnliche Lebensempfindung annehmen dürfe, ist noch ein Problem.

Dritter Abschnitt.

Von den sogenannten äußeren Sinnen, wie sie gebraucht werden und entstehen.

§. 1.

Dieser sind fünf: das Gesicht, das Gehör, der Geruch, der Geschmak, das Gefühl. Zum Gebrauch derselben hat der Schöpfer unserem Körper fünf besondere Organe gegeben, in denen sie sich allein äußern, wirken, und durch keinen andern Theil. Denn wir sehen nicht anders, als mit dem Auge; wir fühlen nicht anders, als in einigen Stellen unserer äußeren Haut, u. s. f. Mehrere Organe für mehrere Sinne uns zu geben, fand der weiße Schöpfer nicht für gut. Diese sind auch für

uns zureichend, um zu der uns nöthigen und nüzlichen Lebensklugheit zu gelangen. Durch diese Sinne erkennen wir nur äußere Körper, die von gewissen Kräften bewegt werden, als gegenwärtige. In so fern nun unser eigener Körper aus mehreren Theilen besteht, und der Eine von diesen Theilen also außer dem Andern liegt: in so fern können wir auch durch unsere Sinnen-Organe unsern eignen Körper betrachten. Denn mit dem Auge sehen wir die Hand, mit der Hand berühren wir das Auge, weil die Hand ein Körper ist, der ausser dem Auge liegt, und so auch das Auge außer der Hand. Diese fünf Organe, durch die wir äußere Körper gewahr werden, und zwar blos diejenigen Körper, die außer diesen Organen sind, bemerken wir allein durchs Gefühl. In keinem andern Theil des Körpers, es mag ein innerer oder ein äußerer seyn, haben wir eine besondere Empfindung von einem äußeren Körper. Im Magen fühlen wir es, wenn wir satt oder hungrig sind, oder Schmerz darin empfinden. Stekt man aber einem verwundeten Menschen eine silberne, eiserne, oder eine mit Wachs überzogene Sonde in den etwa offenen Magen, oder thut der Wundarzt seinen Finger herein, so weiß er davon keinen Unterschied; ja selbst die Speise, die

die er verschlukt, hat keinen Geschmak mehr für ihn. Daß selbst das Gehirn oder die Nerven, so lange sie Nerven sind, keine Empfindung haben, ist eine sehr gewiße Bemerkung. Daher werden diese fünf Organe mit allem Recht die Organe der äußeren Sinne genannt.

§2.

Durch die äußeren Sinne erkennen wir bloß äußere Körper, und zwar nicht (das Wesen) der Körper, sondern nur ihre Eigenschaften, so weit uns diese durch die Kräfte, welche die Körper in Bewegung sezzen, bekannt werden. Um ihr Wesen kennen zu lernen, dazu werden andere Sinne der Seele erfordert. Die äußeren Beschaffenheiten der Körper aber sind fünferlei Art, nach der Anzahl der Sinn-Organe, die wir besizzen. Sie sind nemlich: sichtbare, hörbare, fühlbare, riechbare. Die übrigen Beschaffenheiten der Körper, deren es allerdings sehr viele giebt, beurtheilen wir blos durch die höheren Sinne des Geistes. Denn z. B. die magnetische oder elektrische Materie unterscheiden wir nicht durch die Sinne, sondern nehmen es blos durch Schlüße ab, daß eine solche Materie da seyn müße.

§. 3.

§ 3.

Von diesen äußeren Sinnen sind uns nur zwei zur Erhaltung und zum Vergnügen unseres eigenen Körpers verliehen nemlich: der Geschmak und der Geruch. Dadurch erfahren wir, welche Körper zur Erhaltung unseres Lebens und unserer Gesundheit, und die verlohrnen Kräfte unseres Körpers wieder zu ersezzen uns zuträglich; und welche hingegen uns schädlich und unangenehm sind, und die Zerstörung unseres Lebens befördern. Diese beiden Sinne begleiten also gewißermaßen und unterstüzzen das innere Lebensgefühl (II Abschn.). Der Mensch, der diese beiden Sinne recht gebraucht, kann in den meisten Fällen ruhig beurtheilen, was seinem Körper zuträglich und was ihm schädlich sey. So können auch die Thiere ohne andere Kenntnis, oder ohne Unterricht dazu, die Speise wählen, die ihnen zuträglich, und diejenige meiden, die ihnen schädlich ist. Zwar misbraucht der Mensch seiner Freiheit halber diese beiden Sinne sehr oft, so daß er sich's endlich gleichsam abgewöhnt, ihre Warnung zu benuzzen. In dem Naturstande aber wachen diese beiden Sinne, sorgen für die Gesundheit und sind die besten Rathgeber in Ansehung der Diät und der

Lebens=

Lebensführung. Eben daher kommt es aber auch, daß diese beiden Sinne, so wie die inneren Lebens-Sinne uns etwas unbekannt bleiben, und daß ihre Beschaffenheit sich etwas schwerer als die der übrigen erklären läßt. Was also nun von der Natur und der Beschaffenheit der äußeren Sinne zu bemerken ist, werde ich vorzüglich von den drei übrigen, von dem Gesicht, Gehör und dem Gefühl hernehmen.

§ 4.

Zur Empfindung werden nach der Erfahrung zuförderst drei Stükke erfordert:

1. Daß der Geist aufmerke, d. h. zu dieser Zeit dem Organ gegenwärtig sey. Denn wenn man an dem Auge eines Schlafenden die Augenlieder zurükschiebt, und es öfnet, so mahlt das vorgehaltene Licht eben so wie beim Wachenden durch die klaren Feuchtigkeiten des Auges, die alsdann eine runde Figur erhalten, ein gebrochenes umgekehrtes Bild in dem Netz; und doch sieht der Schlafende dies Bild nicht. Denn daß dies sich so verhalte, wissen wir daher, weil wir auch an einem todten Auge, falls die klaren Feuchtigkeiten noch da sind, das nemliche bemerken.

ken. So wie auch unser Geist, wenn er zwar wacht, aber mit andern Gedanken beschäftigt ist, diejenigen Bilder, die dann etwa seinem Auge sich darstellen, gar nicht bemerkt.

2. Daß das Organ gut gebaut und zu einer solchen Vorstellung bequem sey.

3. Daß eine Kraft, die außer uns ist, auf das Sinn-Organ wirkt, und also diese Kraft zur nemlichen Zeit uns gegenwärtig sey. Denn, wenn wir im Traum, oder im Wahnsinn, oder bei tiefem Nachdenken des Geistes etwas zu empfinden glauben, so hält dies Niemand für wahre Empfindung, sondern für ein Spiel der Phantasie.

1. Von der Aufmerksamkeit.

§ 5.

Diese Aufmerksamkeit des Geistes, wodurch der Geist dem Organ gegenwärtig ist, und in daselbe wirkt, ist nichts anders als eine bloße Zählung der paßiven Veränderungen, die eine äußere Kraft alsdenn in dem Organ hervorbringt.

§. 6.

§. 6.

Bei dem Gehör und bei der Tonlehre ist dies so klar, daß, wie ich glaube, gar keine Zweifel dabei Statt finden. Denn die Gesezze des Gehörs sind von dem Pythagoras und andern einsichtsvollen Männern nach ihm mathematisch so genau berechnet, daß man es a priori, wie man sagt, bestimmen kann, wie groß die Kraft und die Geschwindigkeit eines tönenden Körpers seyn müße, um einen gewißen und bestimmten Ton hervorzubringen. Denn eine Saite, die in einem bestimmten Zeitpunkt mehrere Schwingungen hat, giebt uns einen feinern Ton als jene, die in dem nemlichen Zeiträumchen sich nicht so oft schwingt, und uns einen tieferen Ton ausdrukt. Jene Töne aber, die wir zugleich und in dem nemlichen Zeittheilchen hören, kommen uns entweder harmonisch oder unharmonisch vor, d. h. ihre Stimmung gefällt oder misfällt uns. Harmonisch aber sind die Töne, deren Unterschied bei der Geschwindigkeit der Schwingung nicht groß, aber leicht zu beurtheilen und ohne Schwierigkeit zu berechnen ist. Jene Töne aber sind unharmonisch und gefallen uns nicht so, bei denen die Geschwindigkeit der zitternden Bewegung, entweder allzugroß, oder,

oder, was noch schlimmer ist, allzuklein war, und wenn wir diesen Unterschied nicht nach ganzen Zahlen, sondern nach Brůchen berechnen můßen. Dies ist fůr diejenigen, die von harmonischem Ebenmaas, von mathematischer Musik nur etwas wißen, ganz ausgemacht. Hören heißt also: Die Geschwindigkeit und Größe der Luftschwingung, und die Verånderungen, die daher in dem Organ entstehen, zåhlen, sie dann mit Andern vergleichen und zulezt entweder in die Form einer Einheit bringen, oder in mehrere Klassen ordnen.

§. 7.

Bei der Empfindung des Lichts und der Farben ist dies der nemliche Fall. Ein rother Lichtstrahl z. B. wenn er schief auf einen durchsichtigen Körper fållt, bricht sich auf der horizontalen Flåche weniger als ein gelber, oder sonst ein Anderer. Daraus folgt, das die Kraft, mit der ein rother Strahl durchgeht, größer ist, und daß die Verånderung seiner Richtung, die er von dem Widerstand oder der anziehenden Kraft des durchsichtigen Körpers erhållt, nicht so groß sey. Er kann also auch auf das Seh-Organ einen größeren

ren Eindruk machen, als eine gelbe oder jede andere Farbe. — Sehen ist also nichts anders, als: die ganz kleinen Veränderungen des Organs, die von den verschiedenen Strahlen hervorgebracht werden, zählen, die daraus erhaltenen Zahlprodukte mit einander vergleichen und gleichsam arithmetisch berechnen.

§. 8.

Beim Gefühl kann es gar nicht zweifelhaft seyn daß die verschiedenen Grade der Ausdehnung und der daraus entstehenden Figur, so wie auch des Widerstands, nemlich der Flüßigkeit oder der Weichheit, der Beweglichkeit und der Geschwindigkeit, auch in dem Fühl-Organ eine verschiedene Veränderung hervorbringen müssen.

Fühlen heißt daher auch nichts anders, als: die Zahl dieser kleinen Veränderungen, die in der Haut entstehen, untersuchen, und mit andern in dem nemlichen Organ vorgegangenen Veränderungen vergleichen.

§. 9.

Bei dem Geschmak und Geruch ist die Erklärung etwas schwerer, weil die materiellen

len Bestandtheile der Körper, die man schmekt und riecht, mehr darauf wirken als ihre Einrichtung. Diese Sinne sind daher mehr nach chymischen als mechanischen Grundsäzzen zu beurtheilen. So viel wir aber aus der Erfahrung wißen, haben die schmakhaftesten Körper keinen Geschmak, wenn sie nicht erst in dem Speichel oder in der Feuchtigkeit des Mundes aufgelößt werden. So hat der süsse Zukker und die bittere Colloquinte, wenn man sie auf die trokkene Zunge legt, gar keinen Geschmak. Eben so riechen wir auch die wohlriechendsten Spirituße und die stinkendsten Dünste nicht, wenn unsere Nasenlöcher ganz trokken sind. Also scheint auch hier, um die Empfindung hervorzubringen, eine Vermischung des zu riechenden Körpers etwa mit einem Nervensaft oder mit einer andern feinern Flüßigkeit unseres Körpers erfodert zu werden. Eine solche Auflösung und Vermischung mit dem Speichel oder Nervensaft kann entweder langsam, allmählig und ungewaltsam vor sich gehen, so daß die auflösende Feuchtigkeit nicht sehr verändert wird; oder auch gewaltsam, d. h. durch die Kraft der Hizze oder Kälte, durch Kochen oder langsame Gährung, auch durch Zerstörung, Fäulniß, oder durch Gerinnen und ähnliche Veränderungen

 der

der auflösenden Feuchtigkeit. Dergleichen Veränderungen müssen nothwendig die Nervwärzchen des Empfindungs-Organs auf verschiedene Art reizen und darin kleine Veränderungen hervorbringen. Wenn wir diese nun aufmerksam zählen, so unterscheidet unser Geist die Gegenwart und die Natur eines schmekbaren oder riechbaren Körpers, der dann auf die Organe wirkt. — Schmekken und riechen heißt also eben so viel als: Die ganz kleinen Veränderungen, die an den Empfindungswärzchen der Nasenlöcher durch die Auflösung der geschmekten oder gerochenen Körper entstanden sind, aufzählen und eine gewiße Berechnung darüber anstellen. Nach dieser Aufzählung urtheilet alsdann der Geist, ob eine solche Veränderung der eigenen Feuchtigkeiten, die bei dieser ersten Auflösung entstand, der Gesundheit zuträglich seyn, oder ihr schaden könne.

§. 10.

In dieser Erklärung der Sinnen-Empfindung durch die Aufzählung der kleinen Veränderungen, die in dem Sinn-Organ bewirkt werden, ist nichts Neues. Denn schon Mehrere, besonders jene medicinische Schriftsteller,

welche

welche die Nervenschwingungen als den Grund der Empfindung durch die Sinn-Organe annehmen, haben sie vorgetragen. Diese Erklärung ist indessen so viel gewißer, weil keine verborgene Eigenschaft, keine hypothetische Fertigkeit oder Kraft zu Hülfe genommen wird: so wie die alten Philosophen eine gewiße empfindende Seele annahmen, der sie noch einen besonderen Plaz neben der belebenden und vernünftigen Seele im Menschen einräumten; auch bedarf es der Erklärung des Archäus von Hellmont nicht und sonst keiner Kräfte; sondern man braucht nur die bloße Kraft zu zählen. Daß diese wirklich da ist, und daß jeder Mensch sie besizze, kann Niemand läugnen. Der einzige Einwurf macht vielleicht Schwierigkeit, daß ein Mensch, der bei andern arithmetischen Berechnungen sich seines Zählens bewußt ist, dies Geschäft bey der Empfindung ohne alles Bewußtseyn zu verrichten scheint. Da aber dies Bewußtseyn seiner selbst nicht zu den Empfindungen, sondern zu den Begriffen gehört, so ist es beym Zählen nicht nöthig, wie sich nachher, wenn ich von der Bildung der Begriffe reden werde, deutlich zeigen wird. Dazu kommt noch dies: daß das Bewustseyn durch die beständige Gewohnheit, und durch unzähligemal wiederholte

te Handlungen gleichsam verwischt werden, welches uns bei unseren andern Verrichtungen sehr oft begegnet.

§. 11.

Die Aufmerksamkeit des Geistes auf die Empfindung richtet sich auf das Sinn-Organ selbst, wie jeder an sich selbst bemerkt. Dies geht so weit, daß bisweilen diese Aufmerksamkeit, wenn sie gar zu lange anhält oder gar zu scharf ist, Ermüdung, Unbehaglichkeit, Ungeduld und andere Beschwerden in dem Geiste verursacht. Es ist gegen alle Erfahrung, daß jene kleinen Veränderungen, welche die empfundenen Sachen in dem Organe machen, durch die Nervenfibern bis zu einer gewißen Stelle im Gehirn, die gleichsam der gemeinschaftliche Empfindungs-Plaz wäre, fortgepflanzt und da erst von dem Geiste gezählet und beurtheilt würden. Daß diese Hypothese die die alten platonischen Philosophen erdichteten, die Galen annahm, die sich aber auf keine wahren anatomischen Beweiße gründet, nicht nur ganz falsch, sondern nicht einmal möglich sey, dies werden die folgenden Stükke dieser Abhandlung ins Licht sezzen. Cartesius indessen schränkt sie auf die Fichtendrüse

drüse (glandula pine alis) ziemlich lächerlich ein.

§. 12.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, ist offenbar, daß die Empfindungen nicht blos für Leidenszustände gehalten werden können, wie Einige, so viel ich mich erinnere, gethan haben. Zur Empfindung wird erfordert, daß der Geist aufmerksam sey, d. h. daß er thätig sey. Wer nicht aufmerksam auf eine Sache ist, empfindet nichts davon, oder empfindet sie doch gewiß nicht hinlänglich und richtig. Wenn ich auf der Gasse spazieren gehe, begegnen mir vielleicht hundert Menschen. Ihr Bild ist zwar in meinem Auge, und doch bemerke ich sie nicht, sondern gehe bei ihnen vorbei, als wenn sie nicht da wären, weil alsdenn der Geist auf einen andern Gegenstand aufmerksam ist. Ich höre z. B. einen Freund an, der mich begleitet, und mir etwas Neues erzählt. Auf diese Handlung des Geistes gründet sich seine Gegenwart. Diesen Ausdruk, den ich bisher noch nicht erklärt habe, werde ich nachher genauer bestimmen.

2. Von

2. Von dem Organ.

§. 13.

Zur Empfindung wird nicht nur Aufmerksamkeit des Geistes erfodert, sondern auch, daß das Organ recht gebaut und ohne Fehler sey. Diese Einrichtung des Organs muß man aus dem anatomischen Unterricht sowohl über die Thiere, als über den Menschen kennen lernen. Sie einzusehen, bemüht man sich noch immer sehr verdienstlich. Und doch hat man noch nicht alles, was zur Kenntnis derselben nöthig ist, entdekt. Nur fast vom Auge allein sind einzelne Theile so bekannt worden, daß wir, wenn wir sie mit opthischen Instrumenten vergleichen, einige Kenntnis vom Gebrauch derselben erhalten. Denn warum der Augapfel (bulbus) eine kugelförmige Figur, warum die Häute und Feuchtigkeiten, die in ihnen enthalten sind, aus Kugel-Segmenten gleichsam herausgeschnitten sind, warum der Augapfel beweglich ist, warum mit seinen Fibern noch ein besonderer Nerve verbunden ist, der vom Sehnerven verschieden ist, warum in den hellsten Feuchtigkeiten gewißermaßen ein gallertartiges Wesen ist, warum die Muskeln, mit denen der Augapfel gegen das Obiekt sich richtet,

tet, theils gerade und theils schief sind, warum die Augenlieder mit eigenartigen Feuchtigkeiten versehen sind, warum die Feuchtigkeit schwarz, bitter und ekelhaft sey, welche die hintere Fläche der Regenbogenhaut bedekt, warum die gesalzene und beinahe urinartige Thräne dem Auge zur Reinigung gegeben sey, warum dies alles aber und noch mehrerlei (dies aufzuzählen, dafür ist hier der Ort nicht) vom Schöpfer so und nicht anders eingerichtet ist, darüber, sage ich, fehlt es uns noch an einer deutlichen Erklärung. Ueber das Gehör-Organ, das beim Menschen vollkommner ist als bei allen Thieren ein Organ mit so bewundernswürdigen Knochengängen und dazwischen ausgespannten Häuten, sind wir bisher noch nicht weiter als auf schwache Muthmaßungen, die überdem noch ganz ungewiß sind, gekommen. Von den Organen des Gefühls aber, des Geschmaks, des Geruchs, wißen wir nichts Genaues. Nur glaubt man, daß sie aus Nerven bestehen, die sich in den Wärzchen ausbreiten, und die Erfahrung hat es uns gelehrt, daß sie für diese Sinne bestimmt sind.

§. 14.

So viel scheint indeßen gewiß zu seyn, daß in jedes Sinn-Organ ein kleiner Theil

der markartigen (Maße) des Gehirns durch die Nerven gelange, und da, um zur Empfindung geschikt zu werden, in das zellige Gewebe, welches die Aerzte Fühlwärzchen (papillas sensiles) nennen, sich ausbreite. Zwischen dem Gehirn und dem Sinn-Organ ist eine beständige Communikation. So bald diese durch diese oder jene Ursache gehindert, oder aufgehoben wird, so hört sogleich auch alle Empfindung auf. Dies brachte die Philosophen auf die Vermuthung, daß diese Veränderung, die in dem Organ durch den empfundenen Körper hervorgebracht wird, sich in das Gehirn-Mark selbst oder in eine besondere Gegend deßelben fortpflanze. Eben dies führte sie auf die ungereimten Säzze über die Natur der Erkenntnis, wodurch sie das Wesen des Geistes von einer mechanischen Nothwendigkeit abhängig machten.

§. 15.

Cartesius gieng noch weiter, und wagte es sogar, die Art anzugeben, wie die Empfindungen aus dem Organ in das Gehirnmark selbst sich fortpflanzten, nemlich vermittelst der Bewegung der Gehirnmark-Fibern, die der zitternden Bewegung der Musik-Saiten

ten einigermaßen ähnlich sey, oder durch die wellenförmige Bewegung eines sehr feinen Saftes, den man Lebensgeist (spiritus animalis) nennt, der durch die Nerven-Fibern wie durch kleine Canäle ins Gehirn geht, und wieder zurükkomt. Oder es könnten auch, meinte Cartesius, beide Ursachen zugleich daseyn und mitwirken. Die wellenförmigen Bewegungen des Nervensafts, wodurch die Empfindungen ins Gehirnmark fortgepflanzt würden, zog er indessen den übrigen Erklärungs-Arten noch vor. Bey dieser Lehre haben sich viele Aerzte und Philosophen nachher beruhigt, wiewohl doch heftige Zänkereien darüber entstanden sind: ob die Nerven als gespannte Saiten, oder als ganz feine Canäle wirkten. Diese Lehre scheint vorzüglich daher ihren Beifall erhalten zu haben, weil beide Wirkungen nach mathematischen, mechanischen und hydraulischen Gesezzen erklärlicher schienen. Daß aber keine von beiden wahr sey, daß keine den sichtlichen Erfahrungen genug entspreche, ist längst erinnert worden. Denn die Markfibern können nicht einmal zittern, weil sie gar keine Elastizität haben und so genau zusammenhängen, daß eine von ihnen nicht berührt werden kann, ohne daß die sich um ihr herum befindenden und ihr nahen zugleich

berührt

berührt werden. Und dann ist es noch weit weniger durch irgend ein Argument erwiesen, daß diese Fibern hohl sind. Denn wirklich sind uns mehrere Kräfte bekannt, die ohne Elastizität, und ohne den Fluß der Feuchtigkeit durch Canäle, hier anzuwenden wären. Ein Lichtstrahl nemlich dringt ohne alle Elasticät, ohne kleine Canäle oder kleine Löcher durch durchsichtige Körper und wirkt dadurch. Das Feuer und die Hizze haben keine Elastizität und doch dringen sie durch alle bekannte Körper ohne Löcher und Gänge durch die Bestandtheile derselben durch, und wirken darauf. Jede anziehende Kraft der Körper, wovon man in der Chymie so viele und so auffallende Beispiele hat, richtet sich nach ganz andern als nach mechanischen und hydraulischen Gesezzen, mehrer anderer bewegenden Kräfte, wobei nicht die mindeste Elastizität und fließende Feuchtigkeit ist, zu geschweigen. Klüger waren also die Alten, die eine verborgene Ursache annahmen, oder, wenn sie etwas bestimmen wollten, die Handlung der Empfindung lieber einer Wirkung des Lichts oder des Feuers verglichen. Von der Art also, wie die kleinen Veränderungen des Sinn-Organs entstehen oder vor sich gehen, läßt sich noch nichts Gewisses sagen. Nachdem man häufigere Experi-

perimente mit der Elektrizität anstellte, haben Einige auch diese bei der Erklärung zu Hülfe genommen, vielleicht mit etwas mehr Wahrscheinlichkeit als die zitternde oder wellenförmige Bewegung hat; doch aber mit keiner zuverläßigen Gewißheit.

§. 16.

So viel ist aber gewiß und der beständigen Erfahrung gemäß, daß zu diesen Veränderungen, die zur Zeit der Empfindung in dem Organ entstehen, noch mehrere Umstände als die bloße Verbindung mit dem Gehirn erfodert werden. Unter diesen ist der Erste der gehörige Grad der Wärme. Denn bei einer großen Kälte, so wie auch bei allzugroßer Wärme und Sonnen- oder Fieberhitze empfinden alle Organe entweder nichts oder stellen die Sachen verkehrt und unrichtig vor. Bey vollkommneren Thieren wird auch die Gegenwart eines durch seine Gefäße circulirenden Bluts erfodert, sobald dies aufhört, hört die ganze Empfindung mit auf. Allzuviel Schleim bei diesen vollkommneren Thieren, hindert das Empfindungsvermögen. Die Insekten und Würmer, in denen bloßer Lebens-Sinn ist, oder die, wenn sie mit äußeren Sinn-Orga-

nen

nen begabt sind, doch wenig Gebrauch davon machen können, scheinen viel schleimige Feuchtigkeit zu haben. Das Blut aber, das sehr oft durch die anziehende Kraft der Luft oder des Aethers belebt wird, trägt vorzüglich dazu bei, die Organe zu den Empfindungen geschikt zu machen. Eine unnatürliche Mischung desselben verursacht also bey dem Menschen häufige Unordnungen in der Empfindung. Zu große oder zu geringe Dikke der Häute also, z. B. der äußeren Haut, verringert oder vermehrt die Empfindung; daher hat die Natur dem Embryo und dem neugebohrnen Kinde eine gewisse Dekke für seine Sinn-Organe gegeben, besonders an den Augen und Ohren, nemlich die äußere harte Regenbogenhaut und die dicke schmierige Haut des Trommelfells, damit der Eindruk der ungewohnten Kräfte, die die Empfindung erwekken, für das neugebohrne Kind nicht allzustark sey. Es giebt auch gewisse Feuchtigkeiten, die sich im Körper selbst erzeugt, bereiten. Sie tragen zur Brauchbarkeit der Sinn-Organe bei; die Galle und das Urinsalz sind davon die bekanntesten. Denn die Galle hat eine bittere und reizende Feuchtigkeit, so lange sie vor ihrer Absonderung mit dem Blute vermischt fließt und darin in natürlicher, d. h. in mäßiger und gehöriger

Menge

Menge ist und Consistenz und Schärfe besitzt, schärft alle Sinne, verbessert und vervollkommnet sie. Mangel derselben oder ihre allzugroße Absonderung macht schwächlich und dumm; ist sie in gar zu großem Ueberfluß vorräthig oder allzuscharf, so macht sie den Menschen allzuempfindlich, reizbar, ja närrisch oder gar rasend. Das Urinsalz, das ebenfalls eine schädliche Wirkung hat, und zwar eigentlich eher Krämpfe und convulsivische oder ähnliche Bewegungen verursacht, schadet indessen auch den Sinnen, indem es sie schärft oder schwächt. Diese Wahrheit erhellet aus den praktischen übereinstimmenden Beobachtungen der Aerzte. Ja es ist ganz bekannt, daß durch Diät die Sinne geschärft oder abgestumpft werden. Denn ein mäßiger Genuß des Weins und ähnlicher hizziger Getränke wekt die trägen Sinne auf; und ein unmäßiger Gebrauch desselben berauscht die Sinne, bringt sie in Unordnung und Verwirrung. Andere Beobachtungen der Aerzte von der Art mag ich hier nicht anführen, da es mehr als gewiß ist, daß auch die giftigen und verderblich anstekkenden Theilchen des Opiums z. B. des Schierlings, der Flekken im Flekfieber und d. gl. die größte Unordnung in dem Empfindungs-Geschäfte hervorbringen. Denn aus

allem

allem, was ich bisher gesagt habe, ist es schon klar, wie sehr wir in diesem Leben eingeschränkt sind, und wie schwer es ist, richtig zu empfinden.

3. Von dem Empfindungsgeschäft selbst, und wenn es von den äußeren Kräften in Gang gebracht wird.

§. 17.

Daß zur Empfindung Gegenwart des Geistes oder Aufmerksamkeit, und ein vollständiges und natürlich gebautes Sinn-Organ erfodert werde, habe ich in dem Vorhergehenden, wie ich glaube, hinlänglich gezeigt. Jezt muß ich noch über das Empfindungs-Geschäft selbst einige Bemerkungen hinzufügen, deren Gewißheit sich auf Erfahrung gründet.

§. 18.

Der (einsichtsvolle) Baco de Verulam hat in seinem Buche de augm. scient. IV. 6. III. Kap. ganz richtig gelehrt, daß zur wahren und richtigen Empfindung eine gewiße Weile oder ein gewißes Zeittheilchen erfodert werde, in dem die Empfindung fortgepflanzt werde, eine augenblikliche und allzuflüchtige

tige Empfindung sey nicht belehrend für uns. Eine solche augenblikliche Wirkung eines äußeren Körpers auf ein Sinn-Organ sey eine bloße sinnliche Vorstellung (perception); (dies Wort gebraucht nemlich Baco) sie werde aber zu dem Grade einer wahren Empfindung nicht erhoben. Dies ist wahr; denn wenn Jemand ganz geschwind und flüchtig auf uns stößt, so fahren wir zusammen; empfinden aber eigentlich nicht, und wißen nicht, was für eine Veränderung wir in dem Organ bemerkt haben. Ein solcher unerwarteter Stoß macht uns zwar aufmerksam, stellt uns aber keinen wahren Grund von der Veränderung dar, die in dem Organ vorgieng. Ja, es ist auch völlig wahr, daß zu einer gehörigen und richtigen Empfindung sehr oft eine Wiederhohlung derselben erfodert werde, um ein sicheres Urtheil darüber fällen zu können. Wären die Empfindungen und die daher entstehenden Ideen uns angebohren, so daß blos der Reiz einer gewissen Gehirnfiber diese Idee in uns hervorbrächte, dann wär es, wie es scheint, nicht nöthig, daß der Reiz dieser Fieber eine Zeitlang dauere. Ein bloßer augenblicklicher Stoß, durch den wir aber keine Idee erhalten, scheint alsdenn hinreichend zu seyn. Wir werden blos erschüttert und empfinden nicht. Wir wissen nicht,

was mit uns da vorging. Weil aber der Geist, indem er auf das Organ aufmerksam ist, das Maas dieser Handlung, ihren Grad und ihre Kraft zählen muß, wenn er empfinden will, so würde nothwendig ein gewißes Zeiträumchen dazu erfodert. Denn keine Bewegung entsteht in einem Augenblik. Ganz richtig sah Baco de Verulam dies ein. Uebrigens aber erkläre ich seine Meinung über diesen Punkt, wenn er schlechterdings allen Körpern, auch den leblosen, jene perception zuschreibt, für die Meinige nicht. Dies gehört aber auch in diese Abhandlung nicht. Darüber ist der Verf. Baco selbst nachzulesen.

§. 19.

Das Geschäft der Empfindung sezt jedesmal eine Gegenwart des empfundenen Körpers voraus; und diese ist entweder unmittelbar, oder (wie im Auge und Ohren) mittelbar. Die Empfindung kann also betrachtet werden, als ein gegenwärtiger Zustand des Geistes, der mit der Gegenwart einer gewißen Handlung, die von einer äußeren Kraft hervorgebracht wird, zusammentrift. So bald die Wirkung des empfundenen Körpers auf das Organ aufhört, so bald hört auch die Empfindung auf, und keine Spur davon, nicht die mindeste Erinnerung daran

ran bleibt in dem Geiste zurük. Daß wir bisweilen, wenn wir ein großes Feuer oder Licht gesehen haben, noch einen Augenblik das Feuer zu sehen glauben, wenn wir auch nachher die Augen schließen oder wegwenden, oder: daß der Geschmak einer wohlschmekkenden Speise, auch wenn der schmakhafte Körper nicht mehr da ist, eine Zeitlang im Organ zurükbleibt, dies rührt entweder von jener fortgesezten Bewegung in dem Organ her, wovon ich im vorhergehenden Paragraphen gesagt habe, oder gehört zu den Täuschungen, und zum Betrug der Sinne. Davon nachher. Eine wahre Empfindung, sezt die Gegenwart einer Handlung voraus.

§. 20.

Dinge, die allzugroß, oder allzuklein sind; oder deren Bewegung allzugeschwind, oder allzulangsam ist, empfinden wir nicht. Diese Gränzen hat uns der Schöpfer im gegenwärtigen Leben gesezt, daß wir mit denjenigen Empfindungen, die zum Vergnügen und zur Klugheit hinreichen, uns begnügen sollten. Der menschliche Geist ist indessen nicht damit zufrieden, sondern, vermöge seiner angebohrnen Wißbegierde, verlangt er

auch das zu wissen, was die natürlichen Sinne nicht verstatten. Er hat daher Mittel ersonnen und gelernt, seine natürlichen Sinne zu verstärken, auszudehnen, und den Organen eine größere Vollkommenheit durch die Kunst zu verschaffen. So helfen wir dem Gefühl nach, um die Grade der Ausdehnung und des Widerstands der Körper genauer zu erfahren, mit der Richtschnur, dem Dreiek, der gewöhnlichen Waage, der Schnellwaage, und mehreren geometrischen Instrumenten, wonach man den Abstand der entfernten Körper beurtheilt. Dem Gehör hilft man und berichtigt es gewißermaßen durch die Saiten musikalischer Instrumente, von bestimmter Dikke; auch durch Hör-Röhre, Sprach-Röhre u. d. gl. Das Gesicht verstärken wir besonders durch eine Menge Instrumente, durch Fernröhre, Vergrößerungsgläßer, Spiegel, vielseitge Gläser, prismatische und ähnliche Gläser, oder machen es zu gewißen Behuf brauchbarer. Und auf wie mancherlei Weise die Sinnlichkeit den Geschmak und den Geruch schärfe, davon will ich nicht einmal sagen. Kein Thier, so viel wenigstens aus der Erfahrung bekannt geworden ist, hat sich jemals so weit erhoben, daß es darauf bedacht war, seine Sinne zu verbeßern, oder zu ver-

stärken. Ein noch grösseres Kunststük ist es, wenn die Menschen zwei Sinne in Einem vereinigen und sich dadurch einen neuen Sinn schaffen. Davon haben wir das klarste Beispiel beim Schreiben und Lesen des Geschriebenen, wo sich Gesicht und Gehör vereinigen. Von dieser göttlichen Fertigkeit werde ich nachher noch Einiges erinnern. Diese schöpferische Kraft, die keinem Thier zu Theil wird, ist allein dem Menschen verliehen, und ist sehr wichtig, um das Wesen des Geistes zu erklären.

§. 21.

Um eine Empfindung richtig anzustellen, ist es nöthig, daß wir durch Gebrauch und Uebung die Kunst zu empfinden lernen. Von der Geburt haben wir blos das Vermögen zu empfinden. Den göttlichen harmonischen Gesang eines musikalischen Chors recht zu empfinden, ist blos ein Kenner-Ohr geschikt. Den ungebildeten Pöbel ergözt die Trommel, der kaum veränderte Pfeifen-Ton und das beständige Gefiedel auf der nemlichen Saite. Ihm ist dies schön genug. So ist es auch mit andern Sinnen. Auch diese Wahrheit, die nicht unrichtig ist, wenn man sich die Ver-

bindung des Geistes mit dem Körper erklären will, werde ich nachher deutlicher machen.

§. 22.

Endlich bemerken wir, wie ich schon gesagt habe, durch unsre Empfindungen nicht das Wesen der Körper oder der Kräfte, die die Körper in Bewegung sezzen, sondern lernen blos ihre Beschaffenheiten kennen, doch so, daß wir die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen dieser Beschaffenheiten, worin sie gegen einander stehen, zugleich unterscheiden. Z. B. daß das Licht des einen Körpers größer oder kleiner sey, als das des andern. So auch, daß der eine Körper schwerer sey, als der andere. Die wahre Größe aber an sich, und das Wesen fassen wir mit den Sinnen nicht, sondern blos die Größe, die wir durch die Vergleichung mehrerer Größen gegen einander erhalten. Daher kann ein Mensch das für groß und viel halten, was dem Andern klein und wenig ist. Um die Größen genauer ausmessen zu können, haben wir einen Maasstab nöthig, oder, wenn ich so sagen darf, ein allgemeines Bestimmungsmaaß der Größen. So ein Maas bietet uns aber die gegenwärtige Welt nicht dar. Diesem Mangel also abzuhelfen, schafft sich der

Geist nach Willkühr solche allgemeine Maasstäbe, damit wir dadurch die Abstufung verschiedener Größen ausmeßen können. Um den Grad der Hizze und Kälte genauer zu wissen, hat man den Thermometer erfunden, und darauf einige feste Punkte bestimmt, die nach der Erfahrung einen beständigen Grad zu halten scheinen, nemlich den Gefrierpunkt und den Siedpunkt. Um die Entfernung der Körper richtiger auszumessen, gebrauchen wir das Zoll-Maas, die Spanne, die Elle, das Stadium, die Meile. Um die Verschiedenheit der Schweere auszumessen, haben wir die Gewichte: Aß, Gran, Skrupel, Dragme, Unze, Pfund, und Centner erdacht. In manchen physischen Sachen fehlen uns bisher noch solche Maaßabstechungen; und wirklich zum Nachtheil der Wissenschaften. Da wir solche Hülfs-Mittel bei den Empfindungen uns selbst anschaffen, und dies nach bloßer Willkühr und nach Gutbefinden eines Volks geschieht (denn fast jede Stadt oder jede Familie hat ja dergleichen besondere Maasstäbe im Gebrauch), so scheint daraus zu folgen, daß dergleichen Ausmeßungen uns nicht angebohren sind, und in unserem Gehirn keine gewisse und angeschaffene Ordnung der Fibern statt finde, die uns an einen Maasstab bindet.

§. 23.

Die Täuschungen der Sinne sind bekannt genug, und ich habe also nicht nöthig, hier etwas davon zu sagen. Sie rühren theils aus einer unzulänglichen Aufmerksamkeit des Geistes her, theils aus einem Fehler des Organs, theils auch aus einem Mangel des Objekts. Ich werde nachher zeigen, daß sie durch das Urtheil und durch die höheren Kräfte des Geistes berichtigt werden müssen, und wie dies geschehe.

§. 24.

Aus dem bisher gesagten, wird es, wie ich glaube, klar genug, daß alle unsere Empfindung durch die Zählung vor sich gehe, d. h. durch die Beziehung mehrerer Dinge auf eine Einheit. In dem Folgenden, wo ich mich zu zeigen bemühen werde, daß auch unsere Begriffe durch Zählungen gebildet werden, wird, glaube ich, das, was dem Leser bei der Empfindung noch etwas dunkel geblieben ist, deutlicher werden. Und ich glaube daher, daß so wohl die ersten als lezten Wirkungen des Geistes frey sind, und von keinem Mechanismus erzwungen werden.

Vierter Abschnitt.

Von der Bildung der Begriffe überhaupt.

§. 1.

Die Empfindungen bleiben nicht länger in uns, als die Gegenstände auf unsere Organe wirken. Hört diese Wirkung auf, so hört auch die Empfindung auf §. 37. Die Empfindungen stehen also nicht in unserer Gewalt. Sie gefallen uns aber gewöhnlich sehr, so, daß wir uns einen längeren und dauerhafteren Genuß davon wünschen; oder, wenn sie uns misfallen, so erinnern wir uns gern daran, um sie zu meiden. Um diese Begierde in uns zu befriedigen, ist es nöthig, daß wir einen andern und höheren Grad unserer Erkennt=

Erkenntnis zu erreichen suchen, d. h. daß wir unsre Empfindungen zum Grad der Begriffe erhöhen.

§. 2.

Das kleine Kind sammelt sich seine ersten Begriffe durch die Beschäftigung mit seinen Spiel-Sachen, deren Verschiedenheit in Ansehung der Farbe, des Tons, des Geschmaks u. s. w. ihm Vergnügen macht. Indem es aber mit seinem Spielwerk heftig handthiert, bewegt, zerschlägt, oder zerreißt und oft übel zurichtet, fängt es schon an zu untersuchen, was die Ursache, was die Eigenschaft, die Wirkung, der Gebrauch oder der Schaden davon sey, d. h. es fängt an, sich Begriffe zu machen.

§. 3.

Der Knabe, wenn er schon etwas größer ist, quält seinen Lehrer beständig wegen der Benennung der Dinge, die ihm vorkommen. Bei jeder neuen Sache fragt er sogleich, was ist dies? Was soll das? Woher kommt dies? Ist dies auch gut oder schädlich? Ueber diese und ähnliche Fragen, welche die Neugierde dem Knaben abnöthigt, und wovon man nicht

nicht immer jede auf der Stelle gehörig beantworten kann, wird oft der Lehrer dann, besonders wenn er ein wenig mürrisch ist, verdrießlich; so daß er sich auch genöthigt sieht, dem Knaben seine allzugroße und übertriebene Neubegierde zu verweisen. Der Knabe ist mit der bloßen Empfindung noch nicht zufrieden, sondern will sich auch einen Begriff davon machen. Fast eben so verhält es sich auch mit uns Erwachsenen in unserm ganzen Leben. Und je wißbegieriger und aufmerksamer Jemand ist, desto weiter pflegt er in den Wissenschaften zu kommen. Ich möchte wohl wissen, ob sich Jemand im Ernste zu behaupten getraut, daß diese kleinen Begriffe, die der Knabe sich bilden will, für ihn prädestinirt, und in gewisse kleine Fibern seines Gehirns nothwendig eingedrukt, oder damit verbunden gewesen wären. Oder, ob nicht vielmehr schon in den Kinderjahren eine freie Willkühr sich äußere.

§. 4.

Nachher lernt der Jüngling ein Handwerk. Er wird ein Zimmermann oder ein Uhrmacher; ein Schneider oder ein Schuster. Zur Wahl dieser Kunst bestimmt ihn keine Anlage

des Körpers oder des Gehirns. Oft vertauscht er auch aus Widerwillen, oder aus geringen Ursachen die angefangene Kunst mit einer Andern. Dies sieht man noch weit besser, wenn er sich auf das Lesen und Schreiben legt. Nichts davon lehrt ihn die Natur. Im Lesen und Schreiben bringt die Natur Niemand weit, sondern solche Künste lernen wir nur nach und nach, mit vieler Mühe, nach vielen äußerst unvollkommenen Versuchen, und bloß durch den Unterricht. Gewöhnlich wird Jemand erst nach mehreren Jahren in solchen Sachen Meister. Wo ist der Gelehrte, der sich nicht erinnert, wie beschwerlich und mühevoll für ihn sein Leben in den Schuljahren war; wie rauh der Weg für ihn war, auf dem er sich Gelehrsamkeit erwerben sollte; wie viele Fehler er da begieng, wie er oft ermüdete; mit welcher Freude er endlich diese Schwierigkeiten überwand? Alle jene Bemühungen zwekten darauf ab, daß er sich durch die Empfindungen Begriffe verschafte. Wären diese Begriffe mit gewissen kleinen Fibern des Gehirns unzertrennlich verbunden gewesen, so hätte es einer so großen Anstrengung nicht bedurft.

§. 5.

Ich will jezt mich nicht besonders darauf einlassen, wie viel hierbei auf die gute Methode des Lehrers ankomme, und besonders darauf: daß ein Knabe oder Jüngling von gutem Kopf sich selbst Vortheile beim Lernen erfindet, um seinen Geist mit weniger Beschwerde anzustrengen. So wie wir unsern Sinnen durch verschiedene Instrumente zu Hülfe kommen, so kann man sich auch die Bildung der Begriffe durch gewisse Kunstgriffe erleichtern, die überdem noch willkührlich sind. Diesen Punkt werde ich nachher erklären, jezt führ' ich ihn nur, weil er doch Aufmerksamkeit verdient, beiläufig an. Was ein Begriff sey, und seine wahre Erklärung bestimm' ich jezt noch nicht, weil ich erst die verschiedenen Begriffe in ihre Klassen ordnen muß.

§. 6.

Die Begriffe sind entweder sinnliche, oder intellektuelle und Verstandsbegriffe. Durch jene werden blos die Empfindungen in unserer Seele geordnet; diese aber, nemlich die intellectuellen beschäftigen sich mit Begriffen, die schon vorher durch die Sinne ge-

sammlet

sammlet waren, und nun noch in eine bessere Ordnung gebracht werden müssen. Diese Eintheilung lehrt uns die Natur selbst; sie ist auch von den alten Philosophen genau bestimmt worden.

Fünfter Abschnitt.

Von den sinnlichen Begriffen, oder von den Bildern.

---

§. 1.

Die sinnlichen Begriffe werden auch Bilder, Gestalten oder Phantasien genannt. Das Vermögen, diese Begriffe zu bilden, nannten die Alten facultas phantastica die Einbildungskraft. Die alten Griechen unterschieden die Phantasien von den Einbildungsspielen (phantasmata), wie ich dann auch in der Folge dieser Abhandlung thun werde. Phantasien sind nemlich Bilder von Dingen, die wirklich existiren. Spiele der Phantasie (phan-

(phantasmata) sind Bilder von Dingen, die nicht existiren, z. B. von solchen, die wir im Traum zu sehen glauben. Diese Bilder leiteten die Alten vom gemeinen Menschen-Sinn ab, (sensus communis) weil sie glaubten, alle Menschen stellten sich dieselbe auf die nemliche Art vor. Man sagt ja auch von dem, der das für schwarz ansieht, was alle Menschen für weiß erkennen, es fehle ihm am gemeinen Menschen-Sinn. So hat Aristoteles, so hat Galen geredet.

§. 2.

Die Bildung der Bilder ist eine Handlung des Geistes, wodurch mehrere einzelne Empfindungen, die sich aber ähnlich und gleichartig sind, in eine gemeinschaftliche Form gebracht oder in eine Einheit verwandelt werden, damit uns die Beurtheilung derselben nicht so schwer falle, und die Handlung leichter und sicherer von statten gehe. Gerade so, wie ein Rechenmeister die einzelne Zahlen, die den nemlichen Werth haben, in gewisse Ordnungen oder Klassen theilt, als in Einheiten, Zehner, Hunderte, Tausende u. s. w. in der Absicht, damit er die Berechnung leichter und sicherer, ohne großen Fehler anstellen kann.

§. 3.

Es entstehen also eben so viele Klassen der Sinnen-Bilder in uns, als es Sinn-Organe giebt. Durch das Gesicht erhalten wir Bilder von den Farben, durch das Gehör von den Tönen, durch das Geschmaksvermögen von dem Geschmak, durch das Geruchsvermögen von dem Geruch, durch das Gefühl von dem Raum, der Figur und dem Widerstand. Auch von einzelnen Gegenständen entstehen Bilder in uns, z. B. von einem Freunde, oder von einem Thier, von Möbeln, deren Vorstellungen, wenn auch dergleichen Dinge nicht da sind, doch unserem Geiste vorschweben und sich darstellen.

§. 4.

Um meine Meinung deutlicher zu machen, will ich einige Beispiele geben. Wenn ein sogenannter rother Sonnenstrahl auf den Hintergrund des Auges fällt, und da in den Nervenwärzchen eine Bewegung verursacht, so ist diese Bewegung unstreitig größer, stärker und geschwinder, als wenn ein gelber oder grüner Strahl die nemlichen Nerven trift. Diese Bewegung der kleinen Nerven durch den nemlichen Strahl wird jedesmal gleich

groß,

groß, gleich schnell seyn, und beständig in dem nemlichen Grade vor sich gehen. Hat der Geist nun dergleichen Bewegungen öfters empfunden, so bildet er sich von dieser wiederholten Empfindung eine allgemeine Idee, d. h. er bringt alle die Empfindungen, die auf die nemliche Art vorgehen, deren Wirkungen auf das Organ also gleich stark sind, in einem Begriff zusammen, und stellt sich dieselben unter einem allgemeinen Bilde vor, nemlich: unter dem Bilde einer rothen oder gelben, einer grünen oder einer anderen Farbe. So auch, wenn der Geist auf der Zungenspizze oft den nemlichen Eindruk einer schmakhaften Sache bemerkt hat, stellt er sich mehrere schmakhafte Sachen, die die nemliche Wirkung hervorbringen, unter dem Bilde des Süßen, Sauren, Bitteren u. s. w. vor.

§. 5.

Diese Bilder existiren nicht wirklich, sondern werden von dem Geiste geschaffen. Sie werden uns nicht angebohren; sie sind nicht mit der zitternden Bewegung gewisser kleiner Gehirnfibern verbunden, sondern entwikkeln sich nach und nach in uns. Daher ist es möglich, daß die Vorstellungen eines Menschen von der nemlichen Sache verschieden sind. Viel-

Vielmehr stellt uns der freie Geist allein, und ohne daß er die Sinne dazu gebraucht, bisweilen solche Bilder von Dingen dar, die nicht existiren. Diese nennen wir Spiele der Phantasie (phantasmata). Wahrscheinlich aber werden, weil man bei gesunden Menschen den nemlichen Bau der Sinn-Organe bemerkt, auch die Bilder in einem gesunden Zustande sich so ziemlich ähnlich seyn, da sie bei einer kränklichen Konstitution verschieden sind. — Denn ein Gelbsüchtiger glaubt an allen Farben eine Mischung von einer gelben Farbe zu sehen, und alle wohlschmekkende Speisen haben ihm einen bitteren Geschmak. So verhält es sich auch mit all den übrigen Organen.

§. 6.

Diese Bilder entstehen in dem Organ, und nicht in dem Gehirn. Sie erhalten eine Veränderung und werden verdorben, wenn das Organ verlezt ist, wenn auch das Gehirn unbeschädigt bleibt. Sie sind uns nicht angebohren, sondern durch fortgesezte Uebung lernen wir sie uns bilden. Ein artiges Beispiel davon haben wir in dem Evangelium Marc. VIII. verglichen Joh. IX. Der erwachsene Blindgebohrne, der durch die

die Wunderkraft des Heilandes plözlich geheilt wurde, konnte, da er zum erstenmal sah, nicht unterscheiden, ob die Gegenstände, die er sah, Menschen oder Bäume waren. Ohne Zweifel wußte er schon, eh' er sehend wurde, aus der Erzählung Anderer und durch die Versuche, die er mit seinen Händen gemacht hatte, daß sowohl der Körper eines Menschen aufrecht stehe, als der Stamm eines Baums. Er mußte also nähere Proben gemacht haben, um beides zu unterscheiden. Einen ähnlichen Fall habe ich einmal bei einem blinden Jüngling bemerkt, der den Staar mit auf die Welt gebracht hatte.' Diesem jungen Menschen, der aus einer ärmlichen Familie vom Lande war, waren gleich nach der Geburt beide Augäpfel trübe gewesen, vermuthlich, weil die Pupillen-Haut dik und unklar war. Man hatte ihn für unheilbar gehalten und keine Kur an ihm versucht. Gesund war er aufgewachsen, aber völlig blind, ohne das mindeste Licht zu sehen. Man hatte ihn auf die Schule geschikt, wo er auch Proben von einem fähigen Kopf ablegte. In seinem 17ten Jahr ohngefähr bekommt er eine sehr heftige Augenentzündung. (Was diese verursacht haben mochte, weiß ich nicht). Die Augenlieder fangen an zu schwellen und er fühlt em-

pfindliche Schmerzen. Für diesen Umstand wurde einige Arzenei gebraucht. Die Eltern bemerkten, daß er das Licht scheute, und daß es ihm seine Schmerzen vermehrte. Nach einigen Wochen nimmt das Fieber so wie die Augenentzündung ab, und zu seinem größten Erstaunen kann er etwas Licht sehen. Mehrere merkwürdige Umstände bei seinem Sehendwerden mag ich nicht anführen; ich habe ihn seitdem oft gesehen, und immer mit Verwunderung betrachtet. Den einzigen Hauptumstand, erwähne ich noch: die Bilder, die in seinem Auge entstanden, waren ihm ganz neu. Anfangs wollt' er nicht glauben, daß andere Menschen aufrecht giengen; er meinte, die Köpfe der Menschen ständen nach seinen Füßen zu. So glaubt' er auch, daß die Bäume und alle Gegenstände verkehrt vor ihm ständen. Die Abwechselung der Farben, wovon er aber keinen Begriff gehabt hatte, machte ihm viel Vergnügen. Denn so oft er, da er noch blind war, von rother oder einer andern Farbe etwas gehört hatte, hatte er diese Farben mit den Empfindungen des Geschmaks verglichen. Roth hatte er sich als etwas Süßes; Schwarz, als etwas Bitteres vorgestellt. Nach und nach machte er sich diese Bilder und urtheilte darüber, wie andere

dere Menschen. — Bei diesem Menschen existirten keine Bilder des Gesichts vorher, so wenig im Organ als im Gehirn. Beides hatte auch nichts gelitten, und keine Veränderung war darin vorgegangen. Einige Jahre nachher starb dieser Jüngling, zu meiner Betrübniß, an der Schwindsucht. Auch andere Beobachtungen beweisen beinahe das Nemliche. Wer von Kindheit an zwei gesunde Augen hatte, und etwa durch einen unglüklichen Zufall den Gebrauch des Einen verliert, glaubt, weil er nicht gewohnt ist, nur mit einem Auge zu sehen, alle Gegenstände seyn nur halb so groß, als sie ihm vorher schienen. Allmählich stellt er sich freilich das Verhältnis der vorigen Größe wieder vor, und sieht es ein, daß diese Verringerung der Größe nicht an den Gegenständen, sondern in seiner Vorstellungsart liege. Er beurtheilt also diese Größe der Dinge wieder wie vorher. Denn wer mit beiden Augen sieht, sieht würklich jeden Gegenstand zweimal; zwei Bilder stellt er sich indessen nicht vor, sondern Eins; aber dies Eine stellt er sich doppelt, oder noch einmal so groß vor. Das Bild der Größe oder des Raums ist also von der Geburt an dem Menschen nicht eingedrukt; sondern es entsteht erst nach und nach. Eben

dies Bild kann auch ohne Verlezzung, ohne Veränderung des Gehirns Fehler bekommen. Dergleichen Einbildungs-Fehler kommen sehr häufig vor. So wie es sich beim Gesicht verhält, eben so verhält es sich auch bei den übrigen Sinn-Organen. Wem durch einen schwachen halben Schlag die halbe Zunge gelähmt worden ist, der schmekt nur auf der einen Seite der Zunge; auf der Andern hat er gar keinen oder keinen natürlichen Geschmak. Alles glaubt er gleichsam nur halb zu schmekken. Er glaubt nemlich, daß eine Speise nicht genug gesalzen, nicht sauer genug, nicht gewürzt genug sey, und überhaupt den Geschmak nicht habe, den sie vorher für ihn hatte. Mehr dergleichen Erfahrungen mag ich nicht anführen; es erhellet aber daraus, daß die Sinnen-Bilder nicht beständig die nemlichen bei uns sind, daß sie nicht nothwendig durch einen gewissen Mechanismus in uns entstehen, daß sie uns nicht angebohren sind, nicht von gewissen Gehirn-Fibern abhangen; sondern daß sie blos von dem Geiste geschaffen, und nach dem Maaße der Empfindungen selbst verändert werden.

§. 8

§. 8.

Wenn zwei oder drei Veränderungen zur nemlichen Zeit in dem nemlichen Organ vorgehen, alsdenn kann der Geist nicht wohl beide, oder jede allein in dem nemlichen Augenblik zählen und ausmessen: sondern es entsteht ein verworrenes Bild. Wenn aber ein solches verworrenes Bild oft und wiederholt sich darstellt, so formirt der Geist sich ein zusammengeseztes Bild: nemlich ein doppeltes oder dreifaches, das aber zusammengesezt und gemischt ist, so daß es als eines aussieht. Wenn z. B. Jemand eine weiße Wand, die mit großen schwarzen Figuren bemahlt oder gefleckt ist, sieht, so stellt er sich die Bilder zweier Farben, und zwar jede besonders vor. Wenn aber diese verschiedenen Farben nur um sehr kleine Räumchen von einander entfernt sind, und sie gleichsam zusammenfließen, so daß der Geist solche kleine Zwischenräume nicht leicht ausmessen und zählen kann: alsdenn erspart er sich eine Mühe. Er schaft sich ein zusammengeseztes, nemlich ein himmelblaues Bild, das etwas weißes und etwas schwarzes in sich hat. Dies ist der Fall, wenn man ganz weißen ungelöschten Kalk und sehr schwarzen Oelruß untereinan-

der

der mischt. Denn diese Mischung pflegt uns dann nicht mehr weiß und nicht mehr schwarz, sondern himmelblau vorzukommen. Dies Bild ist gemischt. So auch, wenn man etwa ein geschmeidiges, lieblich schmekkendes Oel mit einer gewissen Säure wohl untereinander mischt und dann auf die Zunge bringt, so entsteht ein süßer Geschmak, den weder das Oel noch die Säure hatte. Mischt man unter dieses Süße eine hizzige brennbare Materie, so giebt dies einen bitteren Geschmak, der in keinem von diesen Bestandtheilen war. Denn der Zukker und der Honig bestehen aus Oel und einer Säure; und beides ist süß. Wird der Zukker oder der Honig über den Feuer gelinde geröstet, so wird er bitter, und röstet man ihn etwas lange, so wird er ganz bitter, ekelhaft und der Zunge unausstehlich. Die Bestandtheile bleiben indessen die nemlichen. Auch sind diese Bilder nicht bei jedem Menschen gleich; denn je nachdem das Geschmak-Organ verschieden ist, kann dem Einen süß seyn, was dem Andern bitter vorkommt. Aehnliche Fälle hat man auch bei den übrigen Sinn-Organen. Der Ton einer Quint- und Octav-Note bei der Musik, fließt, wenn man ihn zugleich hört, gleichsam in einem angenehmen Ton zusammen; der Ton einer

ner Quarte und Octave in einen unangeneh-
men, u. s. w. Solche Bilder konnten nicht
angebohren seyn.

§. 9.

Wenn in dem Organ aus einer ungewöhnlichen und übernatürlichen Ursache eine Bewegung entsteht, die sonst natürlich von einem gewissen äußeren Gegenstand hervorgebracht zu werden pflegt, so urtheilt der Geist unrichtig, daß er die gewöhnlichen Gegenstände empfinde, bis er durch wiederholte Erfahrungen oder durch einen andern Grund überzeugt wird, daß diese Empfindung falsch und irrig war. Wenn ein Mensch mit der Faust oder von einem andern harten Körper einen starken Schlag aufs Auge bekommt, so glaubt er, wie bekannt, er sähe eine Flamme oder einen starken Funken, weil durch eine solche harte Berührung die Nervenfibern in dem Inneren des Auges eben so stark berührt werden, als wenn man Feuer sieht. Eben daher entstehen aus Ursachen, die in unsern eigenen Körper ihren Grund haben, oft falsche Empfindungen, besonders bei krampfartigen Krankheiten: so daß Jemand glaubt, er hörte, sähe, berührte, oder schmekte äussere Gegenstände, die doch wirklich nicht da sind.

sind. Aus solchen Ursachen entstehen die meisten Erscheinungen im Traum. Dergleichen falsche Empfindungen machen bisweilen einen so starken Eindruk, daß er sich kaum will überzeugen lassen, daß dies ein Trugbild war.

§ 10.

Die Sinnbilder, nicht nur positive, sondern auch negative, d. h. Bilder von Dingen, die nicht existiren, und daher nicht auf uns wirken, werden von dem Geiste gebildet. Dergleichen sind die Bilder vom Schatten, vom leeren Raum, von der Ruhe, vom Schlaf. Sie entstehen aber aus der Einschränkung und den Gränzen der Empfindungen, die wirklich existiren. Der Schatten entsteht nemlich aus dem Mangel des Lichts und seine Figur wird durch das Licht bestimmt, das der umherliegende Raum hat. Empfindung des Schattens kann man keine Empfindung nennen: denn er ist ein Mangel, existirt also nicht, kann mithin nichts wirken und ebendaher in dem Sinn-Organ eine Veränderung verursachen, und das ist erforderlich zu einer wahren Empfindung. Diese negativen Bilder können indessen auf den Geist wirken, als wenn sie positiv wären. Denn

sie scheinen eben die Eigenschaften zu haben, die wir auch durch wahre Empfindungen bemerken. Denn der Schatten kann ruhen, kann sich bewegen, kann seine Figur verändern, kann größer und kleiner werden, als wenn er ein Körper wäre und von bewegenden Kräften gelenkt würde; da er doch blos aus dem Mangel wahrer Kräfte entsteht. Sie können daher täuschen und den Menschen, der sie beobachtet, betrügen, so daß er sie für Dinge, die existiren, hält. Denn wirklich sind aus den Schattenbildern sehr viele Mährchen von Gespenstern, Geistererscheinungen und dergleichen entstanden.

§. 11.

Vorläufig bemerke ich hier, daß diese negativen Bilder keine Begriffe von Nichts sind. Denn ein Begriff von nichts ist nicht möglich. Sondern diese Bilder sind Vorstellungen von Dingen, die weniger als nichts sind. Wir wissen aus der Algeber, daß die negative Größen weniger als nichts sind, daß sie in gewissen Fällen bei der algebraischen Berechnung fast mit der nemlichen Gewißheit einen Werth haben können, wie die positive Größen; und daß in diesen besonderen Fällen, völlig wahre

posi-

positive Schlüße daraus folgen, eben so wie bei positiven Größen. Daher können uns auch die negativen Bilder bei der Beurtheilung wirklicher Dinge im gemeinen Leben, und in der sinnlichen Welt eben so brauchbar seyn, als positive Bilder und wirkliche Empfindungen. Die nähere Betrachtung dieses Punkts verspare ich mir aber bis auf den folgenden Abschnitt, wo es sich, wie ich glaube, zeigen wird, daß sie zur Erklärung der Verrichtungen des menschlichen Geistes nicht unbedeutend sind.

§. 12.

Solche Sinn-Bilder entstehen nur in einem einzigen Sinn-Organ. Um die grüne oder schwarze Farbe u. s. w. zu erkennen und zu unterscheiden, brauchen wir blos das Auge. Das Ohr oder die Zunge haben an der Darstellung dieser Bilder keinen Antheil. Um zu schmekken, ob etwas süß, bitter, oder herbe u. s. w. ist, dazu hilft uns das Auge oder Ohr nichts. So auch bei andern Sachen. Diese Bilder gehören also noch nicht zur Klasse wahrer Begriffe. Daher sind es sehr oft Trugbilder, die durch wahre Begriffe verbessert werden müssen, wenn wir ein wahres Urtheil über Dinge fällen wollen.

§. 13.

Ob die vollkommneren Thiere sich ähnliche Bilder formiren, d. h. ob sie mehrere Empfindungen, die sich ähnlich sind, auf etwas einziges, gemeinschaftliches bringen, oder bringen können, dies getraue ich mir mit Zuverläßigkeit nicht zu bejahen, und auch nicht zu verneinen. Ich möchte aber lieber Nein dazu sagen, weil mir kein Merkmal bekannt ist, woraus ich schließen könnte, daß die Empfindungen der Thiere zu einer solchen Stufe eines allgemeineren Begriffs sich jemals erhoben hätten. Denn, daß ein Hund seinen Herrn, wenn er bei ihm ist, durch die Sinne des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs von andern Menschen unterscheidet, dies giebt Jeder gern zu; ob er aber auch die Gestalt und die Kennzeichen seines abwesenden Herrn im Gedächtnis behält, wissen wir nicht. Die seltnen Beispiele von der Treue eines Hundes gegen seinen abwesenden Herrn, beweisen immer, daß etwas Sinnliches von seinem Herrn zurükgeblieben war.

§. 14.

Was ich von dem Schaffen der Bilder, oder der sinnlichen Begriffe umständlich vorgetra-

getragen habe, wiederhohle ich kurz. Das Bild, das wir uns aus verschiedenen aber einander ähnlichen Empfindungen in dem nemlichen Organ schaffen, ist keine körperliche Sache, ob es gleich aus der Empfindung der Körper entsteht, sondern ist blos ein Werk des Geistes. Sie scheinen indeßen bei allen Menschen, deren Organe ihre natürliche Stärke haben, ähnlich zu seyn: so, daß der Eine das, was er grün nennt, unter dem nemlichen Bilde sich vorstellt, worunter es sich der Andere denkt. Daher machen diese Bilder einen vorzüglichen Theil des allgemeinen Menschen-Sinns aus. Folglich sind diese Bilder auch nicht völlig frei oder willkührlich, sondern sie sind gewißermaßen mechanisch nothwendig, weil sie von dem Bau und der natürlichen Stärke des Organs abhangen. Sie sind aber doch auch nicht durchaus nothwendig, und hangen nicht ganz von dem Körper ab. Denn unsere Einbildungskraft schafft sich bisweilen selbst, gleichsam zum Scherz, Bilder von solchen Dingen, die wir nie empfunden haben. Am allerwenigsten können negative Bilder vom Körper hervorgebracht werden. Der Geist also schafft sich dieselben, indem er mehrere Empfindungen öfters nachzählt, und, falls sie sich ähnlich sind, eine jede von diesen unter ei-

ner gewißen Einheit sich vorstellt. — Diese Idee von einer Einheit kann nicht im Körper vorgehen, sondern wird ohne Zwang von dem Geiste hervorgebracht. Die Empfindungen entstehen durch die Wirkung irgend eines Körpers auf unser Organ, und sind also mechanisch. Allein die Bilder, d. h. die Verbindung mehrerer sich ähnlicher Empfindungen zu einer gemeinschaftlichen Form, kann nur im Geiste vor sich gehen.

Sechster Abschnitt.

Von der Bildung der intellektuellen Begriffe.

§. 1.

Bisher habe ich von den untersten Verrichtungen des Geistes, nemlich von den Empfindungen gehandelt; sie entstehen, wenn unser Geist verschiedene Bewegungen, die durch die Einwirkung äußerer Körper im Sinn-Organ entstanden sind, nach ihrer Größe und Anzahl schätzt, und von einander unterscheidet. Hierauf

auf zeigte ich die Entstehung der Bilder, oder der blos sinnlichen Begriffe. Daß sie aus der Vereinigung mehrerer ähnlichen Empfindungen in eine gewisse Einheit erfolge; dies ist das zweite und schon höhere Werk des Geistes. Die erste haben wir mit den vollkommneren Thieren gemein. Denn das Vermögen zu empfinden können wir ihnen unmöglich absprechen, wenn wir nicht alle Erfahrung läugnen, oder sie für bloße Maschinen erklären, und auf bloße schwankende Hypothesen bauen wollen. Die zweite und höhere Verrichtung des Geistes aber, nemlich das Schaffen der Bilder, ist, wie es scheint, allein dem Menschen eigen. Dazu wird größere Aufmerksamkeit, und größere Anstrengung erfordert. Ich komme nun zur dritten Stufe der Geistes-Verrichtungen, die uns den deutlichsten Beweis von der Würde des Menschen giebt, und deutlich zeigt, daß ein Strahl der Gottheit ihn belebt. Ich komme zu der Bildung der intellektuellen Begriffe, durch die wir nicht blos die Eigenschaften, sondern auch das Wesen der Dinge erforschen und kennen lernen; und worauf wir eine dem Menschen wesentliche Erkenntnis gründen. Ehe ich die Erklärung von einem intellektuellen Begrif gebe, will ich erst an einem Beyspiele zeigen,

gen, wie solche Begriffe in uns zu entstehen pflegen. Ich will das Beyspiel von einem Baume nehmen. Wenn ein Grönländer von gesundem Kopf, der bisher in seinem Vaterland nichts als Erde, Meer, Schnee und Eis, Wolken, Felsen und einige wenige auf der Erde kümmerlich kriechende Kräuter gesehen hätte, auf einem Schiff nach einer fruchtbareren Europäischen Küste überführe; wenn er vorher von einem solchen Anblik nie gehört hätte, und nun zur Winterzeit einen hohen Baum, z. B. einen Birnbaum, in einer weiten Entfernung zum erstenmal säh, so wird er ihn vielleicht für einen Schatten halten, oder für eine Wolke, von so sonderbarer Figur, als er sich vor dem gesehn zu haben nicht erinnert. Neubegierig verändert er seine Stelle, um auch von einer andern Seite diese Wolke zu betrachten. Jetzt sieht er, daß ihre Figur von der vorigen verschieden ist, denn die Ordnung und Verschiedenheit der Zweige und der Blätter verändert sich nach seinem verschiedenen Gesichtspunkt. So hat er zwei Empfindungen von dem nemlichen Schatten, den er so oft verändern kann, so oft es ihm beliebt, seine Stellung gegen ihn zu verändern. Aus diesen wiederholten Beobachtungen schließt er nun, daß dieser

Schat-

Schatten zwar an der nemlichen Stelle bleibt; aber veränderlich sey. Er wird in seiner Meinung bestärkt, daß es eine Wolke, als eine sehr veränderliche Sache, sey. Er ist indessen zweifelhaft, weil diese Wolke verschiedene Tage an der nemlichen Stelle bleibt, was doch nach seiner Erfahrung mit der Beschaffenheit der Wolken nicht übereinkommt. Nach mehreren dergleichen Betrachtungen wagt er es endlich, näher zu dieser Wolke zu treten. Er berührt sie mit seinen Händen und findet, daß sie hart ist und nicht nachgiebt. Nun urtheilt er also, daß er sich geirrt habe. So weißt sein Gefühl das Gesicht zurecht, sagt ihm aber die Wahrheit in so fern noch nicht. Wenn er nun den Baum öfters betrachtet und der Frühling kommt, sieht er grüne Blätter an demselben wachsen; und nicht lange nachher kommen herrliche und wohlriechende Blüthen hervor. Nachher entstehen im Sommer Birnen daraus. Allmählich werden sie größer, sie werden reif und reizzen den Grönländer, zu versuchen, wie sie schmecken. Er wundert sich über den lieblichen Geschmak, dergleichen er nie vorher gehabt hatte. Nun aber urtheilt er, daß es keine Wolke und auch kein Fels, sondern irgend ein lebender Körper sey, der gewissermaßen den kleinen Grönländischen

dischen

dischen Pflanzen ähnlich, aber edler und größer ist. Wenn er sich lange über diese Bemerkungen gefreut hat, sieht er gegen den Herbst die Blätter, Blüthen und Früchte abfallen, und der Baum wird wieder so kahl, wie er vorher im Winter war. Sein Begriff von einem Baum ist indessen noch nicht vollständig. Nach einigen Jahren macht er die Erfahrung, daß sich mit jedem Jahre seine Blätter und Zweige vermehrt oder verändert haben. Er bemerkt endlich, daß er Krebsschaden bekommt, hohl und faul wird; er sieht ihn verderben. So erhält er sehr viele und ganz verschiedene Empfindungen, die in allen seinen Sinnen entstanden sind, die er alle in seiner Seele vereinigt. Aber das ist noch nicht alles. Denn indem er um den umgefallenen Baum gräbt, findet er seine Wurzeln, und bemerkt, daß es ein doppelter Baum war. Der Eine erhub seine Aeste und Zweige gegen den Himmel; der Andere senkte seine ähnlichen Aeste tief in die Erde. Er bemerkt ferner, daß die Ueberreste des erstorbenen Baums, wenn er sie etwa ans Feuer bringt, brennen, in Flammen gerathen und sich in Kohlen und Salz=Asche verwandeln. In der Frucht entdekt er Kerne, die er, wenn er sie in die Erde stekt, aufkeimen, wachsen und zu einem

Baum werden sieht, wie der vorige war Wie mancherlei diese Empfindungen seyn können, brauche ich hier nicht weiter zu beschreiben. Wenn diesem Menschen aber das Glük günstig ist, und er durch den Unterricht anderer Menschen mehrere Kenntniße und zugleich mehr Wißbegierde bekömmt, so wird er auch die Bestandtheile des Holzes, der Blätter, der Früchte nach chymischen Gründen untersuchen, und hier wird er sich eine unglaubliche Menge neuer Empfindungen sammlen, wodurch er über die Lebenskraft und die Ursachen des Wachsthums mehr Licht bekömmt. Nachher, wenn er sie durch das Mikroskop betrachtet, sieht er Fasern, Gefäße, Luftröhren, Saftschläuche; er unterscheidet die Oberhäutgen, die Rinde, den Splint, das Holz, das Mark und entdekt in allen diesen einzelnen Theilen neue und von den übrigen verschiedene Merkwürdigkeiten. Er unterscheidet den Blumenkelch, die Blumenkrone, die Staubfäden, den Stengel oder die Befruchtungsröhre und die verschiedenen Theile der Frucht. So forscht er ferner allen Beschaffenheiten, die ihm vorkommen, nach; die ich aber hier nicht weiter aufzählen will, weil ich kein Ende finden würde, wenn ich die unzählbaren Empfindungen beschreiben wollte, die jeder von die-

diesem Baum durch seine fünf Sinne erhalten kann. Wenn der Beobachter aber diese Empfindungen alle gesammlet, gezählt und in eine gemeinschaftliche Form gebracht hat, so sieht er ein, daß dieser Baum ein lebender Körper sey, dem alle diese ganz verschiedenen Eigenschaften, die er an ihm kennen lernte, zukommen und gehören. So verschaft er sich einen Begriff von einem Baum.

§. 2.

Ein Begriff ist also die Summe oder das Produkt der zusammenaddirten, zugleich entstehenden, oder auf einander folgenden Empfindungen, die wir von einem Gegenstand gehabt haben; es ist die Verbindung mehrerer besonderer Empfindungen in eine Form der Einheit.

§. 3.

Ein Begriff ist die Summe oder das Produkt der gehabten Empfindungen. Empfindungen sind also die Bestandtheile der Begriffe, so wie in der Arithmetik die einzelnen Zahlen zusammengenommen die Summe ausmachen; oder so wie die Buchstaben die Bestandtheile der Schrift sind.

§. 4.

Einen solchen intellektuellen Begriff erhalten wir durch keinen einzigen Sinn ganz, sondern nur die Bestandtheile desselben. Wenn wir diese alle in unserem Geiste verbinden, so bilden wir uns diesen Begriff, der durch die Sinne nicht ganz entsteht, woran nichts Körperliches ist, der blos im Geiste ist. Indem wir viele und verschiedene Empfindungen zusammen zählen, so bilden wir uns eine Einheit daraus, die nun alle ihre vorher abgesonderten Theile in eine Summe zusammen bringt. Materielle Jdeen, wie sie die Cartesianer nennen, giebt es also gar nicht.

§. 5.

Diese Wahrheit wird noch dadurch deutlicher gemacht, weil wir aus den Empfindungen eines einzigen Organs, wenn sie auch ganz verschieden sind, nie einen vollständigen Begriff von irgend einem Gegenstand uns bilden können, sondern die Empfindungen mehrerer Organe dazu erfordert werden. Wenn der Grönländer, den ich oben zum Beyspiel anführte, seinen Baum nicht anders als nach den sichtbaren Beschaffenheiten hätte un-

untersuchen können; wenn ihm nicht nach und nach der Geschmak, der Geruch und das Gefühl zu Hülfe gekommen wäre; so würde nie ein mittelmäßiger Begriff in seinem Geiste entstanden seyn. So bleibt unsere Kenntnis von den Sternen, sowohl von Fixsternen als Planeten, und von andern Körpern, die uns über unserer Athmosphäre erhaben sich zeigen, unvollständig und hypothetisch, (weil wir blos durch das Gesicht wissen, daß sie da sind) und dringt auf keine Weise in das Wesen derselben. Die Sonne kennen wir etwas genauer, weil wir ihre Wirkungen auf diese Erde auch durch die übrigen Sinne gewissermaßen ausmessen können. Die verschiedenen Eigenschaften der Luft, in der wir leben, ihre widerstehende Kraft, in so fern sie weht, ihre Elastizität, ihre Undurchdringlichkeit durch gewisse Körper, ihr Gewicht oder ihre Schwerkraft, ihre verschiedene Mischung bemerken wir fast allein durchs Gefühl, und daß wir die Töne hören, die durch sie fortgepflanzt werden, hilft uns wenig dabey. Daher hat man bis dahin noch keinen Begriff von unverfälschter Luft, die von ihren fremdartigen Ingredienzien gereinigt ist. Mehrere Beyspiele mag ich nicht anführen, weil die Erfahrung auch in diesem Stück beweißt, daß

fast

fast alle unsere Wissenschaften mangelhaft sind. Aus den gesammelten Empfindungen eines Organs entstehen Bilder oder sinnliche Begriffe; zu den intellektuellen Begriffen aber wird die Empfindung mehrerer Organe erfodert.

§. 6.

Da die Empfindungen Bestandtheile des Begriffs sind, so sieht man leicht, daß dieser Begriff auch desto vollständiger sey, jemehr wahre Empfindungen derselbe in sich begreift. Wer alle Eigenschaften einer Sache kennte, würde den vollständigsten Begriff von ihrem Wesen haben. Je größer also die Sorgfalt ist, mit der wir uns die Eigenschaften der Gegenstände abstrahiren (so viel uns dies nemlich bey unsern wenigen und schwachen Organen angeht), desto vollkommner wird, wie ausgemacht ist, der Begriff, desto zuverläßiger die Gewißheit über das Wesen einer Sache.

§. 7.

Da also wahre Begriffe intellektuell sind, (denn sie werden nicht mit den Sinnen, sondern mit dem Verstand gefaßt) so erfahren wir nicht blos dadurch, daß ein Gegenstand da sey, sondern auch was er sey. Daß heißt: wir

wir lernen die Sache kennen, sehen ihre Entstehung, ihre Natur und ihr Ende voraus.

§. 8.

Je besser wir alle Theile eines Begriffs, und alle seine Bestandtheile in eine gewisse Form bringen können, so daß wir aus dieser intellektuellen Einheit alle Eigenschaften gleichsam rükwärts erklären können, desto vollkommener ist der Begriff, desto mehr Glauben verdient er. Wenn wir aus dem Begriff, den wir uns gemacht haben, nicht alles, was zum Gegenstand desselben gehört, erklären können, dann ist dieser Begriff noch nicht vollständig, sondern es sind noch Lükken da. Daß dies sich so verhalte, bestätigt in allen unsern Kenntnissen eine traurige Erfahrung.

§. 9.

Es ist daher ein Kennzeichen eines vollständigen Begriffs, wenn die Bestandtheile oder die einzelnen Theile desselben wirklich da sind, und wir sie durch die Sinne bemerkt haben. Ein Begriff, dessen Bestandtheile wir nicht alle durch die Sinne entdekt haben, ist hypothetisch, ungewiß, unzuverläßig. Eine solche Auflösung der Begriffe in ihre

ihre Glieder, oder Bestandtheile, kann man mit der Untersuchung oder so genannten Probe vergleichen, die wir in der Arithmetik anstellen, um zu erfahren, ob wir bey der Addition der Zahlen gehörig zu Werke gegangen sind: wenn wir nemlich einen Theil der Zahlen von der Summe wieder abziehen. Oder wenn wir die Zahl mit einen Quotient multipliziren, und das Produkt durch den Quotient wieder dividiren. So werden wir auch, wenn wir den Begriff von dem Baum, den ich oben zum Beyspiel angeführt habe, in seine Theile auflösen, finden, daß alle Glieder desselben aus Empfindungen entstanden waren. Denn, wenn Jemand dabey noch zweifelhaft wäre, so steht es ihm frey, mit seinen eigenen Sinnen alle einzelnen Glieder von neuem zu untersuchen. Wollte Jemand in dem Begriff des Baumes noch dies hineinbringen: daß eine empfindende Kraft in ihm liege, wie bey den Thieren, der würde den Begriff zu weit ausdehnen. Denn kein Mensch hat noch mit einem Sinne bemerkt, daß ein Baum empfinde. Wenn Jemand zum Begriff des Baumes noch dieses zöge: daß alle seine Theile, seine Zweige, sein Laub, seine Blüthen und Früchte schon vor seiner Entstehung in dem Saamen gelegen hätten und blos

durch

durch eine gewisse Entwikkelung größer geworden wären, der würde nicht nur etwas Ungeräumtes sagen, etwas das der Natur aller Körper widerspräche; er würde sich auch, wenn er auf seinen Sinn sich berufen wollte: er habe nemlich z. B. in der Haselnuß ein vorher existirendes Pflänzchen gesehen, er würde sich selbst gar sehr betrogen haben und andere Leichtgläubige mit betrügen. Denn in der Haselnuß sah er nichts, als ein kleines Wurzelchen und zwei kleine Blätter, die nach kurzer Zeit wieder abfallen, aber eben so wenig zur Haselstaude gehören, als die Brüste der Mutter, die das Kind sog, in den Begriff von ihm gehören, wenn es zu einem Manne erwächst. Ein solcher Begriff von einem Baum also würde wiederum zu weit ausgedehnt seyn, und er kann nicht in jeder Rüksicht vollständig (adäquat) seyn.

§. 10.

Die Begriffe sind entweder positive Begriffe, die aus wirklich vorgegangenen Empfindungen zusammengesezt werden, oder: negative Begriffe, die aus dem Mangel und der Einschränkung wahrer Empfindungen entstanden sind. Denn so wie es negative

tive Bilder giebt, so bilden wir auch Begriffe und zwar sehr viele aus der Abwesenheit oder dem Mangel einer Wirklichkeit. Den Begriff von der Finsterniß erhalten wir, aus der Abwesenheit des Lichts: denn diesen Begriff kann sich ein Mensch, der keinen Begriff vom Licht hat, unmöglich machen. Die Begriffe vom Raum von der Leere, vom Bösen, sind negative Begriffe; so auch die von der Ruhe, vom Schlaf u. s. w. Viele unnütze Zänkereien sind, wie ich glaube, daher entstanden, weil man diesen Unterschied nicht machte: wenn man nemlich negative Begriffe für positive hielt. Darauf beruht der ganze Irrthum der Manichäer, und eben so die Hirngespinste des Flaccius über die Substanz des ursprünglich Bösen, und die albernen Einfälle des Roberd Fludd, der einige Krankheiten der Menschen der Wirkung eines gewissen Dämons zuschrieb, und was noch poßierlicher ist, die Figuren seiner Dämonen zeichnete. Indessen können solche negative Begriffe sehr brauchbar seyn, wenn wir nur nicht vergessen, daß es negative Begriffe sind. Denn oft kommen sie uns zu statten, um uns desto richtigere Begriffe von wirklichen Dingen zu machen. So wissen wir durch den Begriff, den wir von der Finsterniß haben,

daß

daß die Bewegung des Lichts unglaublich geschwind, ja sogar augenbliklich sey. Aus dem Mangel der natürlichen Verrichtungen lernen die Aerzte das Geschäfte und die Beschaffenheit der innern Theile in dem natürlichen Zustande kennen. Nachdem Maaße der Schatten hat noch neulich der verdienstvolle Schröder die Höhe der Berge im Monde scharfsinnig berechnet. Durch den Mangel des Guten werden wir in unserm Begriff vom wahren Guten bestärkt u. s. f. Unser Geist kann diese negativen Begriffe eben so gut gebrauchen, wie der Algebraist negative Größen gebraucht, woraus er, wenn er sie nach richtigen Regeln geordnet hat, wahre positive Schlüße zieht.

§. 11.

Der erste unter allen Begriffen, die das Kind sich zu machen anfängt, ist, wie mich däucht, der Begriff vom Raume oder der Entfernung, der vorzüglich aus den Empfindungen des Gesichts und des Gefühls entsteht. Das Kind sieht z. B. zwei Bäume, oder einen Baum und ein Haus. Es zählt also zwei. Zwischen diesen beiden oder in ihrer Mitte sieht es nichts oder wenigstens nichts Aehnliches. Dies Nichts bringt in ihm einen negativen

tiven Begriff hervor, nemlich von der Abwesenheit der Körper. Denn da der Raum kein Körper ist, kann er auch keine körperliche Kräfte haben. Er wirkt also nicht auf die Sinn-Organe, sondern der Begriff davon entsteht aus den Gränzen der Körper, die ihn umgeben. Dies ist also ein negativer Begriff. Denn das Kind hat seinen Verstand noch nicht so weit gebildet, daß es zweifeln sollte, ob vielleicht der Raum mit Luft oder andern unsichtbaren und unfühlbaren Körpern angefüllt seyn könne. Denn durch die Sinne bemerkt es nichts. Es bleibt also bey seinem negativen Begriffe stehen, und urtheilt, zwischen diesen beiden Körpern sey Nichts. Und dies Nichts stellt es sich unter dem Begriff des Raums vor. An diesen negativen Begriff gewöhnt es sich so sehr, daß es ihn nachher in seinem ganzen Leben, wie einen positiven Begriff gebraucht. Und wenn es nicht durch mehrere Kenntnisse zweifelhaft wird, so glaubt es, der Raum sey etwas Reelles oder Positives. Viele Streitigkeiten der Philosophen scheinen darüber entstanden zu seyn, weil sie nicht daran dachten, daß der Begriff vom Raume ein negativer Begriff sey. Hat man sich aber diesen ersten Begriff vom Raume gebildet, so folgen daraus leicht die Begriffe

von den verschiedenen Modifikazionen des Raums: als von der Länge, der Breite, der Tiefe, der Höhe von den Figuren, von der Runde, vom Vierek, und unzählbare ähnliche Begriffe.

§. 12.

Der zweite Begriff, den das Kind sich in den ersten Jahren macht, ist der Begriff von der Zeit. Dieser Begriff entsteht aus der Bewegung der Körper, durch die sie den Raum verändern. Und diese Bewegung ist sukzeßiv. Eine Bewegung aber, die sukzeßiv erfolgt, bemerkt es mit seinen Sinnen wirklich; und daher ist dieser Begriff von der Zeit ein positiver oder reeller Begriff. Die Zeit selbst läßt sich nicht empfinden, und mit Recht sagt Leibniß irgendwo: die Zeit existirt nicht, denn sie ist ein Ausfluß der Vergangenheit in die Zukunft. Und zwischen dieser Vergangenheit und der Zukunft giebt es keine Mittelzeit. Absolut gegenwärtig ist bey körperlichen Dingen nichts. Was also nicht existirt, kann nicht in die Sinn-Organe wirken. Der Begriff von der Zeit also, den wir uns alle erworben haben, existirt blos im Geiste; nichts Körperliches kommt hinein. Er ist zwar

aus Empfindungen entstanden, nemlich aus den Bewegungen der Körper; aber er ist selbst ein blos intellektueller Begriff. Aus diesem ersten Begriff von der Zeit aber entstehen dann leicht in dem Geiste die Modifikazionen der Geschwindigkeit, der Langsamkeit, der Richtung, in so fern sie mit dem Begriff vom Raume in Verbindung kommen.

§. 13.

Diese ersten Begriffe vom Raum und von der Zeit können verschieden seyn, nachdem die Menschen verschieden sind. Sie sind daher nicht angebohren oder angeschaffen, sondern hangen gewißermaßen von der Vollkommenheit des Organs und von der größeren oder geringeren Aufmerksamkeit, die der Geist darauf richtet, ab. Ich habe verschiedene Menschen gekannt, die von Kindheit an mit dem einen Auge blödsichtig waren und mit dem andern weitsichtig. Wenn sie also z. B. Briefe laßen, kamen ihnen vor dem einen Auge die Buchstaben klein und fein, vor dem andern größer und gröber vor. Sie mußten deswegen, um richtig zu lesen, daß eine Auge schließen, damit sie nicht von dem Geschriebenen, weil sie es doppelt sahen, ein verworrenes

nes Bild erhielten. So kann auch die nemliche Bewegung dem Einen geschwind scheinen, die dem Andern langsam vorkommt. Z. B. wer durch ein Mikroskop, besonders durch ein Sonnenmikroskop den Umlauf des Bluts in dem Fuße eines Frosches, oder in dem Schwanze eines Fisches betrachtet, glaubt, daß Blutkügelchen in den kleinsten Blutadern mit der größten Geschwindigkeit fortrollen, deren Bewegung doch sehr langsam ist. Denn man bedenkt nicht, daß die Idee von dem Raume durch das Mikroskop gewaltig vergrößert werde, da indessen die Idee von der Zeit durch das Mikroskop nicht größer wird. Man glaubt also, daß das Blutkügelchen in einer Sekunde zwei oder drei Rheinländische Fuß weit fortlaufe, da es doch wirklich kaum halb so viel weiter kömmt, als eine mathematische Linie beträgt. Ich weiß es, daß dieser Mangel an Aufmerksamkeit die Physiologen mehrmals getäuscht hat, so daß sie dem umlaufenden Blute eine außerordentliche Geschwindigkeit zuschrieben, und sich daher falsche Hypothesen über die Wirkungen des Blut-Umlaufs auf die festen Theile erträumten. Diese Hypothesen halten indessen gar nicht Stich, weil sie aus dem ersten Begriffe entstanden, den sie nach einer mikroskopischen

Beobachtung sich machten, und die dazu noch falsch war. Denn wirklich ist die Bewegung des Blutes in seinen kleinsten Gefäßen außerordentlich langsam.

§. 14.

Dieser Beispiele mögen genug seyn, um zu beweisen, daß diese Begriffe uns nicht angebohren oder angeschaffen sind und vorher in uns existiren, sondern durch wiederholte Versuche und mit vieler Mühe aus sinnlichen Beobachtungen sich erzeugen. Und selbst dann werden sie nicht einmal ohne Rechnungsfehler, wenn ich so reden darf, gebildet; sie sind daher bei dem einen Menschen besser und gewisser, als bei dem Andern. Bei dem Gebrauch der übrigen Sinne, als des Geschmaks und des Geruchs, kommen die Menschen selten so weit, daß sie sich Begriffe bilden, sondern die Meisten sind zufrieden, wenn sie die Empfindungen selbst aufzählen, oder wenn sie sich höchstens nur Bilder verschaffen. Die Theorie des Geschmaks, des Geruchs ist bei den Gelehrten, selbst bei denen, die darüber nachforschen, bisher noch allzuunvollständig und unvollkommen, als daß wir uns rühmen könnten, genaue Begriffe davon zu haben. Be-

sonders schweben wir noch in einer tiefen Unwissenheit in Ansehung der Lebensempfindungen, die in unserm eignen Körper vorgehen. Dies erfahren die Aerzte, wenn sie auch noch so sorgfältig nach dergleichen Dingen forschen. Denn wo hat man einen genauen Begriff von der Gesundheit? von Krankheit? von der Verdauung oder Mangel an Verdauung der Speisen? vom Schmerz? Wer giebt uns einen Begriff vom Fieber? Hier und bei unzähligen andern Dingen ist vieles zweifelhaft. — Der Mensch ist so weit entfernt, viel solcher Begriffe von Natur zu haben, daß es ihm vielmehr mühsam und schwer ist, sich dieselben zu verschaffen, und daß der Weg, dazu zu gelangen, selbst dem lang wird, der gern geschwinde weiter zu kommen wünscht.

§. 15.

Jezt will ich obenhin und nur mit einem Worte die Begriffe der höheren Klasse berühren, die nicht aus Empfindungen, sondern aus Begriffen zusammengesezt werden, die schon da sind. So z. B. wenn Jemand den Begriff von einem Baume auf die oben erwähnte Weise sich verschaft hat; wenn er mehrere verschiedene Bäume auf die nemliche

Bayerische Staatsbibliothek München

Art betrachtet hat, und nun bemerkt, daß die Größe, die Figur, die Art zu wachsen bei einem Jeden etwas verschieden ist; wenn er aber auch bemerkt, daß sie alle in gewisser Rüksicht sich ähnlich sind und etwas miteinander gemein haben, und nun diese Aehnlichkeiten einzeln verbindet, und von den Unähnlichkeiten absondert, dann kann er sich einen allgemeinen Begriff von einem vegetabilen (passiv lebenden) Körper machen. Dieser Begriff ist Niemanden angebohren, sondern wird erst durch viele Mühe erworben: indem man nicht die Empfindungen, sondern die schon erlangten Begriffe untereinander vergleicht, und Begriffe mit Begriffen verbindet. Wenn er nun gar mit diesen allgemeinen Begriff von einem vegetabilen Körper, den Begriff von einem animalischen Körper, den er sich durch andere Empfindungen verschaft hatte, vereinigt, und die Aehnlichkeiten beider Begriffe von ihren Unähnlichkeiten trennt, so entsteht daraus die allgemeine Idee von der Lebensbeschaffenheit oder Lebensgrad der Körper. Es entstehen Begriffe in ihm von Klassen und Eintheilungen. Er erhält Begriffe von den Folgen, d. h. von den Ursachen und Wirkungen. Wenn er diese nun weiter durch eine neue Berechnung mit einander vergleicht,

so

Bayerische Staatsbibliothek München

so sieht er erst etwas von den Ursachen des Lebens von der ersten und ursprünglichen Ursache aller Dinge ein. Er wagt es nun, sich einen Begriff zu machen von der wirkenden Ursache aller Ursachen und aller Kräfte. Ueber dieses erhabenste und verehrungswürdigste Wesen staunt er verwundrungsvoll und vertieft sich freudig in Betrachtungen, worauf er durch keine Sinne gekommen war, die aber nach einer langen Schlußreihe doch aus den Sinnen entstanden war.

§. 16.

Bei dieser höheren Berechnung fehlt und irrt unser Geist leichter, als bei der Zusammenzählung der unteren und leichtern Begriffe. So wie der Rechenmeister, wenn er nur einigermaßen aufmerksam ist, sich nicht so leicht irrt, wenn er kleinere Zahlen zusammenrechnet; wenn er aber große Zahlen zu addiren hat, verrechnet er sich leichter. Daher bleiben die allgemeinen Lehrsäzze immer etwas zweifelhaft. Selbst der so oft angeführte und fast überall angenommene Lehrsaz, der sogenannte Saz des Widerspruchs, nach welchem man annimmt, daß eine Sache nicht zugleich seyn und nicht seyn könne, ist aus

bloßen Beobachtungen durch die Sinne entstanden. Und weil die Erfahrung ihm entspricht, scheint er auch bei körperlichen Dingen ziemlich zuverläßig zu seyn. Dieser nemliche Saz aber, wenn er auf Dinge angewendet wird, die Gott oder auch den menschlichen Geist betreffen, kann oft falsch seyn. Denn weder bei Gott, noch bei dem menschlichen Geiste findet ein Begriff von Zeit und Folge statt. Denn alles ist in ihnen zugleich. Von diesen Begriffen der oberen Klasse aber werde ich nachher deutlicher reden.

§. 17.

Die intellektuellen Begriffe, wenn sie richtig gebildet, und besonders wenn sie wiederholt werden, stehen in unserer Gewalt. Empfindungen, wie ich vorhin gesagt habe, stehen nicht bei uns; sie können nicht wiederholt werden, so oft es uns beliebt, sondern hangen von der Wirkung eines äußeren Gegenstandes auf unsere Organe ab. Auch die Bilder, d. h. die sinnlichen Begriffe stehen nicht in unserer Gewalt. Wir können uns erinnern, daß wir sie gehabt haben, allein, um sie uns zu vergegenwärtigen, wird die Mitwirkung des Organs selbst erfodert.

Ein Blinder kann sich kein Bild der Farben wieder schaffen, ob er es schon vor seiner Blindheit hatte; anders aber verhält es sich mit einem intellektuellen Begriff, den wir uns auf die rechte Art gemacht haben. Diesen kann ich mir vorstellen, so oft ich will. Und die Alten sagten daher mit Recht, daß dies eine Nahrung des Geistes sey. Richtiger sagt man: es ist ein Eigenthum des Geistes. Je mehr Begriffe sich der Geist gesammlet hat, desto reicher ist er. Und diesen Reichthum läßt er sich nicht entwenden. Kein Dieb raubt ihn ihm und kein Wurm oder Rost verzehrt ihn. Selbst diejenigen Begriffe, die nicht die vollkommensten sind, läßt sich der Geist, wenn er sie einmal gefaßt und sich eigen gemacht hat, nicht leicht nehmen. Ein solcher Mensch ist daher bei seinen irrigen Ideen hartnäkkig und hält es für Beleidigung, wenn man ihn vom Gegentheil überführt. Einmal angenommene Vorurtheile lassen sich selten ausrotten.

§. 18.

Eh' ich die Betrachtung der intellectuellen Begriffe schließe, mögt' ich noch etwas von dem Bewußtseyn seiner selbst erwähnen, das wir auch die Idee von seiner Person

und Persönlichkeit nennen; die Neueren haben es Selbstheit genannt. Ich erinnere mich von Philosophen gelesen zu haben, die aus diesem Gefühl oder aus diesem Begriff von sich selbst, gleichsam als aus einer ursprünglichen und anerschaffenen Idee, den ganzen übrigen Umfang der menschlichen Erkenntnis herleiteten. Das ganze Weltall, sagten sie, werde in Rüksicht auf diese Person vorgestellt; diese Vorstellung aber sey nach der verschiedenen Lage, wie sie sich ausdrükken, verschieden; aber bei jedem Menschen sey sie bestimmt und unveränderlich. In der Lehre des Cartesius worin man annimmt, daß für alle unsere Begriffe eine besondere Fiber des Gehirns bestimmt sey, durch deren zitternde Bewegung jener Begriff in dem Geiste erwekt würde, schien es nöthig zu seyn, daß auch diesem Begriff von sich selbst ein besonderer Plaz angewiesen wurde. Und es wurde für gut befunden, die Fichtendrüse glandula pinealis, weil sie ohngefähr in der Mitte des Gehirns liegt, für diesen Plaz auszugeben, und ihn ungereimt genug den Siz der Seele zu nennen, von welchem aus sie alle übrige Theile des ganzen Körpers beherrschte.

§. 19.

§. 19.

Ich bin überzeugt, daß ich ein Bewußtseyn von mir selbst habe, und daß ich dadurch meiner Handlungen und meiner Leidenszustände bewußt bin. Ich weiß aber auch eben so gewiß, daß ich oft meiner, und der Dinge, die mich angehen, nicht bewußt bin. Ich glaube, so geht es allen Menschen. In einem tiefen Schlaf hört, ob wir schon leben und gesund sind, alles Bewußtseyn seiner selbst auf. Auch einem Wachenden, wenn er sich in eine gewisse Sache, besonders wenn er sich in ernsthafte Betrachtungen vertieft hat, sind die übrigen in die Sinne fallenden Gegenstände, und alle seine übrigen Begriffe nicht gegenwärtig. D. h. wie ich erklärt habe, er zählt alsdann nicht, denn er ist auf die Gegenstände, besonders auf die sinnlichen, wenn sie auch in dem Sinn-Organ ihr Geschäft verrichten, nicht aufmerksam, wirkt nicht wieder darauf zurük. Ein nachdenkender Mensch thut oft vieles ohne Bewußtseyn. Er geht mit seinen Betrachtungen übers Feld oder durch den Wald, und weiß es nicht, daß er so weit gewandert sey, bis etwa ein neuer Gegenstand stärker auf ihn wirkt. Alsdann erwacht er gleichsam, und wundert sich, daß er

er, ohne es zu wissen, so weit gegangen ist. Bei starken Gemüthsbewegungen, bei einem heftigen Zorn, bei einer tiefen Traurigkeit, und bei unmäßiger Wollust vergißt sich daher der Mensch öfters. Bei Fiebern und Krämpfen weiß er nicht, was mit ihm vorgegangen ist. Eben so, wenn er ganz betrunken ist. In solchen Umständen des Lebens hört nicht nur die Besinnung gänzlich auf, sondern die Empfindungen gehen nicht einmal richtig vor, vielweniger die Bildung der Begriffe. Daher wird ein Verbrechen, das Jemand in einem solchen Zustand begangen hat, von der weltlichen Obrigkeit gar nicht oder doch gelinde bestraft.

§. 20.

Ob das Bewußtseyn meiner selbst zu den Empfindungen oder zu den Begriffen gezählt werden müsse, darüber bin ich lange zweifelhaft gewesen. Es scheint allerdings ein Gefühl zu seyn, wodurch ich bemerke, daß ich eine besondere und von allen übrigen getrennte Person bin. Nach reiferem Nachdenken aber habe ich mich überzeugt, daß dies Bewußtseyn meiner selbst keine Empfindung, sondern ein wahrer Begriff sey, der aus un=

zähl=

zählbaren und verschiedenen Empfindungen durch Zusammenzählung entstand, und nach und nach vollkommener wurde. Durch die Sinne weiß ich es, daß ich Hände, Füße und Augen habe, daß ich meine Glieder willkührlich bewege, daß ich fühle, daß ich denke, daß also dies alles mein ist. Wer aber dies sey, dem dies alles gehöre, weiß ich nicht durch die Sinne. Ich habe wohl tausendmal bemerkt, daß ein kleiner Knabe den Begriff von sich selbst noch nicht habe, sondern sich selbst als einen Dritten betrachtet. Wenn er hungrig ist, sagt er nicht: ich will Brod haben. Sondern er sagt so: Cajus (wenn er nemlich weiß, daß ihn die Leute im Hause so nennen) Cajus will Brod haben. Und so auch, wenn er sonst etwas verlangt. Wenn er etwa wegen eines Knaben-Streichs von seinen Aeltern Schläge bekommt, so weint er. Aber er weint auch, wenn seine kleinen Brüder oder seine Gespielen ebenfalls Schläge bekommen. Gewöhnlich fängt er erst im vierten oder fünften Jahre an einzusehen, daß er kein Dritter sey, sondern daß er es selbst sey, den alle seine übrigen Geschäfte und Umstände angehen. Je besser er unterrichtet wird, desto geschwinder lernt er richtig empfinden, und aus den Empfindungen sich einen Begriff bilden; desto

eher lernt er sich selber kennen. Und je länger er in seinem ganzen Leben auf sich und seine Lage recht aufmerksam bleibt, desto vollkommner ist die Erkenntnis, die er sich von sich selbst verschaft. Dies ist aber ein wichtiges und schweres Studium, und es war keine gemeine Vorschrift des Delphischen Orakels, die über dem Tempel des Apollo geschrieben stand: lerne dich selbst kennen. Allein die Menschen pflegen, ihrem Leichtsinn gemäß, dieser Bemühung, so viel möglich, auszuweichen, und also, was ich oben behauptet habe, bei ihren gewöhnlichen und oft wiederholten Handlungen sich selbst gleichsam zu vergessen. Ein Tonkünstler spielt auf seinem Instrumente unvorbereitet hübsche Stükke, und weiß es selbst nicht, was er thut. Man sollte also glauben, seine Finger bewegten sich mechanisch, und sie thun es doch auf Befehl des Geistes selbst, wenn er sich auch seiner nicht bewußt ist. Bisweilen kann dem Menschen diese Nachläßigkeit nachtheilig werden. Denn wer z. B. über große Einnahmen und große Ausgaben die Rechnung zu führen hat, und sich genau aufs Geldzählen versteht, ist in Gefahr sein Glük zu verlieren, und weiß es selbst nicht, wie er zu einem solchen Unglük gekommen ist. Denn er giebt Geld aus, ohne

sich seiner selbst bewußt zu seyn, daher sieht man auch, wie jene Aufzählung der kleinen Bewegungen in den Sinn-Organen meistens vor sich geht, ohne daß wir unserer dabei bewußt sind (weil wir nemlich an die Empfindungen, die aus dieser Zählung entstehen, von unserer ersten Kindheit an so gewohnt sind) daß man auf das Bewußtseyn bei dieser Zählung nicht weiter merkt.

§. 21.

Ich denke, daß dies hinlänglich ist, um zu zeigen, daß das Bewußtseyn unserer selbst uns nicht angebohren oder angeschaffen ist, sondern daß es mit vieler Mühe nach und nach in uns entsteht, und kein Theilchen des Gehirns sey, dessen Bewegung uns an uns selbst erinnere. Unser Geist genießt also auch hier seine Freiheit und wird von keinem mechanischen Zwang oder von materiellen Ursachen gelenkt. Mehr darüber werde ich in den folgenden Abschnitten sagen.

Siebenter Abschnitt.

Von den Zeichen der Begriffe, und von dem Unterricht.

§. 1.

Ich komme nun zu der Erklärung des höheren Grades der menschlichen Erkenntnis, woraus es klar werden wird, daß unsere Wissenschaft nicht mechanisch von dem Bau des Körpers abhange, sondern daß wir sie durch unsere eigenen Kräfte frei erwerben müssen.

§. 2.

Was in unsern Geist gekommen ist, oder was wir wißen, ist durch die Empfindungen in uns gekommen. Aus diesen schaffen wir uns

uns Bilder; aus den Bildern entstehen intellektuelle Begriffe. Durch die Empfindungen lernen wir das Wesen der Dinge nicht kennen, sondern wir bemerken nur dadurch ihre Eigenschaften. Wenn wir mehrere Eigenschaften mit einander verbunden, und in eine gewiße Einheit gebracht haben, und nun Begriffe daraus bilden, bekommen wir einige Einsicht in das Wesen der Dinge. Und wenn wir uns deren viele verschaffen, so gelangen wir zur Wissenschafft.

§. 3.

Durch unsere Empfindungen bemerken wir nicht die Eigenschaften selbst, sondern nur gewiße Zeichen, die mit jenen Eigenschaften nicht nothwendig übereinstimmen. Denn Niemand sieht z. B. die rothe Farbe, sondern nur eine gewiße Veränderung, die in dem Gesichts-Organ vorgegangen ist. Wir schliessen nemlich blos aus der kleinen Bewegung der Augen-Nerven, deren Geschwindigkeit und Größe beständig und bestimmt ist, daß ein rother Körper vor uns sey. Diese Bewegung der kleinen Nerven ist also ein Zeichen, wodurch ich gewahr werde, daß ein gewisser Körper gegenwärtig ist. Und so in allen andern

Fäl-

Fällen, wie ich oben gezeigt habe. Die Grundlage zur Wissenschaft also wird durch Zeichen gelegt.

§. 4.

Ein Zeichen ist alles, was von unseren Sinnen bemerkt wird, und was zugleich eine andere Sache, die wir mit den Sinnen nicht bemerken können, beständig begleitet. Ich sehe zum Beispiel aus einem königlichen Edikt, worauf das königliche Siegel steht, den Willen des Königs. Den Willen des Königs können meine Sinne nicht merken, und doch zweifle ich nicht daran, weil er ohne ein aufgedruktes Siegel nicht bekannt gemacht zu werden pflegt. Wenn des Morgens die mich umgebenden Gegenstände ganz sichtbar werden, wenn es nemlich Tag wird, so zweifle ich nicht, daß die Sonne aufgegangen sey, wenn auch eine Wolke oder Regenluft ihren Glanz verhüllt. Denn der Tag ist ein Zeichen der aufgegangenen Sonne, weil der Tag mit der Gegenwart der Sonne verbunden ist, und weil diese beiden Dinge beständig bei einander sind, daher sehe ich eine gewisse Bewegung, die auf eine bestimmte Art in dem Auge vorgeht, als ein Zeichen der rothen Farbe u. s. w. an.

§. 5.

An die sinnlichen Zeichen gewöhnen wir uns von Kindheit an so sehr, daß wir, so oft sie sich zeigen, die Dinge selbst und nicht die Zeichen der Dinge zu bemerken glauben. Indem ich jezt an meinem Tische sizze und schreibe, glaube ich, ich sähe den Tisch selbst, und eine Menge Pappier, ein Dintenfaß, einige Federn, eine Lampe und einige andre Geräthschaften, wiewohl diese Dinge nicht selbst, sondern nur die Zeichen davon, nemlich die kleinen Bewegungen, die dadurch in meinem Auge entstanden sind, mir gegenwärtig sind. Wenn mir ein Brief von einem Freunde, dessen Hand ich gut kenne, zu lesen gegeben wird, so bekümmere ich mich um die Buchstaben, als die Zeichen von dem, was ich wißen soll, nicht, sondern ich sehe gleich nach dem Inhalt selbst. Traurig lese ich von einem Unglük, das der Freund gehabt hat, und stelle mir alle seine Umstände vor, als wenn ich dies Unglük sehen könnte. Wäre die Hand meines Freundes mir nicht bekannt, oder hätte er in einer Sprache geschrieben, worin ich nicht sehr geübt wäre, oder wenn ich noch nicht recht lesen könnte, wenn ich ein anfangender Schüler wäre, und von der Kunst

zu lesen noch nichts verstånde, so würd' es mich viele Mühe und viele Arbeit kosten, um den Sinn dieses Briefes zu verstehen. Nun aber, da mir nichts gewöhnlicher ist, als Briefe zu lesen, bin ich so geübt und an die Erklårung der Zeichen so gewöhnt worden, daß ich die Sachen selbst, die durch das Geschriebene bezeichnet sind, und nicht die Zeichen davon zu lesen glaube. Bei jeder Kunst sieht der, der wohlgeübt darin ist, mit einem Blik oft mehr, als ein Unerfahrner nach einer langen Untersuchung. Dies ist der Vorzug der Erfahrung, die mit Beurtheilung angestellt ist. Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit schaffe ich nun aus jenen kleinen geschriebenen Linien, die wir Buchstaben nennen, Bilder; aus den Bildern Begriffe, und glaube, ich såhe alle die vielerlei Dinge, die in jedem Begriff enthalten sind mit meinen Augen. Jeder weis es, daß die Kunst zu lesen und zu schreiben uns nicht angebohren oder angeschaffen ist, sondern daß in der Jugend eine beschwerliche Uebung mehrerer Jahre dazu gehört, bis ich endlich durch dergleichen willkührliche Figuren der Buchstaben meine Begriffe Andern mittheilen, oder die Begriffe, die mir Andere mitgetheilt haben, verstehen lerne. Der Soldat, der anfangs roh ist, lernt allmåhlich das Com-

man-

mando des Commendeurs verstehen, blos durch die einfachsten Trommelschläge, die bald stärker und geschwinder, bald schwächer und langsamer, und abwechselnd sind, daß sie einen harmonischen Wohlklang hervorbringen. Aus diesen so geringfügigen Zeichen schließt der Soldat, ob er stehen, ob er vorwärts marschiren, ob er sich schwenken, ob er zum Gewehr greifen, oder es ablegen soll, ob er ins Glied treten, oder ob Jeder nach Hauße gehen soll. Eben so bemerkt jedes Kind in Anfang seines Lebens in den Sinn-Organen gewiße Veränderungen, aber es denkt noch nicht dabei, vielweniger versteht es, was sie bedeuten; bis es endlich nach mehreren Erfahrungen, (besonders, wenn die Veränderungen mehrerer Organe zusammentreffen) allmählig bemerkt, daß bei solchen Veränderungen gewiße Körper in der Nähe sind, d. h. daß diese kleinen Veränderungen Zeichen von gewissen Dingen sind, wenn auch gleich diese Zeichen mit der Sache selbst keine Aehnlichkeit und keine nothwendige Verbindung haben.

§. 6.

Die Begriffe aber, die wir uns bilden, haben solche sinnliche Zeichen nicht. Denn in den Begriffen ist nichts Körperliches, und

 sie

sie hangen nicht von der Gegenwart äußerer Gegenstände ab. Der Mensch hat diese schöpferische Kraft von Gott erhalten, daß er sich solche Zeichen nach Willkühr schaffe; nicht nur, um sich selbst ein Erleichterungs-Mittel zu verschaffen, welches ihm mehrere Begriffe bilden hilft, sondern auch um diese seine sich gemachten Begriffe andern Menschen mittheilen zu können. Zu dieser Mittheilung hat der Mensch einen fast unwiderstehlichen Trieb. Denn er ist von Natur gesellig, und liebt den Umgang mit seines Gleichen sehr. Dieser Trieb scheint aus jenem Gefühl herzukommen, das ich oben (II Abschn.) das Lebensgefühl genannt habe. Wir werden nemlich dürftig und schwach gebohren und wenn wir nicht von unsern Eltern sorgfältig gepflegt worden wären, so hätten wir kaum ein Stündchen leben können. Dies Gefühl unserer Schwäche aber erneuert sich in unserm ganzen Leben fast mit jedem Augenblik. Denn ein Mensch dient dem Andern; ein Mensch hilft dem Andern und unterstüzt ihn. Ohne gegenseitige Hülfe wären wir also die elendesten Geschöpfe. Nach und nach lernen wir also die gesellschaftlichen Gesezze kennen, die nachher durch positive Völker-Gesezze und Gewohnheiten in eine beßere künstlichere Form gebracht worden sind,

und die wir nun moralische und politische Gesezze nennen. Wegen dieses Gefühls des wechselseitigen Bedürfnisses wünschen wir auch unsern Gesellschaftern die Begriffe, die wir gefaßt haben, mitzutheilen, um von ihnen andere uns nöthige Begriffe dagegen einzutauschen. Dieser Trieb bewegt uns, daß wir den Dingen Namen geben. Diese Handlung des menschlichen Geistes wird von Moses sehr wahr als die erste von allen beschrieben. Denn zu diesem Grad der Erkenntnis ist noch nie ein Thier gelangt. Dadurch unterscheidet sich der Mensch. Denn die Thiere haben zwar einige Töne oder ähnliche Zeichen, um ihre Empfindungen anzuzeigen; aber nie besizzen sie Zeichen, die einen Begriff bezeichneten. Die Henne glukt, um ihre Jungen zusammenzurufen; wenn sie den Habicht sieht, girrt sie; wenn sie Eyer legt, gakkert sie; aber das Wesen einer Sache zeigt sie nie durch irgend einen Ton oder ein anderes Zeichen an.

§. 7.

Solcher Zeichen der Begriffe laßen sich zwar mancherlei erdenken; dies beweißen die taub und stumm Gebohrnen. Allein die allerbequemste Methode, sich solche Zeichen

zu bestimmen, besteht in Worten und in einer articulirten Sprache, und alle Völker haben sie daher angenommen. Die Sprache aber ist blos willkührlich und beruht auf keiner körperlichen und mechanischen Nothwendigkeit. Jedes Volk hat seine Muttersprache. Und bei einem Volke hat jede Stadt, ja fast jede Familie ihre eigene Redens-Art. Ein Hausvater, der sich mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigt, hat fast täglich Gelegenheit zu bemerken, daß die Kleinen neue Namen erdenken, womit sie sowohl ihre Spielsachen, als ihre Handlungen bezeichnen und ihren Gespielen auszudrukken sich bemühen.

§ 8.

Empfindungen können wir uns nicht mittheilen. Wer eine reife Ananas-Frucht noch nie geschmekt hat, dem kann ich keine Idee davon machen. Wenn ich ihm auch durch Vergleichung mit einem andern Geschmak eine Idee davon machen wollte, so erhält er doch nie die wahre Vorstellung davon. Denn sobald er sie nachher schmekt, wird er sagen: das hätt' ich nicht gedacht; einen solchen Geschmak, wie dieser ist, habe ich mir gar nicht vorstellen können. Von Begriffen aber, die

aus

aus mehreren Empfindungen in unserer Seele entstanden sind, sich Zeichen mitzutheilen, dies ist möglich. Diese in uns entstandene Begriffe sind nicht körperlich; können aber doch durch körperliche Zeichen aus einem Geiste in den Andern gebracht werden. Die Empfindungen stehen nicht bei uns, sind nicht in unsrer Gewalt allein; sondern um sie uns zu verschaffen, muß ein äußerer Gegenstand in uns gegenwärtig wirken. Die Empfindungen hangen also von einem äußeren Gegenstand ab. Die Begriffe aber, die wir richtig gebildet haben, sind in unsrer Gewalt. Wir können sie gebrauchen, wir können nach freier Willkühr damit zu Werke gehen; und eben daher können wir sie Andern mittheilen. Ich kann also meine Begriffe von der Vergangenheit, von der Zukunft, von der Ordnung der Zeitfolge, von der Entstehung der Ursachen, von Tugenden, von Lastern, von Kräften, vom Geiste, von Gott, in einem Andern fortpflanzen. Dies alles und unendlich mehr, wirkt in unsere Sinne nicht; doch kann ein Mensch von dem Andern die Begriffe davon sich machen lernen.

§. 9.

Worte oder Benennungen sind Hülfsmittel der Begriffe, in denen unendlich viele

Empfindungen als Bestandtheile enthalten sind; sie sind daher bei unserm kurzen Leben sehr bequem, um sich unendlich viele Dinge darunter vorzustellen und einem Andern dadurch mittheilen zu können. Durch solche Hülfsmittel bringen wir mehrere ähnliche Begriffe in eine gewisse Einheit, so wie ich oben gezeigt habe, daß wir aus mehreren ähnlichen Empfindungen uns Bilder schaffen. Und diese Erleichterungs-Mittel kommen uns sehr zu statten, uns Wissenschaften zn erwerben und unsre Geschäfte zu verrichten. Es sey mir erlaubt, meine Meinung durch ein gemeines Beispiel zu erklären. Wenn Jemand einen grossen Haufen Waizen oder Gerste, die er verkaufen will, dem Käufer in einzelnen Körnern überliefern und herzählen wollte, so würde dieses Geschäfft nicht nur viele Zeit wegnehmen, sondern auch ekelhaft werden. Es würde die Menschen nöthigen, entweder ganz damit aufzuhören, oder doch unvermeidliche Irrthümer, die mit dem Widerwillen immer verknüpft sind, nothwendig verursachen. Wenn aber dieser Verkäufer, unter der Voraussezzung, daß alle Körner ohngefähr gleich groß sind, das Maaß, worüber sie unter sich einig werden, mit Körnern füllt, und so dem Käufer ein Maaß nach dem Andern zumißt, so wird ein solcher Handel

del weit geschwinder und sicherer vor sich gehen. Denn jedes Maas enthält eine bestimmte Summe von Körnern; wenn nun diese zusammengeschüttet werden, kann der ganze Haufe zulezt ohne lästige Mühe einem Andern als sein Eigenthum überliefert werden. Und so machen wir es bei allen unsern Wissenschaften.

§. 10.

Ein Rechenmeister, wenn er einige wenige und kleine Zahlen ausrechnen soll, verrichtet dies Geschäft in seinem Geiste leicht ohne Ziffern. Ja auch diejenigen, die in dieser Kunst unerfahren sind, selbst die Kinder berechnen mit leichter Mühe einige kleine Zahlen. Wenn aber große und verwikkelte Zahlen oder schwere Zahlenbrüche aufgezählt oder multiplicirt merden sollen, dann muß der Rechenmeister jene Zahlen erst einander ähnlich machen, und sie darauf gleichsam in gewisse Klassen ordnen, d. h. sie in Einheiten, Zehner, Hunderte, Tausende und s. f. eintheilen. So wird die Berechnung leichter uud richtiger seyn. Diese Eintheilung in Zehner, Hunderte, u. s. w. ist willkührlich; aber höchst nöthig, um sich vor Ueberdruß und Fehlern zu hüten. Ohne diese Abtheilungen müßte die ganze

Summe aller einzelnen Zahlen in seinem Geiste gegenwärtig seyn; nun aber spart er durch jene Erleichterungen seine Zeit und die verdrießliche Mühe. So theilt er nun diese seine Kunst dem Andern mit, so kann er ihn lehren und ihm die Regeln der Arithmetik beibringen. Diese Kunst besizt Niemand von Natur. Sie ist willkührlich, denn auch die Rechnung mit je zwey (numeratio dyadica) des Leibniz oder die mit je sieben (numeratio heptadica) des Pythagoras könnte man zum Gebrauch einführen, wenn es einem Volke gefiele, sie zum Gebrauch anzunehmen.

§. 11.

So wie ein Rechenmeister seine Zeichen, seine Ziffern hat, in denen er gleichsam wie in Summenzahlen die Mehrheit der einzelnen Zahlen zusammenfaßt, so gebrauchen wir bei den übrigen Künsten und Wissenschaften die sogenannten (terminos technicos) Kunstausdrükke. Wer diese wohl versteht, kommt in dem, was er lernen will, leicht weiter. Und diese Zeichen-Mittheilung eines Menschen an den Andern ist das, was wir den Unterricht nennen.

§. 12.

Der Unterricht ist die zweite Zeugung des Menschen. Die Alten sagten daher mit Recht: der Vater habe uns zwar gezeugt, daß wir wie die Thiere gebohren würden; ein guter Lehrer aber sey der zweite Vater, der aus einem Thier einen Menschen mache. Zur Wissenschaft gelangt Niemand von sich selbst, sondern dazu wird eine Mittheilung, und gleichsam ein Ausfluß eines Geistes in dem andern erfodert. Ich brauche hier nicht einige wilde Menschen zum Beispiel anzuführen, die unter den wilden Thieren und in den Wäldern erzogen waren. Denn die Beispiele davon sieht man überall täglich an allen Kindern, denen es an einen guten Unterricht fehlt. Ein solches Kind lernt nicht reden, oder lernt wenigstens nur die gemeinen Ausdrükke von solchen Dingen gebrauchen, die zur Nahrung und Kleidung höchst nöthig sind. Kentnisse sind also dem Menschen nicht angebohren, sondern es wird ein Lehrer dazu erfodert.

§. 13.

Es ist schwer sprechen zu lernen; und ein Kind, wenn auch seine Sprach-Organe vollkommen genug sind, lernt doch kaum, eh' es ein

ein Jahr alt ist, seine Mutter, mit der es am häufigsten umgeht, Mama nennen. Unter diesem Worte begreift es alle die Empfindungen, die es von seiner Mutter gehabt hat. Allmählig lernt es auch andere sinnliche Gegenstände, die ihm beständig vorkommen, durch gewisse Zeichen anzeigen. Nach und nach lernt es auch die Ausdrükke kennen, wodurch Dinge, die nicht in die Sinne fallen, d. h. Begriffe bezeichnet werden. Nach einigen Jahren, wenn es einen guten Unterricht genießt, fängt es an zu lesen, d. h. es lernt mit dem Schall der Worte auch die Figuren der kleinen Striche kennen, wodurch gewisse Töne als durch Zeichen angegeben werden. Es ist fast zum Lachen, wenn man einen Knaben sieht, der zum erstenmal mit der Figur A diesen Ton verbinden muß. Der Knabe, besonders wenn er etwas widerspenstig ist, will durchaus mit dieser Figur seine Aussprache nicht verbinden. Er hat einen Widerwillen dagegen und widersezt sich; denn er bemerkt auch nicht die mindeste Uebereinstimmung und Aehnlichkeit dieser kleinen Striche mit den Ton, den er aussprechen soll. Er glaubt, es wäre ungereimt, daß diese Strichelchen ein Zeichen eines Tons seyn sollten. Er meint, man habe ihn zum Besten und spotte seiner.

Er

Er meint, man vexire oder schikanire ihn, wenn man ihn nöthigen will, eine solche närrische Vergleichung anzustellen. Und wenn er nicht durch das Beispiel seiner Gespielen dazu ermuntert, oder durch Drohungen und Schläge dazu angetrieben wird, so will er durchaus so eine Thorheit nicht begehen. Es ist daher zum Sprüchwort geworden, daß man von einem Menschen sagt, der nicht gern etwas lernen oder ausführen will: Wenn er einmal A gesagt hat, so wird er auch B und C sagen lernen. So viel Schwierigkeit kostet es, den Grund zu Wissenschaften zu legen, so schwer ist es, einen Knaben zu unterrichten, daß er mit willkührlichen Zeichen, die man mit freier Wahl des Geistes erfunden hat, einen Begriff verbinden lernt, der mit jenem Zeichen keine Verbindung, keine merkliche Uebereinstimmung hat. Und bei dem Allen werden solche geringe aber fortgesezte und durch Uebung vermehrte Anfangs-Kenntnisse die Grundlage zu der großen Masse von Wissenschaften, die der Mensch sich verschaffen kann. Bei diesem ersten Unterricht ist nichts Körperliches; hier ist eine Vorherbestimmung einer Bewegung in einer gewissen kleinen Fiber des Gehirns unmöglich. Hier ist kein Zwang, keine physische Nothwendig-

keit, sondern bloße Freiheit. Denn nicht nur verschiedene Völker gebrauchen verschiedene Worte und verschiedene Schrift-Zeichen, die aus Willkühr und aus der Gewohnheit entstanden sind; sondern, was noch mehr ist: Ein und der nemliche Mensch kann, wie die tägliche Enfahrung lehrt, mehrere Sprachen lernen. Er kann mehrere, ganz verschieden charakterisirte Schriftarten verstehen lernen. Er kann daher mit einem Griechen griechisch, mit einem Franzosen französisch u. s. w. reden. Oder er kann einen Briefwechsel anfangen und mit den verschiedensten Zeichen doch den nemlichen Begriff verbinden.

§. 14.

Die Zeichenkunde ist eine andere, als die Sachkunde. Dies ist von den Philosophen längst erkannt und festgesezt. Zwei Menschen können den nemlichen Begriff in ihrem Geiste haben; aber das Wort oder die Benennung und das Zeichen kann verschieden seyn. Wenn uns also der Schöpfer unsere ganze Wissenschaft bei der Geburt und gleichsam zur Mitgift verliehen hätte, wenn alle Begriffe mit gewissen kleinen Fibern des Gehirns verbunden sind, so daß wir uns daran

erin-

erinnern, so oft sich ein solches Fiberchen schwingt; wenn nun aber auch diese Schwingung entsteht, so oft ein äußeres Zeichen, das mit ihr übereinkommt, auf die Sinn-Organe wirkt; so fragt es sich, woher dann unser Geist die Kenntnis von den Zeichen hat? Oder wenn auch für die Zeichen gewisse kleine Fibern bestimmt sind, so könnte man fragen, woher dann unser Geist jene Begriffe mit jenen Zeichen verbinden lerne? Denn wenn z. B. ein Gelehrter, der ein Buch flüchtig durchließt, und den Sinn des Buches richtig faßt, diesen Sinn durch die Bewegung der Gehirn-Fibern erhielte, so muß diese Fiber, womit das Zeichen des Buchstaben A verbunden ist, sich so oft schwingen, als dieser Buchstabe in dem Buche vorkommt. Dies mag wohl tausendmal in einer Stunde geschehen, und zwar bei ganz verschiedenen und entgegengesezten Begriffen. Wer diesen Widerspruch wohl bemerkt, wird leicht einsehen, daß eine solche vorherbestimmte Verbindung unmöglich sey.

§. 15.

Mit den Zeichen werden wir durch die Kunst bekannt, nicht durch die Natur. Was dies für eine Kunst sey, brauche ich nun nicht

nicht zu erklären. Die ganze Dauer des Schulunterrichts beschäftigt sich mit dieser Kunst. Wir fangen den Unterricht mit sinnlichen Zeichen an, als mit den ersten Grundbegriffen. Dann lehren wir, wie man diese untereinander vergleichen, zusammensezzen oder trennen muß. Und so formiren wir allmählich in dem Andern intellektuelle Ideen. Ein merkwürdiges Beispiel des Unterrichts giebt uns die Kunst Ammans, oder wie einige wollen Wallis, die in den neuern Zeiten durch würdige Männer zu größerer Vollkommenheit gebracht worden ist. Durch sie lernen die Taubgebohrnen, die also auch stumm sind, so wohl hören als sprechen. Das Gesicht und das Gefühl werden dabei miteinander vereinigt, und ersezzen den Mangel des Gehörs. Durch diese beiden Sinne erhalten die Kinder ein Bild von der Sprache, das sie vorher nicht gehabt hatten. So machen sie sich Begriffe von Sprachlauten und lernen die Bezeichnung der Schriftzüge kennen. Daraus erhalten sie nachher intellektuelle Begriffe, und werden gleichsam neugebohrne Menschen. Ohne Lehrer hätten sie es in ihrem ganzen Leben nicht dahin gebracht. Um aber nicht zu weitläuftig zu werden, bleibe ich hierbei stehen. Denn der Zwek, zu dem ich dies al-

les

les angeführt habe, war: ich wollte zeigen, daß der menschliche Geist auf den Geist anderer Menschen in gewisser Rüksicht wirke, schon in diesem leben darauf wirke, durch Zeichen nemlich, die aber doch willkührlich sind, und die wir frei gewählt haben, d. h. durch mündlichen und schriftlichen Unterricht.

§. 16.

Der Geist des Knaben wird dadurch von dem Lehrer gebildet, dessen Geist sich in den Geist des Knaben gleichsam ergießt. Aber nicht nur in Sachen des Verstandes wird der Unterricht auf diese Art angestellt, sondern ein Geist erhält auch über den Andern eine Gewalt und eine Macht, der er gehorchen muß. Ein König hat das Project einen Krieg zu führen. Er überlegt alles, er vergleicht seine Macht mit der Macht des Feindes, hält seine gerechte Sache gegen die ungerechte Widersezlichkeit des Feindes, und bringt unzählige andere Umstände, die Hülfstruppen, die ihm seine Bundsgenossen stellen würden und dergleichen mit in Anschlag. Aus diesem allen formirt er sich eine gewisse Einheit, nemlich den Begriff von einem Kriege, den er führen will. Dieser Begriff erwekt

wekt den festen Entschluß in ihm, denselben anzufangen. Dieser Begriff und dieser Vorsaz sind allein in seinem Geiste. Nun läßt er seinen Minister zu sich rufen und giebt ihm mündlich die gemessenen Aufträge, die Befehle an die verschiedenen Regimenter seiner Armee auszufertigen. Diese Worte des Königs sind Zeichen, die auf den Minister keine physische oder körperliche Wirkung haben, sondern blos in dem Verstand seines Geistes wirken. Denn wenn er diese Worte zu einem Tartaren gesagt hätte, der seiner Sprache unkundig gewesen wäre, so würde dieser nichts davon verstehen; er würde die Worte als einen bedeutungsleeren Schall anhören, und nichts ausfertigen. Der Minister aber, der ihn versteht, schreibt nun Befehle an die Generäle, daß jeder seine Truppen zum Marsch und zum Treffen rüsten sollte. Diese schriftlichen Befehle wirken nicht physisch auf das Gehirn. Denn wenn der General nicht lesen kann, oder die besondere Sprache nicht versteht, so wird er diesen Brief als einen Wisch weglegen, der mit unbedeutenden Zeichnungen besudelt ist. Weil er ihn aber versteht, so sieht er nun den unsichtbaren Willen des Königs. Er läßt seine Soldaten zusammenrufen, befiehlt, daß sie ihr Gewehr puzzen, ihren

ren Tornister pakken und sich zum Marsch und zur Schlacht bereit halten sollen. Diese Worte haben keine physische Kraft auf das Gehör der Soldaten, sondern sind blos dem sie Verstehenden begreiflich. Der Geist der Soldaten aber, der sie versteht, gehorcht nun frei. Denn wenn Einer oder der Andere etwa widerspenstig ist, wenn er sich krank stellt oder desertiren will, so kann der General zwar seinen Körper durch äußere Gewalt bestrafen, kann ihn durch Prügel, durch Fesseln und Drohungen zum bleiben oder zum marschieren nöthigen; sein Herz aber auf keine Weise lenken. Denn auch diese gewaltsame Mittel werden zwar einen erzwungenen Gehorsam bewirken, der aber im Grunde verstellt ist und wenig hilft. Güte mit Ernst verbunden und gegründete Vorstellungen werden mehr ausrichten.

§. 17.

Das Ansehen des Menschen ist groß. Ganze Nationen folgen daher oft einem Mann, der mit Würde redet, als wenn er ein Orakel wäre. Dies hat die älteste Erfahrung gelehrt, besonders bei den orientalischen Völkern, die mehr Hang zum Sinnlichen haben. Sie schrieben nemlich den Worten und Zeichen

physische Kraft zu, daher der vielfältige Aberglaube und ein großer Theil des Gözzendienstes entstanden ist. Denn ihre Zauberstäbe und Zauberanhängsel, die bei gewissen Ansichten der Planeten oder sogenannten Constellationen verfertigt waren, und die Figuren, die darauf geschrieben standen, wurden zu Zauberformeln und dergleichen Verwünschungen erfunden, um die Gemüther in Furcht zu sezzen. Bisweilen wurden auch noch Arzeneimittel und Gifte dazu genommen, um sie noch glaubwürdiger zu machen. Es ist bekannt, daß dieser Aberglaube auch in Europäische Länder, wie wohl später, gekommen ist, und daß man auch bei uns Schamanne, wie in Siberien, gesehen hat. Ja es ist noch gar nicht lange, daß diese gottlosen Künste, die mit lächerlichen und einem ernsthaften und rechtschaffenen Manne nicht anständigen Gebährden verknüpft sind, unter dem Titel des Magnetismus wieder hervorgesucht wurden. In den vorigen Jahrhunderten suchte die Obrigkeit solche Künste mit Feuer und Schwerd auszurotten, worin sie eben so groß Unrecht nicht hatte. Dergleichen Gaukeleien pflegen alle moralische Disziplin und selbst die politische Ruhe zu untergraben. Denn im Grunde wirken solche Dinge nicht physisch, son-

dern bringen nur als wirkührliche Zeichen in dem Geist der Menschen eine Erschütterung hervor.

Achter Abschnitt.

Von den Gedanken.

§. 1.

Denken, beobachten, urtheilen, Schlüße machen, nachdenken sind gewißermaßen unterschieden. Denn mit einem Jeden von diesen Ausdrükken bezeichnet man gewöhnlich eine besondere Art zu denken. Mit diesem Unterschied kann Jeder durch den philosophischen Unterricht bekannt werden. Hier muß ich ihn im allgemeinen betrachten.

§. 2.

Cartesius sagte: der Geist sey ein denkendes Wesen. Dies ist in so weit wahr, daß der Geist denken kann. Das Wesen des Geistes aber entwikkelt diese Erklärung nicht

ganz. Denn wer denkt immer, wenn er schon immer existirt? Ein guter Musikus kann sein Instrument spielen, und spielt es doch nicht immer. Ein guter Rechenmeister kann rechnen, rechnet aber nicht beständig. Wahr ist also der Saz: ich denke; also bin ich! Aber das Gegentheil würde falsch seyn: ich denke nicht, also bin ich nicht.

§. 3.

Ich habe in dem Vorhergehenden gezeigt, daß alle unsere Empfindungen durch die Aufzählung der kleinen Veränderungen in den Nerven des Sinn-Organs entstehen, daß also die Fertigkeit zu zählen, die uns allein angebohren ist, den ersten Grund unserer Erkenntnis ausmache. Ich zeigte hierauf, daß die Aufzählung ähnlicher Empfindungen sinnliche Bilder in uns hervorbringe. Ferner: daß aus mehreren Empfindungen und Bildern, wenn sie von neuem zusammengezählt werden, intellektuelle Begriffe entstehen. Bey diesem allen gebraucht unser Geist blos die Fertigkeit zu zählen. Denken aber ist nichts anders, als die Beziehung mehrerer Begriffe, ihr Verhältnis, ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit gegen einander hal-

ten

ten und vergleichen, in der Absicht, um neue Begriffe, die wir vorher noch nicht hatten, zu erfinden. Oder, was beynahe das Nemliche ist, um die Wahrheit zu erforschen. Die Erfindung der Warheit ists, sagt Markus Tullius, womit sich die Denkkraft vorzüglich beschäftigt.

§. 4.

Denken ist also eine gewisse Art höherer Rechnung, die gewißermaßen mit der Rechnungsart zu vergleichen ist, welche man in der gemeinen Rechenkunst die Regel de tri nennt, die aus gegebenen bekannten Zahlen neue unbekannte finden lehrt. Diese Regel de tri läßt sich indessen, wenn man Begriffe untereinander vergleichen will, nicht anwenden, weil die Zahlen in allen gleichartig sind, die Begriffe aber aus ungleichartigen Bestandtheilen bestehen, nemlich aus den sinnlichen Beschaffenheiten verschiedener Organe, die nicht wie Zahlen in eine gemeinschaftliche Form gebracht werden können. Denn z. B. den bitteren Geschmak wird man nie mit irgend einer Farbe in eine gewisse Form von Einheit bringen können.

§. 5

Zwar hat Aristoteles eine herrliche Regel zu denken und Schlüße zu machen in seinen Schlußfiguren gegeben. Diese Erfindung ist des Scharfsinns dieses großen Mannes würdig, und ein berühmtes Denkmal der Weisheit und Würde des menschlichen Geistes. Aber auch diese Regel, wiewohl sie zuverläßig und sicher ist, hat bey der weitern Ausbildung der Wissenschaften keine große Dienste geleistet; sie diente vielmehr fast blos zur Uebung des Verstandes junger Leute. Dies kommt daher: weil bey dieser Regel des Aristoteles allemal und ohne Ausnahme ein allgemeiner Saz erfodert wird. In unseren Wissenschaften aber, sowohl bey physischen als moralischen, giebt es, wenn man die reine Arithmetik ausnimmt, keinen Begriff und keinen Saz, der so ganz allgemein wäre, daß keine Ausnahme dabey Statt fände. Davon wird sich Jeder überzeugen, der es versuchen will. Mir wenigstens ist nach vielen Untersuchungen kein solcher allgemeiner Saz bekannt geworden. Daß der sogenannte Grundsaz des Widerspruchs nur in physischen wirklich statt finde, und nicht in moralischen, dies habe ich oben schon erinnert. Ja, daß

daß er selbst in der Physik nicht überall ganz sicher sich anwenden lasse, werde ich nachher erinnern, besonders bey der Theorie des Lichts und der Wärme. Eine Regel also, die wir beym Denken befolgen müssen, wird man nicht geben können, ehe man die Schlußlehre (die Logik) des Wahrscheinlichen in eine künstliche Form gebracht hat. Denn alle unsere Kenntnisse sind nur mehr oder weniger wahrscheinlich.

§. 6.

Daran aber ist kein Zweifel, daß die Kunst zu denken uns nicht angebohren oder anerschaffen sey. Vor dem fünften oder sechsten Jahr fängt der Knabe, wenn er auch den besten Unterricht genossen hat, selten an zu denken. Alle Völker stimmen sogar darin überein, daß, ehe die Mannbarkeit anfängt, kein völliger Gebrauch der Vernunft und keine reife Denkkraft statt finde, und daß der Jüngling daher zur Besorgung seiner eigenen Angelegenheiten einen Vormund nöthig habe. Daß aber diese Kunst zu denken in einem gewissen Mechanismus des Gehirns bestehe, und daß die Fibern desselben, womit die Begriffe verbunden seyn sollen, eine gegenseitige Wirkung und Zurückwirkung (die doch ohne

Ver-

Veränderung des Ortes nicht statt finden kann) gegeneinander während des Denkens äußern sollten, dies ist schlechterdings unmöglich. Von diesem Punkt werde ich nachher ganz besonders reden.

§. 7.

Beym Denken verbinden wir Begriffe, die wir uns vorher verschaft hatten. Der erste Grad des Denkens wird das Urtheil genannt. Wir erkennen dadurch, daß zwei Begriffe mit einander übereinstimmen oder nicht übereinstimmen, d. h. daß sie sich ähnlich oder unähnlich sind, daß sie also in eine gewisse Form von Einheit gebracht werden können oder nicht. Daraus entstehen die sogenannten positiven und negativen Urtheile. Der Begriff von einem Baum, den ich oben entwikkelt habe, ist aus sehr vielen Bestandtheilen oder Empfindungen zusammengesezt, die wir durch die fünf Sinn-Organe erhielten. Unter diese Bestandtheile gehört dieser Eine: daß der Baum ein doppelter Baum sey. Ein Theil seiner Zweige stekke nemlich in der Erde, da der andere Theil seiner Zweige oberwärts in die Luft sich ausbreite. Wenn uns also Jemand weiß machen wollte, die Bäume giengen, wie Nikolaus Klimm in sei-

seinem komischen Roman vom unterirrdischen Reiche dichtete, so würde dies Niemand glauben. Jeder wird ein negatives Urtheil fällen. Denn die Begriffe von einem Baume und vom Gehen bestehen nicht aus ähnlichen, sondern aus verschiedenen und entgegengesezten Bestandtheilen.

§. 8.

Schließen heißt, wenn wir drei Sätze, oder was das Nemliche ist, drei Gedanken unter einander so vergleichen, daß wir aus zwei bekannten Säzzen einen Dritten unbekannten hervorsuchen und finden. Der Eine von diesen Säzzen heißt der Mittelsaz (terminus medius). Bey diesem Geschäfte verfahren wir nach einem arithmetischen Grundsaz, nachdem zwei Dinge, welche beide einem gewissen dritten Ding gleichen, sich einander gleich sind. Weil aber unsere Begriffe keine reine Zahlen sind, sondern aus ungleichartigen Bestandtheilen bestehen, so bedarf dieser Grundsaz, in der Kunst Schlüsse zu machen, folgender Einschränkung: Dinge, die einem dritten Ding ähnlich sind, sind sich in sofern auch selbst einander ähnlich. Oder, wie man sich gewöhnlich ausdrükt: Dinge, die

die mit einem dritten Ding übereinkommen, kommen auch mit einander überein. Diese Uebereinstimmung darf aber doch nicht weiter ausgedehnt werden, als es der Vergleichungsbegriff oder der Vergleichungspunkt verstattet.

§. 9.

Diese Kunst zu urtheilen und Schlüsse zu machen, ist uns, wie ich vorhin erinnert habe, nicht angebohren, sondern wir lernen dieselbe mit vieler Anstrengung und nach vielen Uebungen. Denn es giebt der Menschen sehr viele, die in sinnlichen Dingen, welche sie angehen, klug genug sind, die aber zur Einsicht in höhere philosophische Untersuchungen ungeschikt bleiben. Sie werden sogar, wenn sie etwa dergleichen Untersuchungen ohne Führer anstellen wollen, verwirrt und albern darüber. Denn sie gehen hierin sehr fehlerhaft zu Werke, besonders darin, daß sie mehr als drei Begriffe in eine Schlußform bringen, oder, wie die Logiker sagen, vier terminos gebrauchen. Es ist nemlich in diesem irrdischen Leben sehr schwer, sich mehr als drey Begriffe zugleich und zur nemlichen Zeit als gegenwärtig vorzustellen. Auch der geübteste Mann ist vor dem Irrthume nicht

sicher genug, wenn er es wagt, die Zahl Drei zu überschreiten. Bey diesem Geschäfte kommt uns aber die Schreibkunst sehr zu statten, wenn wir nemlich unsere Begriffe durch geschriebene Worte genau bestimmen.

§. 10.

Denn es ist eine alte Bemerkung, daß Niemand ohne Worte richtig denkt. Die Worte aber, entweder mündliche oder schriftliche, sind Zeichen unserer Begriffe, worin wir sehr viele Empfindungen ins Kurze zusammenfassen, denn, (man erlaube mir, daß ich dies wiederhole) für die Empfindungen haben wir keine Worte, wodurch wir einen Andern unterrichten können. Um mir einen Geschmak bekannt zu machen, muß ich selbst kosten. Für die Bilder, d. h. wenn wir die Aehnlichkeit mehrerer Empfindungen ausdrükken wollen, haben wir zwar einige wenige Worte, die aber einem unerfahrnen Menschen nichts helfen können. Der Blindgebohrne erhält nie ein Bild von weisser, oder grüner oder schwarzer Farbe, und vom Schatten. Sondern die intellecktuellen Begriffe haben allein ihre Worte und ihre Benennungen, die man einem Andern mittheilen kann.

Die-

Diese Worte haben in der Kunst zu denken, den nemlichen Nuzzen, den die arithmetische Zeichen oder die Ziffern haben. Der Rechenmeister gebraucht sie, damit er nicht nöthig hat, alle einzelne und besondere Zahlen immer in Gedanken zu haben, sondern damit er um mehrerer Bequemlichkeit willen, und um sich die Berechnung zu erleichtern, nun hundert Einer als eine Einheit brauchen kann. So wenn wir denken, denken wir uns unter einem Worte, z. B. unter Baum eine große Menge besonderer Empfindungen. Man hat daher nicht nöthig, alle jene einzelne Bestandtheile des Begriffs sich immer als gegenwärtig vorzustellen. Denn eine große Menge Begriffe macht uns confus, macht also die Gedanken ungewiß. Diese Erfindung kurzer unumständlicher Verfahrungsarten kann gar nicht in unserm Gehirn ihren Grund haben. Denn dergleichen Hülfsmittel sind willkührlich. Sie können durch den Unterricht unserm Geiste mitgetheilt werden. Wir können selbst daran verändern und sie verbessern. Sie haben gar nichts von mechanischer Nothwendigkeit, sondern sie sind ganz ungebunden. Denn daß der verschiedene Werth, den die Gelehrten den Worten beilegen, die Ursache von den Trugschlüssen sey, und allein die unnüzzen

Zän=

Zänkereien veranlaßt habe, dies ist bekannt genug. Diejenigen, welche blos ihrem Lehrer nachbeten, können in den Wissenschaften keine sehr große Schritte thun. Könnte man ohne Worte oder Zeichen denken, so hätten wir eine anschauliche Erkenntniß, die wir in diesem Leben selten haben.

§. 11.

Wenn wir mit Nachdenken beschäftigt sind, bemerken wir, daß wir oft vieles denken, woran wir uns nicht erinnern, oder wovon wir nicht wissen, daß wir daran gedacht haben. Vieles sagen wir oft unüberlegt, was wir wirklich gedacht, aber so gedacht haben, daß jene Säzze, woraus wir jenen Schluß machten, uns gleichsam ganz aus dem Sinn kamen. Indem wir unterdessen an andere Dinge denken und das Gedachte mit Gegenwart des Geistes ausdrükken, oder vielmehr indem wir den Begriff von uns selbst damit verbinden. Was uns unrichtig scheint, oder was wir ohne Ordnung mit anderen Empfindungen oder Begriffen, die wir damals im Kopfe hatten, aufzählen, dies thun wir häufig ohne Gegenwart des Geistes. Dasjenige aber, was wir gerne genauer wissen wollen, ver-

verbinden wir mit der Idee von uns, und verbinden es so damit, daß wir es gleichsam zu unserem Eigenthum machen, und in unserm Geiste behalten. Darauf beruht das Gedächtnis. So viel ich an mir und an Andern erfahren habe, so geschieht diese Vereinigung der Begriffe mit uns selbst, blos durch die Wiederholung. In einer Schlußform sind nur drei Begriffe zugleich und zur nemlichen Zeit in unserem Geiste gegenwärtig. Wollen wir den Schluß, den wir aus den Vordersäzzen gezogen haben, uns eigen machen und ihn einprägen, so müssen wir den nemlichen Schluß sogleich in einem andern förmlichen Schluß, dessen einer Vordersaz der Begriff von uns selbst ist, verwandeln. Wir müssen also den nemlichen Saz in einer doppelten Verbindung betrachten. Dies ists, wenn ich nicht irre, was Plato in der Erklärung des Menschen sagt, die er von dem Griechischen Wort ανθρωπος hergenommen hat: Nur der Mensch ist es, der zweimal sieht, und er unterscheidet sich von den Thieren durch die Zusammenzählung einerlei Begriffs, in sofern er doppelt ist. Man sehe seinen Kratylus. Diese Wiederholung ist soviel werth, daß wir eine wiederholte Sache nicht leicht vergessen. Wir lassen die Knaben Worte

und

und die Begriffe, die damit verbunden sind, auswendig lernen. Dies können sie nicht, wenn sie nicht sehr oft diese Worte in Gedanken wiederholen, so daß sie endlich gleichsam zu einem Theil des Bewußtseyns werden, das sie von sich selbst haben.

§. 12.

Andere Eigenschaften und Modifikationen unserer Gedanken übergehe ich, da sie in der Dialektik, in der Disputierkunst und Logik genug erwähnt werden. Hier habe ich nur diejenigen betrachtet, woraus man sehen kann, daß in dem Geiste nichts dazu erfodert werde, als das Vermögen zu zählen.

§. 13.

Denn ich glaube einleuchtend genug gezeigt zu haben, daß alle unsere Empfindungen durch die Zusammenzählung der kleinen Veränderungen, die in dem Sinn-Organ vorgegangen sind, entstehen. Auch glaube ich deutlich gezeigt zu haben, daß die Begriffe in uns entstehen, wenn wir mehrere Empfindungen zusammen zählen, sie in eine Summe oder in eine Art von Einheit bringen, deren Bestandtheile die Empfindungen sind. Ich

glau-

glaube mit Recht gesagt zu haben, daß die Worte, die wir als Zeichen gebrauchen, nicht Empfindungen, sondern blos Begriffen zukommen können, und daß diese Zeichen durch keinen körperlichen oder mechanischen Zwang, sondern durch die freie Wirkung des Geistes bestimmt werden. Endlich halte ich die Erklärung für richtig, die ich vom Denken gegeben habe, daß es nemlich eine Verhältnißrechnung sey, wodurch wir aus zwei bekannten Säzzen einen dritten unbekannten finden. Dies alles zusammen nenne ich die Vernunft, und den Menschen, der sie gebraucht, vernünftig.

§. 14.

In unserm Geiste ist blos das Vermögen zu zählen, d. h. Eins in mehreren Dingen, und mehrere in Einem sich vorzustellen. Dies Vermögen kann in keinem Körper seyn, sondern dazu wird ein Wesen erfodert, das von dem Körper ganz verschieden ist.

§. 15.

Es erhellet daraus zugleich, wie ungeschikt und zum Denken unaufgelegt unsere Vernunft sey, wenn ihr nicht eine gute Unterweißung und Belehrung zu Hülfe

kommt.

kommt. Da wir nach Gottes Willen, der uns geschaffen hat, mit diesem unserem Körper vereinigt leben, so daß wir durch ihn mit allen körperlichen Geschöpfen in Verbindung sind, so war es nöthig, daß wir, da wir gleichsam auf eine neue Erde verpflanzt wurden, alles, was diese Erde betrift, nach und nach lernten. Wenn wir bemerken, daß wir nicht die Dinge an sich selbst, sondern nur durch die Zeichen empfinden; daß wir nicht alle Eigenschaften der Dinge, sondern nur diejenigen, die wir durch die fünf Sinne bemerken, kennen lernen; wenn wir bedenken, wie ungewiß und täuschend die Untersuchungen darüber gewöhnlich sind, wenn sie nicht oft und sorgfältig und von Mehreren angestellt werden: so ist es zu bewundern, daß unsere Kenntnisse sich zu der Stufe, worauf sie nun stehen, erheben konnten. Wenn wir ferner bemerken, daß unsere Begriffe durch die Zusammensezzung täuschender Empfindungen gebildet werden; daß auch diese Begriffe nicht einmal vollständig und hinlänglich, nicht immer den Sachen ganz angemessen sind, ja, daß sie vielmehr entweder zu weit ausgedehnt oder zu eingeschränkt sind; wenn wir endlich bedenken, daß der Unterricht, den wir von Andern erhalten, uns durch Worte, als durch

Zeichen mitgetheilt werde, daß diese Zeichen oft zweifelhaft, den Sachen nicht angemessen genug sind; daß wir uns endlich dies alles durch unser Denken eigen machen, als wenn es unserem Geiste eigen werden müßte: so werden wir uns leicht überzeugen, daß alle unsere Kenntnisse unvollständig, schwach und ungewiß seyn müssen, und daß auch in den Wissenschaften viel windiges, unzuverläßiges ist, worauf sich unser Geist also nicht verlassen, wobei er sich nicht beruhigen, oder sich eine sichere Hoffnung davon machen könnte, wenn er nicht durch gründlichere Kenntnisse, die aber tief geschärft seyn müssen, unterstüzt würde.

§. 16.

Die menschliche Vernunft, an deren Erklärung ich mich jezt wage, ist das Vermögen, die Begriffe durch Zeichen richtig zusammen zurechnen. Es wird erworben und nach und nach in uns durch die Uebung gebildet. Von Natur haben wir es also nicht. Denn von ihr haben wir nichts, als das bloße Vermögen, uns die Vernunft zu verschaffen, erhalten. Die Vernunft sezt voraus, daß uns die Kenntnisse sonst woher mitgetheilt werden. An sich selbst ist sie arm und dürftig.

tig. Sie beschäftigt sich blos damit, daß sie die Begriffe mit einander verbindet und vereinigt. Die Ausübung derselben ist immer schwer, ist mit Anstrengung und Beschwerde verknüpft. Denn wenn Jemand Fehlerfrei denken will, so muß er zu der Zeit äußere Empfindungen zu entfernen suchen. Wer tief nachdenkt, über ernsthafte Sachen nachdenkt, liebt die Einsamkeit, schließt die Augen, sucht so wenig zu hören, wie möglich, macht die übrigen Sinne unempfindlich gegen äußere Eindrükke, und beschäftigt sie gar nicht; besonders stören jene Sinne, die ich die Lebens-Sinne genannt habe, die bei den Bedürfnissen unsers Körpers thätig sind, das ruhige Nachdenken sehr. Denn Hunger und Durst, Schmerz, körperliche Beängstigung, drükkende Exkremente, bloße Blähungen, die die Eingeweide ausdehnen, die Würmer, welche sich darin festsezzen, wohllüstige Begierden und dergleichen verursachen dem armen Geist schrekliche Hindernisse, die seine Berechnung unrichtig machen. Und wegen dieser Beschwerde, die mit dem Geschäft des Denkens verknüpft ist, schwächt das Nachdenken und ermüdet den Geist. Daher kann auch der geübte Mann nicht gar lange dies Geschäft fortsezzen, sondern muß seine Arbeit

 mit

mit Ruhe abwechseln lassen. Dies kommt nicht, wie man gewöhnlich glaubt, von einer Schwäche des Körpers her, sondern von einem Ueberdruß des Geistes. Von diesem Punkte werde ich im Folgenden reden. Den Gebrauch der Vernunft lernt man, wie man die Rechenkunst lernt. Denn wer diese Kunst nicht versteht, kann kaum wenige Zahlen zusammenzählen. Und auch dies würde er nicht einmal können, wenn er nicht von seinen Eltern oder seinen Gesellschaftern unterrichtet würde. Wer hingegen diese Kunst versteht, stellt sich, weil er Unterricht von den Zeichen, d. h. von den Ziffern erhalten hat, eine Reihe unzähliger Größen vor. So muß man auch die Kunst zu denken, durch den Unterricht lernen. Denn dieser Unterricht macht den Unterschied zwischen einem vernünftigen und unvernünftigen Menschen, zwischen einem wilden und gebildeten Volke, zwischen einem Ungelehrten und einem Gelehrten. Wenn wir nicht lernten, würden wir nichts wissen.

§. 17.

Um dieser Wahrheit willen, weil nemlich unsere Vernunft an sich arm und schwach ist, wird diese menschliche Vernunft von Vielen mit

mit Unrecht gering geschäzt und verworfen. Die Theologen aller alten und neuen Völker, welche das Vorurtheil haben, in Dingen, die das Glük des Lebens betreffen, und bey der Text = Erklärung der heiligen Bücher müsse man ihnen allein glauben, haben immer die menschliche Vernunft gehaßt. Sie mußten doch wissen, daß der Theologische Unterricht keinen Thieren, sondern den Menschen und zwar blos durch Worte, d. h. durch Zeichen könne mitgetheilt werden. Um diese zu verstehen, dazu wird doch wohl Vernunft erfodert? Sie brauchen ja doch bey ihren Streitigkeiten und Zänkereien die Vernunft allein, deren Gebrauch sie den übrigen im Denken geübten Menschen mit starkem Eingriff in ihre Rechte zu wehren sehr bemüht sind. In der Arzneikunde gebrauchen wir die Vernunft mit Recht; aber diejenigen, die ihren Rath auf bloße Hypothesen, die in eine künstliche Form gebracht sind, gründen, geben uns einen armseeligen Rath, wenn die Erfahrung von manchen Dingen, die sich nicht allemal theoretisch erklären lassen, nicht damit verbunden wird. Doch auch diese Erfahrung muß der Vernunft nicht ungemäß seyn. Dem mag nun aber seyn, wie ihm wolle; die Vernunft muß doch bey unseren moralischen und physi-

schen

schen Handlungen die Oberherrschaft behalten und über die Wahrheit entscheiden. Sie muß der Probierstein seyn, an dem die besonderen Wahrheiten geprüft werden.

§. 18.

Außer der Denkkraft, deren Wirkungs-Art ich bisher beschrieben habe, hat der menschliche Geist noch ein anderes Vermögen sich Begriffe zu verschaffen, die ohne vorhergegangene Empfindungen, ohne daß man sich vorher Begriffe gebildet hatte, die ohne Worte und ohne alle Zeichen, die nicht nach und nach, sondern ohne Zeitverlust in einem Augenblik entstehen, und die oft den Grund zu Künsten und Wissenschaften gelegt haben.

§. 19.

Dies Vermögen des Geistes will ich die anschauliche Erkenntnis nennen. Unter diesem Ausdruk verstehe ich nicht die Erkenntnis, die wir durch unsere Sinne uns verschaft haben. Ich weiß, daß dieses Wort oft so gebraucht worden ist. Denn allerdings pflegt die Kenntnis, die wir durch den Unterricht erlangen, heller und vollkommener zu wer-

den, wenn ich die Sache nachher mit meinen eigenen Sinnen betrachten, hören oder berühren kann. Ich kann alsdenn Einiges bemerken, was der Lehrer ausgelassen, oder mir nicht recht begreiflich gemacht hat. Diese Verbesserung unserer Begriffe meine ich hier nicht, denn sie geht nach der gewöhnlichen Methode vor.

§. 20.

Die anschauliche Erkenntnis, von der ich rede, würde ich passender eine Offenbarung nennen, wenn ich nicht fürchtete, ich möchte (wegen der Aehnlichkeit und Zweideutigkeit, die dies Wort in seiner Bedeutung hat) mich der Gefahr aussezzen, wirkliche göttliche Offenbarungen mit solchen zu verwechseln, die uns der menschliche Geist selbst giebt, oder das Ansehen derselben herabzusezzen. Von dieser Meinung bin ich sehr weit entfernt.

§. 21.

Diese anschauliche Erkenntnis darf man auch nicht mit Prophezeihungen verwechseln. Wir haben Ahndungen, und prophezeihen, wenn wir aus unvollständigen Empfindungen und aus Begriffen, die nicht völlig angemessen

sind,

von dem künftigen Ausgang und Fortgang ganz gewisser Dinge, etwas voraus sehen und auch richtig voraussehen und vorhersagen. Denn dies geschieht blos durch eine vernunftmäßige Berechnung; aber nicht nach der gewissen Methode einer arithmetischen Logik, sondern nach den Gesezzen und der Methode der Logik des Wahrscheinlichen. Je geübter Jemand in dieser Lezteren ist, desto glüklicher pflegt er im Prophezeien zu seyn. Noch viel weniger rede ich hier von allen Prophezeihungen und Wahrsagungen, denen die alten Völker soviel Glauben beimaßen, und woran selbst zu unsern Zeiten der unkultivirte und abergläubische Pöbel einen starken Glauben hat, den man ihm nicht hat benehmen können. Denn die Wahrsagerkunst, die Traumdeutungskunst, und andere ähnliche Künste sind unstreitig betrügerische, eingebildete Künste, die meistens aus Beutelschneidern erfunden und getrieben wurden. Cicero sagte daher mit Recht: er wundere sich, wie ein Wahrsager, wenn er dem Andern begegnete, sich des Lachens enthalten könnte.

§. 22.

Jedem Menschen ist es eigen, daß er bisweilen auf einmal, ohne daß irgend eine Ur-

Ursache vorhergegangen wäre, wenn er etwas Anders vorhat, oder etwas ganz anders denkt, auf einen Einfall, oder zu einem Begriff von einer Sache kommt, gleichsam, als wenn ihn ein Anderer darauf brächte. (Er mag nun vorher über die Sache nachgedacht haben, oder nicht). Und dieser Begriff ist so hell, so evident, als wenn er ihn kunstmäßig hervorgebracht hätte. Oft ist er so gewiß, daß Niemand daran zweifelt, daß er sich ganz darauf verläßt. Und wenn er ihn nachher nach der gewöhnlichen Art zu schließen untersucht, so findet er, daß er wahr ist.

§. 23.

Von einem solchen Einfall sagt man oft: man habe ihn von ohngefähr gehabt. Der Begriff von einem Ohngefähr ist aber ein negativer Begriff, und bedeutet nichts, als daß die Ursache und der Grund dieser Sache uns unbekannt ist. Von ohngefähr, d. h. ohne mitwirkende Ursachen geschieht nichts. Der Grund von der anschaulichen Erkenntnis muß also einen gewissen inneren Grund der anschaulichen Erkenntniß geben, der in dem Geiste selbst liegt. Der Geist wirkt alsdenn allein ohne Verbindung mit seinem Körper, und

also

also ohne einen äußeren Sinn, ohne vorhergegangene intellektuelle Begriffe. Der Geist sieht den Schluß, der in der Schlußform liegt, (terminus) ohne die Vorderglieder oder ohne das Mittelglied.

§. 24.

Wer in der höheren Algeber geübt ist, der weiß es wohl, daß die Rechenkunst und ihre Regeln nicht sehr schwer zu begreifen sind, wiewohl ein größeres Nachdenken dazu gehört, als bei der Erlernung anderer Künste erfodert wird. Aber die ganze Schwierigkeit besteht darin: daß man die erste Gleichung findet. Wenn der Geist die erste Gleichung einsieht, so findet er ohne viele Mühe durch die Berechnung neue und vorher verborgene Begriffe. Aber eben diese erste Gleichung zu faßen, darauf kömmt es an, das ist die Schwierigkeit. Die ersten Gleichungen zu finden, dafür haben wir keine Methode. Mit stillen Nachdenken und fast ohne Bewußtseyn unserer selbst, beschäftigt sich der Geist lange damit, sie zu finden, und bisweilen entdekt er sie erst nach einigen Monathen, indeß er etwas ganz anders treibt, und dies geschieht meistens plözlich und gleichsam durch ein Wunder. Vieles Nachdenken darüber hilft gewöhn-

wöhnlich nichts; von selbst, d. h. durch eine innere Wirkung des Geistes fällt es ihm ein. Bisweilen entstehen solche Aufschlüsse oder unerwartete Einfälle durch kleine Umstände, die in die Sinne fallen. Der Spinne hatten gewiß tausend Menschen lange vorher zugesehen, wie sie ihr Nez spann. Vielleicht hatten auch einige ihre schöne Arbeit bewundert; endlich aber kam allein die Isis, eine Aegyptierin, auf einmal bei der Betrachtung dieses Insekts auf den herrlichen Einfall, die Spinne nachzuahmen, und aus einem schiklichen Stoffe Tuch zu weben. Dieser Idee dachte sie nun mit Hülfe der Vernunft weiter nach, und sie fand Pflanzen, die sich gebrauchen ließen, um Fäden daraus zu spinnen. Sie erfand den Spinnrokken, und verband die so zubereiteten Fäden, indem sie sie quer durch einander flocht. So bereicherte sie durch dieses erfundene Kunststük das ganze Menschengeschlecht, daß es nicht mehr nöthig hatte, sich in häßliche Thier-Felle zu hüllen, sondern daß es seine Blöße mit einem reinlichen Kleide bedekken konnte. Diese Kunst machte nachher solche Fortschritte und bildete sich so aus, daß sie nun in verschwenderische Kleiderpracht ausartete. Wer die Schriftsteller, die von den Erfindern der Künste geschrieben haben, nachlesen will, der

wird finden, daß fast alle und die nüzlichsten Künste, ja auch die Wissenschaften auf diese Art entstanden sind. Besonders hat Aegypten ehmals viele dergleichen Erfinder hervorgebracht. Seine Weißheit zeigte sich nicht so sehr in spekulativen Wissenschaften, als in vortreflicher Cultur der menschlichen bildenden Künste. Daher erwähnen sie auch unsere ältesten heiligen Schriften auf eine sehr ehrenvolle Art.

§. 25.

Aber auch die spekulativen Wissenschaften sind oft durch dergleichen unvermuthete Einfälle entstanden. Das ἕυρηκα des Pythagoras, das er im Bad ausrief, ist etwas allgemein bekanntes. Im vorigen Jahrhundert schikte die französische Nation eine Colonie auf die Insel Madagaskar, die sie bald nachher, ihrem Leichtsinn gemäß, wieder wegführte. Einer von den Befehlshabern der Colonie, Herr Flacourt, unterredete sich mit einem Wilden dieser Insel, den er für einen gescheiten Mann hielt, und fragte ihn, warum sie die Heuschrekke, dieses unansehnliche Insekt in ihren Häusern fütterten und als einen Gott anbeteten? Warlich! das thun wir nicht, erwiederte der Einwohner von Madagaskar.

Aber

Aber dies Thierchen ist uns ein Zeichen, durch dessen Anblik wir erinnert und aufgemuntert werden, daß wir an die Gegenwart Gottes denken sollen. Aber warum, fuhr Flacourt fort, warum wählt ihr nicht lieber die Sonne, die euch in eurem Leben unendlich viel nüzt? „Wie?„ antwortete der Einwohner von Madagaskar unwillig, „wie? die Sonne?“ Die Sonne ist ein majestätischer und nüzlicher Himmelskörper, aber Gott zeigt sich nicht größer darin, als in jedem auch dem geringsten Körper. — Und im Eifer bükte er sich und nahm einen Kieselstein, der vor ihnen lag. Sieh, sagte er, in diesem Stein ist so viel Feuer, daß dadurch viele Sonnen in Feuer gesezt werden könnten, wenn Gott das wollte. Welche Idee in einem wilden Menschen! Eine Idee, die nach einer langen Reihe von Schlüssen, kaum der scharfsinnigste Philosoph herausgebracht hätte. Denn in diesem Saze vereinigen sich viele Begriffe; nemlich der Begriff von der Sonne, der Begriff von einem Steine, der Begriff vom Feuer, sowohl wenn es wirkt, als wenn es nicht wirkt; der Begriff von der Gottheit, von der Natur des Körpers, der Begriff von den Zeichen, von Abgötterey, von der Gefahr darauf zu verfallen, wenn wir für erhabene

Ge=

Gegenstände allzuviel Ehrfurcht haben, und noch mehrere andere Begriffe, deren Verbindung, nach der gewöhnlichen Methode zu denken, man nicht leicht entwikkeln würde. Und ihre Vereinigung wurde doch dem Menschen aus Madagaskar ohne Kenntnis der Vordersäzze und ohne Vorbereitung auf einmal einleuchtend.

§. 26.

Auch in unsern Geschäften, besonders wenn sie verwikkelt sind, und wenn wir gleichsam keinen Rath mehr wissen, fällt uns bisweilen plözlich ein Mittel ein; unsere Geduld wird gestärkt; Hofnung und Vertrauen lebt in dem Verzagten wieder auf, und ein Ausweg zeigt sich ihm, und dies mit soviel Klarheit, daß sich der Mensch gleich dabei beruhigt. Was er durch sein Nachdenken auszusinnen für unmöglich hielt, das zeigt sich ihm in einem Augenblikke.

§. 27.

Dies begegnet dem Menschen oft, wenn er ganz andere Geschäfte treibt, und an die Sache, die ihm nun einfällt, am allerwenigsten denkt. Aber weit öfter ist dies der Fall in einem solchen Zustand, wo der Mensch von äuße-

äußeren Empfindungen, von Begierden und Geschäften frei ist und ruhige Augenblikke genießt. An allergewöhnlichsten in einem ruhigen Schlaf, denn alsdenn wird der Mensch durch ein Traum-Bild, als wenn ihn gleichsam Jemand anstieße, plözlich aufgewekt und erhält diese Anschauung. Nicht nur im Schlafe, sondern auch in einer Krankheit, wenn sie nicht allzuschmerzhaft ist, sondern nur die äußeren Kräfte des Körpers schwächt, wobei indessen die Seeelenkräfte ihre Wirksamkeit behalten, sind wir zu solchen Aufschlüssen gestimmt. Ueberdem führen uns Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken, anhaltendes Nüchternseyn, oder ein erzwungenes Fasten solche schnelle und scharfsinnige Begriffe zu. Ich habe dies oft bei der Schwindsucht an einem Menschen bemerkt, der seinen ganzen Körper allmählig abzehren sieht, bei dem bloß die Sinn-Organe noch gesund sind. Wenn nur ein solcher Kranker die Geistes-Beängstigung und die allzuheftige Begierde zu leben abwehren kann, so erhält er oft erstaunliche Einsichten, die man von einem solchen Menschen, wenn er etwa vorher ungelehrt und unwissend war, gar nicht erwarten konnte. Vorzüglich habe ich auch an einem solchen Kranken, der am Brande der inneren

Theile stirbt, wenn er nicht in tiefe Schlafsucht verfällt (welches bisweilen der Fall ist) sondern wachend und mit Bewußtseyn seiner selbst, ohne Verlust seines Verstandes seinem Tode sich nähert, oft eine bewundernswürdige Heiterkeit des Geistes bemerkt und von ihm Gespräche gehört, die ich nicht von ihm erwartet hätte. Wenn der übrige Körper schon todt und völlig erstarrt ist, wenn das Blut in seinem Umlaufe stokt, und nur noch wenige Odemzüge ihm übrig sind, ist sich der Geist noch gegenwärtig, und beweißt seine Unabhängigkeit von dem Körper offenbar. Er wird gleichsam freier und seine Denkkraft erhält einen andern Schwung, den sie vorher nicht gehabt hatte.

§. 28.

Weil der Mensch von Kindheit an gewöhnt ist, zu glauben, daß alle seine Begriffe aus Empfindungen entstehen, so ist es nicht selten der Fall, wenn er zu solchen Anschauungen gelangt, daß er sich einbildet, eine Person ausser ihm wäre da, von der ihm dieser Aufschluß eingegeben würde. Daraus entstehen die sogenannten Gesichte, oder Geistererscheinungen, wovon man ein so großes Verzeichnis in den Geschichten hat, daß ich es für überflüßig halte,

te, die neueren Beispiele, die mir bekannt sind, aufzuzählen. Gewöhnlich haben dumme Leute, die in der Kunst zu denken nicht geübt sind, solche eingebildete Gespenstererscheinungen gehabt. Es ist aber nicht ganz ungewöhnlich, daß sie auch ganz vernünftigen Männern vorkommen. Nur daß diese, wenn die Erscheinung vorüber ist, das Eingebildete von der Sache selbst und von der Wahrheit leichter unterscheiden.

§. 29.

Daß unser Geist nicht nur von Gott, sondern auch von andern geistigen Wesen oder sogenannten Geistern Eingebungen empfangen, und durch sie die gegenwärtigen und zukünftigen Dinge, die er durch Unterricht nicht kennen lernen konnte, erfahre und kennen lerne, dies läugne ich gar nicht. Denn wie sollte ich dies läugnen, da ich oben weitläuftig gezeigt habe, daß auch in diesem unserm gesellschaftlichen Leben ein Mensch von einem andern Menschen, d. h. ein Geist von einem Geiste unterrichtet und gleichsam gebildet werden könne. Dieser gewöhnliche Unterricht, den wir erhalten, wird uns zwar durch körperliche Zeichen mitgetheilt; aber diese Zei-

chen haben keinen physischen oder mechanischen Einfluß in den Geist. Sie sind also ohne Wirkung, wenn sie einem Menschen, der sie nicht versteht, mitgetheilt werden. Es ist also ganz klar, daß der Geist des einen Menschen sich selbst dem Geiste des andern Menschen offenbaren und ihm neue Begriffe entdekken kann. Daß dies bei uns geschehe, bemerken wir täglich. Warum sollten nicht auch andere nicht menschliche Geister, oder Geister, die von ihrem Körper getrennt sind, dies thun können? Doch geschieht in dem lezteren Falle eine solche Offenbarung ohne körperliche Zeichen und in einem Augenblik. Und dann bedarf es keiner äußeren Erscheinung, wie sie auch wirklich nicht immer da ist. Und es ist immer verdächtig, ob eine solche Gestalt nicht in der Einbildung bestand, und aus der gewöhnlichen Denkungsart entstanden sey. Was ich in diesem Paragraphen gesagt habe, habe ich als ein Problem, nicht als Erfahrung eingemischt.

§. 30.

Ich glaube indessen, weil mich dies die öftere Erfahrung gelehrt hat, daß ein Lehrer, der die Jugend unterrichten soll, und der Volkslehrer sich wohl in Acht nehmen müsse,

daß

daß er diesen sinnlichen Erscheinungen, wenn auch weiße und fromme Männer sie gehabt haben, nicht allzuviel Glauben beimesse, damit er die Menschen nicht diesen Glauben zur Gewohnheit mache. Man muß ihnen sagen, daß diese Offenbarung selbst wahr seyn könne, daß aber die Bilder, die damit verbunden sind, aus einer menschlichen Schwäche entstanden seyn können, weil man gewohnt ist, sich Bilder zu schaffen. Denn jeder Mensch hat in sich selbst diese innere und anschauliche Erkenntnis, daß außer der Vernunft noch eine andere Kraft zu denken tief in uns verborgen liege, die nicht vom Menschen oder von unserer Selbstheit abhange, sondern aus einem ganz anderen Erkenntnisgrunde entstehe. Und dies scheint mir die wahre Ursache der Abgötterei zu seyn, zu der das ganze Menschengeschlecht geneigt ist. Denn diesen inneren Erkenntnisgrund schreiben sie einer Gottheit zu. Und nach dieser Meinung erdichten sie und bilden sich verschiedene Gözzen ein, die sie verehren. Die vielerlei Arten von Völker dachten sich dann nach dem verschiedenen Grade ihres Einbildungs = Vermögens, oder nach ihrer verschiedenen Bildung diese Götter sehr mannichfach, bald vernunftmäßiger, bald ungereimter. Die Abgötterei ist

 aber

aber, wie die heiligen Schriftsteller lehren, die Quelle alles menschlichen Elends. Sie hindert nemlich die Ausbildung der Vernunft, die bei unseren irrdischen Angelegenheiten unsere einzige Führerin seyn muß. Sie macht die Menschen unthätig, dumm, närrisch, melancholisch, menschenfeindlich. Sie ist Schuld an allen Ausschweifungen, sie befördert die schändlichsten Wohllüste, und macht den Menschen zum Vieh. Und was noch das Schlimste ist, sie hindert den Menschen, daß er das wahre Licht des wahren Gottes, das aus jedem Menschen hervorschimmert, und die Kraft desselben nicht bemerkt, sich von ihr abwendet, und sich bösen und falschen bildlichen Vorstellungen ganz ergiebt.

§. 31.

Dieser Hang aber, den das menschliche Geschlecht zum Gözzendienst hat, muß uns zugleich überzeugen, daß jeder Mensch in sich selbst noch außer dem Vermögen Schlüsse zu machen einen anderen und sicherern Erkenntnis- und Handlungsgrund bemerkt. Denn wirklich verlassen sich auch kluge, selbst die gelehrtesten Männer auf ihre Vernunft oder die Vernunft anderer wenig, sondern sie sehen

hen sich gewöhnlich bei ihren Geschäften, besonders wenn es wichtige und keine geringe Geschäfte sind, nach einem andern Erkenntnis- und Handlungsgrund um. Denn unsere Vernunft ist von keiner Seite untrüglich, nur allein in der reinen Arithmetik. In allen übrigen Dingen glaubt man einem Philosophen, als Philosophen, nichts. Ein Philosoph muß seine Behauptungen beweisen, d. h. aus den ersten Grundsäzzen menschlicher Erkenntnis durch eine Reihe ganz richtiger Schlußformen die Wahrheit zeigen. Ein solcher Beweis aber ist in keiner einzigen Wissenschaft oder Kunst möglich. Denn ganz gewisse Erkenntnisgründe haben wir nicht, sondern es finden sich auch in der Kette der Schlußformen so viele Leeren und Lükken, die durch angenommene oder hypothetische Erklärungen ausgefüllt werden müssen, daß unsere ganze Gewißheit und das Vertrauen, das wir auf die Vernunftschlüsse sezten, nothwendig scheitern muß. Wenn wir Vertrauen fassen, wenn wir mit diesem Vertrauen handeln, wenn wir Gutes hoffen sollen, wenn wir uns vor der Gefahr zu fehlen hüten und in allen unsern Geschäften für unser Bestes sorgen wollen, so haben wir einen ganz andern Beweggrund dazu nöthig. Ich bitte aber und hoffe, daß man mir diese

Aus-

Ausschweifung über die Abgötterei verzeihen werde. Denn ich glaube, daß sie hauptsächlich in die Lehre vom menschlichen Geist gehört. Denn die übrigen Fehler und Uebertretungen öffentlicher Gesezze, deren sich die Menschen schuldig machen können, theils mit den Bedürfnissen und Trieben des eigenen Körpers, theils mit politischen Gründen, wo nicht gerechtfertigt, doch oft entschuldigt werden. Denn sie können von äußeren Ursachen, die nicht allemal in unserer Gewalt sind, veranlaßt werden. Dieser einzige Fehler aber, der den Menschen zur Abgötterei geneigt macht, scheint mir ein Fehler des Geistes selbst zu seyn.

Neun-

Neunter Abschnitt.

Vom menschlichen Geiste.

§. 1.

Mit Furcht und Schüchternheit lege ich nun die Beobachtungen dar, die ich durch die Erfahrung über den menschlichen Geist, als unser wahres Wesen, gemacht zu haben glaube, Ich bin mit sehr vielen Menschen umgegangen, und habe, so oft ich konnte, das Gespräch auf diese Materie gelenkt, und davon etwas in den Diskurs einfließen lassen, um etwa die Meinung anderer darüber auszuforschen, und dadurch etwas zu lernen. Die meisten Menschen, besonders diejenigen, die einigen Unterricht in der christlichen Religion genossen haben, haben den frommen Glauben, daß ihnen Gott außer ihrem Körper einen Geist gegeben habe, mit dem sie Gott erkennen

nen könnten, uud diese Erkenntnis schafte ihnen die gewisse Hoffnung, daß sie schon in diesem Leben glüklich seyn, aber im künftigen Leben noch weit größere Freuden genießen sollten. Diese Ueberzeugung ist hinreichend, um bei allen Umständen unser Leben glüklich und ruhig zu machen. Unter den Philosophen aber, die von allem Beweise verlangen, und vorzüglich unter denen, die von der wahren Philosophie nur einige oberflächliche Einsichten flüchtig aufgehascht haben, habe ich viele gefunden (wie ich denn auch diese Meinung in älteren Schriftstellern gelesen habe) die das Daseyn des Geistes bezweifelten oder ihn nicht für die wesentliche, sondern für eine außerwesentliche Eigenschaft oder Nebeneigenschaft des Körpers hielten. Diese Meinung wird in neueren Zeiten, besonders durch die Lehre, begünstigt, die jezt, wie ich weiß, ganz allgemein ist: daß die Allwissenheit Gottes nicht nur alles Zufällige (welches gegen die Epikuräer mit Recht behauptet wird) sondern auch alle Freiheit aufhebe, und daß also alles, was uns begegnet, es mag gut oder böse seyn, von Gott so vorherbestimmt, vorher festgesezt und vorher genau so eingerichtet sey, wie es seine Allwissenheit voraus gesehen habe. Es entsteht also die Frage über den

mensch-

menschlichen Körper, ob man seine mechanische Einrichtung nicht ausfinden könne, woraus man sich die ganze Ordnung und alle Folgen der körperlichen Handlungen, und also auch der Empfindungen, ja selbst der Begriffe und ihr Zusammentreffen, nemlich die Gedanken, erklären könnte. Und selbst vom Geiste glaubte man, daß alle unsere Begriffe und Gedanken nach einer gewissen Ordnung entständen, so daß der gegenwärtige Gedanke seinen hinreichenden Grund in dem nächst vorhergegangenen Gedanken habe, und so auch, daß der gegenwärtige Gedanke den hinreichenden Grund von dem nächst folgenden Gedanken in sich enthalte. Der Geist also wird gleichsam für eine geistiche Maschine angesehen, in der dic Vorstellungen nothwendig so auf einander folgen, wie der Zeiger auf einer Uhr, ihrer Einrichtung gemäß, nach der neunten Stunde keine andere als die Zehnte anzeigen kann. Was aber den Körper betrifft, so sind die Untersuchungen, die man darüber angestellt hat, bisher noch fruchtlos gewesen. Denn unser Körper, sofern der Geist durch ihn empfindet und wirkt, ist blos das Werkzeug, worüber der Geist nach seiner Freiheit disponirt, und man hat nicht den mindesten Mechanismus entdekt. Von

diesem

diesem Punkt werde ich im folgenden Abschnitt etwas ausführlicher reden. Was aber den Geist angeht, so glaube ich in dem Vorhergehenden schon hinlänglich gezeigt zu haben, daß der Geist bey den Empfindungen und bey der Bildung der Begriffe blos das Vermögen zu zählen gebraucht, und daß diese Zählung willkührlich sey, wie man dies am deutlichsten bey der Kunst zu lesen und zu schreiben sieht. Ich zeigte weiter, daß sowohl die Kunst zu empfinden und sich Begriffe zu bilden, eben so wenig, wie die Kunst zu lesen uud zu schreiben uns angebohren oder angeschaffen sey, sondern daß wir dieselbe mit vieler Mühe lernen müßten, und daß daher ein Mensch vor dem Andern in dieser Kunst größere oder kleine Fortschritte thue, je nachdem der Unterricht beßer und sein Fleiß eifriger und anhaltender war. Endlich hoffe ich zu zeigen, was auch Andere schon früher versucht haben, daß die Allwissenheit Gottes mit der völligen Freyheit des menschlichen Geists bestehen könne, und das die Eine der Andere nicht vorgreife.

§. 2.

Wenn der Mensch gar keine körperliche Empfindungen hat, und sich gar keine intellek-

tuelle

tuelle Begriffe macht; wenn er von Sorgen und irrdischen Geschäften frei über sich selbst nachdenkt, so bemerkt er in sich eine Grundkraft, die ihn von der ganzen Natur, der Körper unterscheidet. Er erkennt nehmlich, daß er empfinden kann, daß er sich von den Empfindungen Bilder und aus diesen Begriffe schaffen kann; daß er diese Begriffe mit einander verbinden und von einander trennen kann, um neue zu erfinden, d. h. daß er denken kann. Er weiß es wohl, daß diese Wirkungen des Geistes mit den Wirkungen der Körper, die durch die bloße Bewegung und die Veränderung des Orts entstehen, keine Aehnlichkeit haben, sondern von einer ganz andern Art sind. Diese Erkenntnis erhält er nicht durch irgend eine Empfindung, nicht durch ein Bild, nicht durch einen Begriff, den er vorher gefaßt hatte, sondern es ist eine anschauliche Erkenntnis. Er weiß es, daß er ist, glaubt an seine Existenz ganz gewiß, und zuverläßig. Diese anschauliche Erkenntnis seines Geistes darf man nicht mit dem Begriff von seiner Persönlichkeit verwechseln. Denn dieser schließt, wie ich oben erinnert habe, nicht nur den Begriff vom Geist, sondern auch den Begriff vom Körper zugleich in

sich,

sich, und ist eigentlich der Begriff der Menschheit. Denn durch diesen Begriff der Menschheit erkennen wir, daß sich uns der Geist in Vereinigung mit dem Körper vorstellt, d. h. daß man sich selbst denken oder sich seiner bewußtseyn und auch sich bewegen kann. Wenn er aber von seinen körperlichen Bewegungen abstrahirt, und blos auf die Handlungen des Geistes aufmerksam ist, so bemerkt er und weiß durch die anschauliche Erkenntnis, daß er denkt, d. h. daß er ohne alle Bewegung des Körpers handelt. Diese anschauliche Erkenntniß kann Niemand dem Andern mittheilen. Ich weiß, daß ich bin und denke. Wenn ein Anderer dies nicht glauben wollte, so kann ich ihm dies durch kein Zeichen bekannt machen, sondern er muß in sich selbst nachforschen, dann wird er in sich eine ähnliche und die nemliche Anschauung finden.

§. 3

Bey dieser Anschauung seiner selbst bietet sich gleich Anfangs der Begriff von einer Einheit dar. Ich nenne ihn einen Begriff, weil mir keine schiklichere Benennung gerade einfällt. Er ist indessen von allen intellektuellen Begriffen unterschieden, die wir uns

selbst

selbst bilden. Denn ihre Bestandtheile sind aufgezählte Empfindungen. Die Einheit, oder was Eins sey, hat deswegen noch kein Philosoph bisher erklären können. Wir wissen alle, daß in allen Dingen eine gewisse Einheit sey, welche die Quelle und der Grund aller Existenz ist. Diese Einheit ist noch nie durch einen unserer Sinne entdekt worden, kann auch nicht entdekt werden. Denn unsere Empfindungen entstehen alle durch die Zusammenzählung mehrerer Dinge; die Einheit selbst aber in diesen mehreren Dingen fällt nicht in die Sinne. Ich habe oft bey mir selbst gedacht, ob dieser Begriff von Einheit in meinem Geiste vielleicht ein negativer Begriff wäre, wie der Begriff von einem Schatten ist, oder von der Finsternis und dergleichen, wovon ich oben weitläuftiger geredet habe. Aber dies kann nicht seyn. Die Einheit ist etwas Reelles, sie existirt. Denn, wenn die Einheit nicht existirte, so könnte auch die Mehrheit nicht existiren. Der Begriff also oder die Betrachtung der Einheit liegt ursprünglich in unserem Geiste, gehört zu seinem Wesen oder macht vielmehr sein Wesen aus. Aus der Erkenntnis körperlicher Dinge konnte er diesen Begriff nicht erhalten.

§. 4

§. 4.

Denn in dem Körper ist keine Einheit, sondern es sind blos Theile ausser den Theilen darin. Der Körper ist ausgedehnt; Ausdehnung aber läßt sich ohne Theile nicht denken. In ihm muß immer etwas zur Rechten oder zur Linken seyn. Wenn wir uns etwas dächten, woran Rechts und Links das Selbige wäre, so wäre eben dies kein Körper. So weit wir bisher die Natur der Körper durch die Sinne, auch mit Hülfe der Instrumente haben untersuchen können, so bemerken wir zwar, daß alle Körper aus einfacheren Körpern zusammengesezt sind, nemlich aus den Bestandtheilen der Körper; aber selbst diese Bestandtheile sind noch Körper, d. h. sie haben Ausdehnung, sie nehmen einen Ort ein, sie sind beweglich; sie können zusammengesezt und wieder von einander getrennt werden. Unbedingte Einheit ist also nicht in ihnen.

§. 5.

Die Mathematiker, die diese Natur der Ausdehnung genauer betrachteten, sahen es ein, daß die Ausdehnung aller Körper sich auf dreierlei Art ausmessen lasse. Denn der Kör-

Körper hat eine Länge, eine Breite und eine Tiefe. Der Körper also, in so fern er Ausdehnung besizt, scheint aus Oberflächen, die Oberfläche aus Linien, die Linie aus mathematischen Punkten zu bestehen. Ein solcher Punkt ist keiner Ausmessung fähig, und die Linie kann daher nicht aus Punkten zusammengesezt seyn. Mit grösserem Rechte sagten Einige: die Linie ist der Fluß oder die Fortbewegung eines Punktes. Und die Oberfläche ist also ein Fluß der Linie. Ein Körper entsteht durch den Fluß der Oberflächen. Der erste Grundstof der Körper, in so weit er ausgedehnt ist, ist also kein Körper, sondern ein Ding von ganz anderer Natur. Dieser Grundstoff der Körper kann daher nicht in die Sinne fallen. Also können wir uns keinen intellektuellen Begriff davon machen. Der Begriff von einer Einheit kann daher nicht durch die Sinne gefaßt werden, sondern er liegt ursprünglich in unserem Geiste, er ist ihm angebohren, oder er ist ihm auf eine Weise gegeben worden, wie wir sie uns auch denken wollen.

§. 6.

Wenn also ein Mensch, der ans Denken gewöhnt ist, in stillen Betrachtungen seine

ganze Wissenschaft, die er sich in diesem Leben erworben hat, überdenkt und einen Blik in sich selbst wirft, so freut er sich zwar über seine richtigen Begriffe; er hat ein außerordentliches Vergnügen darüber, und er frohlokt innerlich darüber so viel zu wissen, doch unterscheidet er deutlich alle seine wissenschaftlichen Begriffe von seinem Geiste, d. h. von dem Begriffe der Einheit. Ich weiß, daß ich viele Einsichten habe, aber eben dies, was die Einsichten hat, ist von jenen Begriffen, die ich von außen her erhalten habe, verschieden. Der Geist begreift; alle übrigen Begriffe umfaßt der Geist.

§. 7.

Unser Geist also, wovon wir einen anschaulichen Begriff haben, muß nothwendig existiren, und ein reelles Wesen seyn. Alle übrigen Begriffe existiren nur in dem Geiste. Der Geist ist die Einheit, worauf alle übrigen Begriffe, die nemlich alle aus mehreren bestehen, sich beziehen. Wenn die Einheit nicht wäre, so könnte auch die Mehrheit nicht seyn. Der Geist also ist eine wahre Substanz, er existrt wirklich, er ist keine

außer-

außerwesentliche Eigenschaft oder eine Modifikazion eines körperlichen Wesens.

§. 8.

Alles, was wirklich existirt, muß nothwendig wirken und Thätigkeit besizzen. Unser Geist also ist eine wirkende Substanz, die keine Ausdehnung hat, die alle ihre Modifikazionen in sich selbst hat. Eine solche wirkende Substanz, ohne Ausdehnung, nennen wir mit der gewöhnlichen Benennung eine Kraft oder Vermögen.

§. 9.

Ich wage es nun, den Weg anzuzeigen, worauf ein Mensch, der bisher seine Seele durch bloße Empfindungen und daraus entstandene Begriffe genährt hat, und also gewöhnt ist, seine Wissenschaft auf bloße Zeichen und Bilder zu gründen, der also bisher sich mit bloßen zusammengesezten Begriffen beschäftigt hat, der deswegen den Begriff von der Einheit von allen jenen Begriffen noch nicht unterscheiden gelernt hat, der deswegen zweifelt, ob eine solche Einheit wirklich existire, weil er kein Bild davon hat;

ich will, sage ich, mich zu zeigen bemühen, wie ein solcher Mensch stufenweiße dazu gelangen kann, daß er sich die wahre Existenz dieser Einheit, ihre Realität und Wirksamkeit noch hier in diesem Leben klar und gleichsam sinnlich vorstellen, und so sich alle Zweifel benehmen könne, wenn es ihm nur beliebt, wenn er freye Lust dazu hat, und wenn es ihm nicht allzumühsam ist, den Weg, von dem ich nun reden werde, einzuschlagen und ihm zufolgen.

§. 10.

Wer sich von der wirklichen Existenz des Geistes überzeugen will, muß mit der Erkenntnis der Kräfte anfangen, die die Körper in Bewegung sezzen, d. h. der bewegenden Kräfte. Denn die bewegenden Kräfte sind zwar keine geistige Wesen, nähern sich aber doch gewissermaßen ihrer Natur und ihrem Wesen. Denn die bewegenden Kräfte sind auch keine Körper. Sie haben nemlich keine Ausdehnung, sie nehmen keinen Raum ein, sie werden nicht bewegt, ob sie schon die Ursache der Bewegung sind. Sie sind daher in ihrer Art Eins, sie sind in allen ihren Theilen ein Ganzes, und lassen sich in keine

Thei-

Theile außer den Theilen trennen. Die bewegenden Kräfte sind also Substanzen, weil sie wirken; sie sind aber doch nicht körperlich, weil sie keine Ausdehnung haben. Dies bekannte Aristoteles nach einer genauen Untersuchung über die Bewegungen der Körper, daß nemlich der Ursprung der Bewegung kein Körper sey, ob es uns schon vorkommt, daß sie aus einem Körper in den Andern übergehen, sondern es wäre eine Substanz, deren Natur von der Natur der Körper ganz verschieden sey.

§. 11.

Die meisten Menschen, ja auch die Philosophen, und was das Schlimmste ist, die Mathematiker, betrachten die bewegenden Kräfte als Eigenschaften, die in der Materie der Körper liegen, die von ihr nicht getrennt sind, aber sie betrachten sie nicht als eigene Substanzen. Dies ist aber nicht wahr.

§. 12.

Man errichte eine feste Säule von Holz oder Stein. Man lege ein schweres Gewicht darauf von einigen Centnern. Die Säule, wenn sie stark genug ist, wird dies

Gewicht aushalten, und vor dem Umfallen sicher seyn. Die Meisten sagen: das macht die Festigkeit der Materie, woraus eine solche Säule verfertigt ist. Richtiger würde man sagen: dies macht ihr Widerstand gegen die Schwerkraft. Dieser Widerstand aber entsteht von einer gewissen andern Kraft, die der Schwerkraft entgegengesezt ist, nemlich von der anziehenden Kraft, vermöge welcher alle, auch die kleinsten Schwertheilchen der Säule mit einander zusammenhangen, und diese ist stärker als die Schwerkraft. Wenn diese anziehende Kraft durch irgend eine dritte Kraft ihre Wirkung verlöhre, z. B. durch die Schmelzkraft des Feuers, oder durch eine auflößende Säure, oder durch die hergestellte Elastizität der eingeschlossenen fixen Luft, dann wird erst die Schwerkraft, deren Wirkung bisher durch die anziehende Kraft gehindert wurde, ihre Freyheit erhalten, und das Gewicht wird auf die Erde fallen. Sowohl die Schwerkraft, als die anzieheude Kraft liegen außer dem Körper.

§. 13.

Der große Leibnitz hat, wie ich glaube, einmal im Scherz gesagt: In der Materie

der Körper liege eine Trägheitskraft, d. h. eine Kraft, ihrer Bewegung zu widerstehen. Es sey nemlich nicht gleich viel, welche körperliche Materie es sey, wodurch er bewegt werden soll. Diese leztere müsse so viel größer seyn, je größer die Maße der zu bewegenden Materie ist. Dieser Lehrsaz ist nachher von vielen und noch gar von großen Männern zum Grundsaz in Vernunftschlüßen und mathematischen Berechnungen angenommen worden. Wie mich däucht, ohne Grund. Man mache einen schweren Würfel von Bley. Wenn er über eine horizontale Fläche (besonders, wenn diese rauh ist) fortgeschoben werden soll, so erfodert das eine große Kraft. Macht man die rauhe Fläche glatt, so daß ihre hervorragende Stellen durch ihre anziehende Kraft nicht länger Widerstand leisten, so wird dieser Würfel eine geringere Kraft nöthig haben, um über die Fläche hinzugleiten. Man verwandle den Würfel in eine Kugel, die ihrer Figur wegen nur in einem sehr kleinen Raum die Oberfläche berührt, so wird sie wieder weit weniger Kraft erfodern, um fortzurollen. Man lasse diese Kugel an einem Strik hangen, deßen anziehende Kraft größer ist, als die Schwerkraft, so wird sie von einer sehr ge-

geringen Kraft in eine zitternde Bewegung gebracht werden. Man verhindere, soviel wie möglich, daß der Strik nicht anstößt, oder verringere seine eigene Schwere; man hebe zugleich den Widerstand der Luft auf, von der sie umgeben ist, so wird ein Knabe dies schwere Gewicht wegblasen können, das in seinem ersten Zustande den Kräften eines starken Pferdes vielleicht zu schwer wurde. Ich will nicht einmal davon sagen, daß die inneren Kräfte dieser Kugel einen Unterschied machen. Wenn sie nemlich hart ist, so wird sie sich leichter von der Stelle bewegen lassen, als wenn sie weich ist. Denn an einem weichen Körper geben die äußeren Schwertheilchen der Kraft nach, und machen die Bewegung des ganzen Körpers langsamer. Und dergleichen Zustände giebt es mehrere, die nicht von der Materie, sondern von den verschiedenen Kräften abhangen, die auf sie wirken. Die körperliche Maße ist hier die Nemliche geblieben. Blos die Kräfte, die darauf wirkten, und die sich entgegengesezt waren, sind nach und nach geschwächt worden. Es giebt also keine Trägheits-Kraft. Je größer die Maße des Körpers ist, je mehr er zusammengesezt ist, je mehr der Grundstoffe sind, woraus er besteht: desto mehrere

Kräf-

Kräfte können auf ihn wirken, desto weniger wird er sich von der neuen bewegenden Kraft, die dazu kommt, bewegen lassen. Daher findet man, daß die aller einfachsten Körper, das heißt, solche, die wir für Grundstoffe halten, die beweglichsten unter allen sind, so wie das Licht, das Feuer, das Wasser, und geistige Flüßigkeiten. Denn ihre einfache und nicht sehr zusammengesezte Natur macht, daß ihre Bestandtheile sich nicht hindern, daß ihre verschiedenen Kräfte nicht einander entgegen wirken. Jemehr entgegengesezte Kräfte zugleich auf einen Körper wirken, desto unbeweglicher wird er. Ein eiserner Ring, der um und um von vielen kleinen Strikken stark angezogen wird, wird dadurch fest, steif und unbeweglich. Eben dieser Ring, wenn man ihn von seinen Strikken losmacht, giebt jeder Gewalt sehr leicht nach. Auf die Materie des Ringes kommt also für sich selbst zur Bewegung oder Ruhe nichts an.

§. 14.

Je einfacher die Körper sind, d. h. aus je weniger Bestandtheilen sie bestehen, desto beweglicher sind sie. Daher kommt es, daß man diese ganz einfachen Körper gegen andere

Kör-

Körper als Kräfte betrachtet. Denn gewöhnlich sagt man, das Feuer, die Luft und dergl. habe eine große Kraft. Dadurch kommen wir darauf, daß wir gewöhnlich die Kraft als etwas ganz feines Körperliches ansehen, was aber doch ganz falsch ist. Denn auch unsere einfachsten Körper sind demohngeachtet aus verschiedenen noch einfacheren Körpern zusammengesezt. So besteht der Lichtstral, der doch gewiß ein einfacher Körper ist, nach der feinen Erfindung des Newton, aus sieben Lichtarten, wovon jede eine verschiedene Beweglichkeit und Geschwindigkeit besizt. So ist die Luft ohne Zweifel ein flüßiger Körper, der verschiedene Bestandtheile hat. Eben so das Wasser. Doch davon will ich jezt weiter nichts sagen.

§. 15.

Mit den bewegenden Kräften verhält es sich indessen ganz anders. Sie sind aus keinen Bestandtheilen zusammengesezt; sie sind sich im Ganzen ähnlich; sie machen in allen ihren Theilen ein Ganzes aus, und sind keiner Ausdehnung und keiner Figur empfänglich. Ein Stein, der aus der Höhe fällt, besizt nicht einen Theil der Schwere, sondern die ganze Schwe-

Schwere, wodurch er bewegt wird. Der Stein, der ihm am nächsten ist, hat eine ähnliche ganze Schwere in sich, wie wohl diese beiden Steine, nachdem ihre Maße verschieden ist, einen verschiedenen Grad der Bewegung erhalten. Denn die Bewegung ist die Wirkung der Schwere, nicht die Schwere selbst. Ich will diesen Saz durch ein Beyspiel deutlicher zu machen versuchen. Dies Beyspiel ist indessen von einem ähnlichen Falle hergenommen. Weil aber, wie das Sprüchwort sagt, alle Vergleiche nicht ganz passen, so kann auch dieser Vergleich nur in Bezug auf den Vergleichungspunkt passend seyn. In einem flachen Glasspiegel, wenn er auch noch so klein ist, mahlt sich die ganze Sonne durch die Brechung der Strahlen ab, daß ihr ganzes Bild mit allen seinen zufälligen außerwesentlichen Eigenschaften auch mit seinen sogenannten Flekken zurük glänzt. Die Größe des Spiegels macht keinen Unterschied. Denn selbst auf der schärfsten Spizze einer stählernen Nadel, oder auf der Spizze einer weißen Glasscherbe sieht man das nemliche Bild der Sonne ganz, und sie verschaft uns darauf einen Anblik, so schön kann kein Anblik in der Welt seyn. Denn in diesem kleinen Bilde sieht man unzählbare Strahlen, die

sich

sich nach allen Seiten zu verbreiten, deren verschiedene Farben ungemein schön mit einander spielen. Ich komme aber wieder auf den Spiegel zurük, auf welchem, wenn er auch klein ist, nicht nur ein Theil der Sonne, sondern die ganze Sonne ihr Bild zurük wirft. Nun ist es aus der Optik bekannt: wenn hundert Menschen in dem nemlichen Spiegel dies Bild zugleich betrachten, so sieht Jeder von ihnen die Gestalt der Sonne verschieden, weil Jeder eine verschiedene Stellung gegen diesen Spiegel hat. Die Sonne mahlt also ihr Bild nicht einmal, sondern hundertmal zu gleicher Zeit. Sie wird es gewiß noch mehrmal abbilden, so daß dieser ganze Spiegel in seinen allerkleinsten Räumchen voll unzählbarer Sonnen oder Sonnenbilder scheint. Diese Bilder sind keine zufällige Eigenschaften des Spiegels, sondern es sind wirkliche Sonnen, die etwas vom Wesen der Sonne haben. Denn sie thun eben das, was die Sonne selbst thut. Sie erleuchten, sie erwärmen, sie beleben wie die Sonne. Sie sind der Abglanz von ihrem Lichte und Kennzeichen ihrer Substanz. Es ist eine Sonne, eine Wirkung derselben, die ihr Wesen, d. h. ihre Kraft den Körpern, welche Empfänglichkeit dafür besizzen, mittheilt,

theilt, die also ihr Wesen vervielfältigt, ohne sich selbst zu verringern, und ohne sich zu vertheilen. Dies läßt sich von keinem Körper, insofern er ausgedehnt ist, sagen oder denken. Das Licht ist also kein Körper, sondern es ist eine substantielle Kraft; denn es ist eine Substanz, weil es etwas wirkt. Was nicht selbstständig ist, kann nicht wirken. Die Vorstellung aber, die wir vom Licht haben, ist nicht die Vorstellung vom Lichte selbst, sondern von der Wirkung, die das Licht auf die Körper äußert, indem es dieselben sichtbar macht.

§. 16.

Man erlaube mir, bey dieser Betrachtung ferner eine kurze Ausschweifung zu machen. Nicht alle Spiegel bilden dies Wesen der Sonne ab. Ein Spiegel ist vollkommener als der Andere. Bey einem Spiegel wird also, um die Kraft der ganzen Sonne aufzunehmen, eine gewisse Empfänglichkeit erfodert. Es ist zu bewundern, daß allein den Menschen dieses Vermögen vom großen Schöpfer verliehen ist, daß sie vollkommene Spiegel durch die Kunst erfunden und verfertigt haben. Die Natur selbst bietet uns nirgends, so viel ich weiß, einen so

voll-

vollkommenen Spiegel, als die Menschen ausgedacht haben, dar, es müßte dann etwa auf der feinsten Spizze einer metallenen Nadel oder eines Diamanten seyn. Alle übrigen Körper pflegen, wenn sie von der Sonne erleuchtet werden, nur einen Theil der Sonnen-Wirkung anzunehmen und zurükzuwerfen. Selbst das Wasser bildet zwar die Sonne ab, aber nie so rein und so ganz, wie ein künstlicher Spiegel. Von allen übrigen Körpern glänzt nur ein Theil der Sonne, nemlich ihre farbigten Strahlen zurük. Die farbigten Körper sind also Spiegel von einzelnen Theilen der Sonnenstrahlen, wo von dem Einen rothe Strahlen, von dem Andern grüne oder blaue u. s. w. zurük fallen. Der Ungelehrte glaubt, daß diese Farben an den Körpern selbst liegen; Kenner der Physik aber wissen wohl, daß diese Farben blos von dem zurükprallen des Lichts herkommen, (denn, wo kein Licht ist, sieht man auch keine Farbe) und daß also die gefärbten Körper nur Spiegel von jener Art sind, worauf sich verschiedene Lichtgestalten vorstellen. Diese Empfänglichkeit in den Körpern liegt nicht an ihrer Materie, nicht in der Ausdehnung oder Figur; sondern sie hat ihren Grund in anderen Kräften, die in dem Körper wirken, nemlich in

der

der anziehenden Kraft, in der Elastizität, in den Zusammenhang und der Beweglichkeit. Wenn alle diese mitwirkenden Kräfte einem Körper genommen werden könnten, so würde der Körper selbst sehr träge und aller Wirkung beraubt seyn. Er würde fast zu nichts werden. Ein Körper, der gar keine Kraft mehr hat, ist ein bloßes Hirngespinst, eine Vorstellung, die sich der menschliche Geist macht, unter welcher man mehrere zusammentreffende Kräfte begreift. Daß der Geist sich dergleichen sinnliche Bilder nach Freiheit und Willkühr formiren könne, habe ich oben in einem besonderen Abschnitt gezeigt. Jede wahre Substanz ist eine gewisse Einheit. Was aus mehreren Dingen zusammengesezt ist, ist nicht selbstständig; nur in sofern, als die Einheiten, woraus es besteht, selbstständig sind.

§. 17.

Das Licht selbst, so weit wir es mit unseren Sinnen bemerken, bedarf eines Widerstandes von einer andern Kraft. Und aus dem Streit dieser beiden Kräfte muß die Wirkung erfolgen, nemlich eine Bewegung. Denn jede Bewegung erfodert, daß zwei, oder auch mehrere Kräfte, die in ihr gegenwärtig sind,

eine

eine Wirkung äußern, d. h. eine Wirkung erfodert eine Gegenwirkung. Das Licht macht also diesen Körper sichtbar, wenn in diesen Körpern eine gewisse andere Kraft, die der Wirkung des Lichts widersteht, gegenwärtig ist. Die durchsichtigsten Körper d. h. diejenigen, welche dem Lichte nicht entgegenwirken, sind daher unsichtbar. Das Licht selbst sieht man nicht, sondern nur die Körper, die durch ihre Gegenwirkung von dem Licht einige Bewegung erhalten, werden sichtbar. Man erlaube mir, dies durch eine andere Eigenschaft des Lichts zu erklären. Gewöhnlich schreibt man den Lichtstrahlen die Wirkung der Wärme zu. Denn, wenn wir unseren eigenen Körper oder auch andere Körper den Sonnenstrahlen aussezzen, so empfinden wir wirklich durch unser Gefühl, daß eine gewisse Wärme darin entsteht. Und doch sind die Sonnenstrahlen an sich selbst nicht warm; sondern, wenn ein Körper von ihnen warm werden soll, so gehört dazu, daß in diesem Körper ein feuriger Grundstof, den die Chymiker Phlogiston (brennbaren Stoff) nennen, gegenwärtig sey, durch dessen Gegenwirkung er den Sonnenstrahlen widersteht, und so eine Bewegung des Feuers hervorbringt. Dies Phlogiston hat an sich selbst keine Wärme, son-

dern,

dern, so bald es von dem Lichte in Thätigkeit gebracht wird, dann erst wird es warm. Auf den höchsten Bergen ist gewöhnlich gar kein oder wenig Phlogiston Der Schnee oder das Eis, worin gar kein oder sehr wenig Phlogiston ist, schmilzt daher nicht einmal bei der heitersten Luft. Zwar wird der Mensch, wenn er auf einem solchen sehr hohen Berge steht, von den Sonnenstrahlen mit einer angenehmen Wärme erquikt; (denn der Körper des Menschen besteht aus einer fetten Materie, und hat daher viel Phlogiston, welches dann durch den Schein der Sonnenstrahlen die Bewegung der Wärme erhält) die übrigen Körper aber, die dieses Bestandtheil nicht haben, erfahren diese Wirkung nicht, weil sie den Sonnenstrahlen nicht wieder entgegen wirken. So ist es bekannt, daß ganz weiße Körper, wenn sie den Sonnenstrahlen ausgesezt sind, langsamer und nicht so warm werden. Durch ein sphärisches (oder convexes) Glas, das nicht sehr groß ist, bringt man daher auf ganz weißen Pappier kaum einen Flekken hervor, d. h. es entsteht keine Kohle, kein Feuer daraus, obschon in dem Brennpunkt eines solchen Glases mehrere Licht-Strahlen concentrirt worden sind; da hingegen schwarzes oder farbigtes Pappier in dem nemlichen Brennpunkt sich sehr schnell entzün-

der.

det. In dem weißen Pappiere ist weniger Phlogiston, oder es wird vielleicht durch andere Kräfte, die zugleich darin liegen, so gebunden und beschränkt, daß es den Sonnenstrahlen nicht entgegen wirken kann. Die Sonnenstrahlen haben also und verursachen auch keine Wärme, wenn die Kraft eines anderen Grundstoffs ihnen nicht entgegenwirkt. Und so glaube ich auch, daß die Kraft, welche die Körper sichtbar macht, zusammengesezt seyn müsse, um eine Idee vom Lichte in uns herzubringen. Diese Idee bringt dann in unserem Geiste das Bild hervor, das wir Licht nennen. Und dies Bild ist in uns desto grösser und glänzender, je stärker die gegenseitige Wirkung dieser Kräfte war.

§. 18.

Ich habe diese Digression von den bewegenden Kräften, (daß sie nemlich wahre Substanzen sind, ob sie schon von unseren Sinnen nur aus ihrer Wirkung, als aus den Zeichen, bemerkt werden) aus der Absicht gemacht, um denen, die über den menschlichen Geist zweifelhaft sind, ob er eine wesentliche oder ausserwesentliche Eigenschaft des Körpers sey, den Weg zu zeigen, und ihnen die Kenntnisse anzugeben, wodurch sie, ohne ihre sinnliche

liche Vorstellungen zu gebrauchen, in das Wesen des Geistes dringen können. Denn wirklich haben wir alle vom Lichte, weil uns der gütige Schöpfer ein eigenes Organ, um die Wirkungen desselben aufzuzählen, verliehen hat, eine Vorstellung und ein klares, sinnliches Bild. Und doch ist das Licht kein Körper, sondern eine von den bewegenden Kräften, die zwar in die Körper und durch die Körper wirkt, aber doch selbst kein Körper ist. Dies ist in der platonischen Philosophie schon so festgesezt und von dem Christian Thomasius in einer besonderen Schrift von neuem vorgetragen worden. Denn das Licht ist:

1. In der ganzen Welt, und füllt doch keinen Ort aus oder nimmt ihn ein. Denn kein Körper wird durch das Licht von seiner Stelle vertrieben.

2. Seine Strahlen durchdringen sich selbst, d. h. sie hindern sich in ihrer Wirkung und Richtung nicht. Denn durch die Strahlen, die eine gewisse Richtung haben, wirken andere Strahlen quer, ja in einer entgegengesezten Richtung durch, weil ja ein Mensch das Auge des andern Menschen in dem nemlichen Zeitpunkt sehen, d. h. die Strahlen, die von beiden Seiten zurükfallen, zählen kann.

3. Es dringt durch alle durchsichtige Körper, oder seine Strahlen müßten dann durch andere bewegende Kräfte entweder eine Biegung oder eine Berechnung leiden. Denn dies Durchdringen geschieht nicht durch die Poros (Röhrchen), wie die Cartesianer sagen, sondern durch das Wesen des Körpers. Wenn wir ein ganz helles Glas, das auf seinen Oberflächen gut geschliffen ist, gegen seinen Diameter der Sonne gegenüber halten, so gehen die Strahlen, ohne sich zu brechen, gerade durch. Diese Pori müßten also auch gerade seyn. Nun schleife man dies flache Glas auf einer dazu eingerichteten Maschiene so, daß die eine Oberfläche desselben sphärisch (convex) werde. Alsdenn gehen die Sonnenstrahlen nicht mehr in gerader Linie durch, sondern sie werden so gebrochen, daß sie in einem Brennpunkt zusammenkommen und da mit vereinigten Kräften stärker leuchten und brennen. Und aus diesem Brennpunkt gehen, sie hierauf, ohne sich im mindesten zu hindern, und also ohne Undurchdringlichkeit ihren geraden Weg von einander ab. Durch das Schleifen müßten also die Pori, die vorher gerade durchgingen, nun eine schiefe Richtung erhalten haben, und nach einem inneren gemeinschaftlichen Punkt seitwärts gerichtet

wor=

worden seyn. Wenn indessen Jemand darauf bestehen wollte, daß nemlich die Pori des Glases durch dies Schleifen wirklich verändert worden wären, so schleife man auch die andere Oberfläche dieses Glaßes, auf der andern Seite eben so, und gebe ihr eine sphärische Figur. Durch dies neue Schleifen müßten also die Pori abermals und von neuen verändert werden. Dies geschieht aber nicht, sondern die Sonnenstrahlen fallen durch dies Glas, es mag nun entweder nur auf einer, oder auf beiden Oberflächen sphärisch geworden seyn, auf eben die Art in den nemlichen Brennpunkt, zusammen. Das Licht dringt also nicht durch die Poros, sondern durch die Substanz des Glaßes durch, und die Undurchdringlichkeit des Glaßes hindert dies nicht. Daß sich aber die Strahlen beim Durchdringen durch die Sphäre brechen und ihre Richtung verändern, dies ist wohl andern Kräften zuzuschreiben, die auf das nemliche Glas zu gleicher Zeit wirken.

4. Selbst die gerade Richtung der Strahlen, die man an keinem anderen Körper, ja an keiner andern bewegenden Kraft bemerkt, zeigt eine ganz eigene Eigenschaft des Lichts an. Denn bei einem Körper, in dem nemlich immer mehrere Arten von Kräften sich vereini-

gen, und durch ihre gegenseitige Wirkung den Körper selbst ausmachen, ist eine so einfache Bewegung, als die gradlinichte, nicht möglich, und dies ist doch sehr bemerkenswerth.

5. Jede Bewegung der Körper aber erfodert eine gewisse Zeit und geht nicht in einem Augenblik vor sich, hingegen erfolgt die Wirkung des Lichts ohne einigen Zeitraum. Denn die Bemerkung der Astronomen bei den Verfinsterungen der Jupiters Trabanten, daß die Zeit ihres Sichtbarwerdens nicht mit ihren Rechnungen zutreffe, muß ohne Zweifel eine andere Ursache haben, und kann der allgemeinen Erfahrung aller Menschen, daß das Licht in einem Augenblik sichtbar werde, nicht widersprechen. Das Licht ist also kein Körper, sondern es ist eine bewegende Kraft, und daher ein von den Körpern verschiedenes Wesen.

§. 19.

Die bewegenden Kräfte sind keine körperlichen Substanzen, sondern sie gehören zu einer andern Klasse. Sie sind aber doch von dem menschlichen Geiste sehr verschieden. Dies hat Christian Thomasius nicht ganz recht eingesehen. Er glaubte nemlich, das

Licht

Licht sey ein Geist, d. h. ein geistiges Wesen, oder dem menschlichen Geiste ähnlich. Denn die bewegenden Kräfte sind von diesem sehr weit verschieden, weil

1. ihre Wirkung eine Bewegung der Körper hervorbringt. Die Wirkung aber, die wir durch die anschauliche Erkenntnis in unserem Geiste erfahren, ist keine Bewegung, sondern sie besteht in den Gedanken, in der Bildung der Begriffe, in den Empfindungen körperlicher Dinge, und also in der Vereinigung mehrerer Dinge, in eine Einheit, in dem Vermögen zu zählen, und in der Entwikkelung der Einheiten in Mehrheiten, in dem Verständnis, den Zeichen und dergl., welches alles mit der körperlichen Bewegung nichts zu thun hat.

2. Die bewegenden Kräfte wirken an sich gar nicht, wenn nicht entgegengesezte Kräfte zurükwirken. Es giebt keine Wirkung des Körpers ohne Gegenwirkung. Der menschliche Geist kann auf sich selbst wirken und ohne Mitwirkung einer gegenwärtigen Empfindung in sich selbst und allein Begriffe verbinden und trennen; kann das, was er nie durch die Empfindung erfahren hat, be-

grei-

greifen; kann das Vergangene und Zukünftige, ja selbst das, was auf keine Weise in die Sinne fällt, sich als gegenwärtig vorstellen. Aus einem Begriff erzeugt er in sich mehrere und bedarf keiner äußeren Gegenwirkung. Daß die bewegenden Kräfte ohne Gegenwirkung nicht wirken, ist bei den Physikern und Mathematikern ein längst ausgemachter Saz, und ich habe also nicht nöthig, dies hier wieder mit Beispielen zu beweisen. Besonders aber entsteht die Wirkung der bewegenden Kräfte

3. nach unverbrüchlichen, gewissen, unveränderlichen Gesezzen, durch eine mechanische Nothwendigkeit. Von diesen Gesezzen weichen sie niemals ab; sie wirken nie frei. Diese Gesezze der Bewegung, die den bewegenden Kräften vom Schöpfer vorgeschrieben sind, die sie nicht übertreten können, sind ihnen selbst unbekannt. Unser Geist aber besizt das Vermögen, sie zu untersuchen, sie kennen zu lernen, ihre Wirkung vorauszusehen, ihr eine bestimmte Richtung zu geben und zu verändern. Diese Gesezze, nach welchen die Wirkungen der Körper vor sich gehen, zeugen von einer großen Weisheit, und können gewissermaßen zur Erkenntnis der

erhabenen Gottheit führen. Dies ist von den heiligen und Profanschriftstellern durch die auffallendsten Beispiele bewiesen. Allein um sich eine Idee von dem wahren Wesen Gottes zu machen, sind sie nicht hinreichend. Dies ist blos dem menschlichen Geiste gegeben. Die Natur, sagt Hippokrates, handelt nach Weißheit, da sie selbst keinen Verstand besizt. Der menschliche Geist aber ist frei von Zwanggesezzen, er handelt nach Willkühr, formirt sich Zeichen, giebt den Zeichen ihren Werth, irrt, kommt von seinem Irrthum wieder zurük, er hat Gefühl vom Wahren und Falschen, folgt überdem seinem Willen, und dieser Wille ist völlig frei und leidet keinen Widerstand. Dies habe ich schon zum Theil auseinandergesezt; theils werde ich mich noch darüber näher erklären.

4. Die bewegenden Kräfte können ruhen, d. h. eine Zeitlang unwirksam seyn, wenn sie mit der entgegengesezten Kraft so zusammentreffen, daß die Eine der Anderen das Gleichgewicht hält. Ein schweres Gewicht fällt nicht herab, wenn es von einem anderen Körper, der ihm Widerstand leistet, unterstüzt wird, sondern es bleibt unbeweglich in seiner Lage, bis man die Stüzze wegnimmt. Davon haben wir besonders

sonders in der chymischen Philosophie unzählige Beispiele. Die anziehende Kraft, die Ausstoßungs- oder Trennungs Kraft, sind sich so entgegengesezt, daß eine absolute Ruhe erfolgt, bis die Eine von diesen Kräften einen neuen Zuwachs erhält, oder ihr eine neue Kraft in den Weg kommt, die ihren Widerstand von der vorigen Kraft ablenkt. Cartesius hat, so wie in mehreren Dingen, auch in diesem Punkt sich und andere getäuscht, da er annahm, daß in der Welt die nemliche Quantität der Wirkungen beständig bleibe. Leibniz hat diese Meinung einigermaßen verbessert. Er nahm statt dessen an, daß nicht die Quantitat der Wirkungen sondern der Kräfte beständig und immerfort die nemliche bleibe. Er unterschied daher lebende und todte Kräfte. Jene sollten eine wahre Bewegung; diese aber, so lange sie ruhten, keine Bewegung hervorbringen. Was für Streitigkeiten diese Meinung verursacht habe, brauche ich hier nicht anzuführen, denn sie sind bekannt. Der menschliche Geist aber ruht niemals, noch viel weniger stirbt er. Er hat den Grund seiner Wirkung in sich selbst; er wirkt ohne Widerstand anderer Kräfte auf sich selbst. Dies bemerkte Aristoteles wohl und nannte ihn deswegen ἐνδελεχείαν,

d. h.

d. h. ein Wesen, das unaufhörlich und in sich selbst wirkt. Denn der menschliche Geist, ob er gleich nicht immer mit seinem Körper in Verbindung steht, und daher auch die äußeren Gegenstände nicht beständig empfindet, nicht immer sinnliche Begriffe bildet, nicht immer denkt, so hat er doch beständig mit sich zu thun. Er hat eine anschauliche Erkenntnis seiner selbst; er muntert sich selbst zu verschiedenen Handlungen auf, er widersteht sich selbst, er erinnert sich dessen, was ihm begegnet ist, d. h. er stellt es sich beständig vor und sieht das Zukünftige voraus.

§. 20.

Der menschliche Geist ist also keine bewegende Kraft, sondern ein selbstständiges Wesen von einer andern Art. Doch glaube ich durch die Erfahrung die Gewißheit zu haben, daß der menschliche Geist mit den bewegenden Kräften in einer gewissen Verbindung steht, daß er auf dieselben wirkt, von ihnen leiden oder eine Gegenwirkung annehmen kann, die aber, so lange wir hier leben, von seinem Körper gebunden, begränzt und gleichsam gefesselt ist. Daß unser Geist nicht eigentlich mit seinem Körper, in sofern er Ausdeh-

dehnung und Figur hat, in Verbindung stehe, sondern blos mit den Kräften, die diesen Körper beleben; dies habe ich schon einigemal erinnert; ich werde dies aber nachher noch besonders wiederholen. Daß aber die bewegenden Kräfte dieses Körpers mancherlei Einfluß auf ihn haben, daß er durch das Licht oder durch die Finsterniß, durch freie und heitere oder eingeschlossene und verdorbene Luft, durch Hizze oder Kälte, durch Nahrungsmittel, die der Körper bekommt, durch beigebrachte Gifte, durch Gewaltthätigkeiten, die seinem Körper zugefügt werden, und durch viele dergleichen Dinge in seiner Wirkung gestärkt, oder gestört und gehindert werde, daran ist nicht zu zweifeln. Aber eben dieser Geist wirkt auch auf die bewegenden Kräfte, gebraucht sie willkührlich, gebietet ihnen, lenkt sie nach seinem Zwek und legt ihnen Ruhe auf. Denn er hat gelernt, wie man das Licht vermehren oder vermindern kann. Er hat bewundernswürdige Maschinen erfunden, wodurch die Schwerkraft oder die Kraft der Elastizität, oder der Wärme und andere bewegende Kräfte genöthigt werden, einen bestimmten Zwek zu erfüllen, zu dem sie, wenn es keine menschlichen Geister gäbe, von Natur niemals gekommen wären.

So

So ist er also Herr über die äußere Natur. Er verändert die Erde, worauf er wohnt. Auf einem ungebauten Felde legt er Gärten an. Dem zusammengelaufenen wilden Wasser oder dem Strom desselben giebt er eine andere Richtung. Er reißt die Eingeweide der Erde auf, verbessert den Bergbau und wendet die Mineralien zu seinem Nuzzen an. Er versezt die Pflanzen von ihrem vaterländischen auf einen fremden entfernten Boden und nöthigt sie da zu wachsen. Er kocht die rohen Speisen, und macht sie zur Nahrung brauchbar; und andere unzählige Verrichtungen mehr, die man täglich sieht. Der wüthende Ozean wird durch Dämme zurükgehalten und mit Schiffen befahren, die ihren Weg über das Meer, selbst nach der Beobachtung der Gestirne und durch Hülfe der Magnetnadel, nehmen, um wohin sie wollen, segeln zu können. Es ist noch nicht lange, da die Französische Nation ihre Widergeburt, (denn so nennt man es) (ihre Revolution) einer windigen und luftigen Kunst, anfing, durch die sie lehrte, wie man ohne Flügel durch die Luft fliegen könne. Was noch mehr ist, der menschliche Geist hat nicht nur die Lastthiere, das unvernünftige Vieh, zur Arbeit zu gebrauchen gewußt, sondern, weil er auf die Geister

ster anderer Menschen durch Zeichen wirken, sie lehren, unterrichten und ihren Willen lenken kann, so unterjochen auch die Mächtigen andere Menschen, und nöthigen sie zur Dienstbarkeit, ihnen in Veränderung der Ordnung der Dinge zu helfen. Der menschliche Geist also, indem er seine Gewalt über die bewegenden Kräfte ausübt, ist Herr dieser Erde. Und dies thut er mit Freiheit, aus freier Lust und willkührlich. Denn was der Vater gebaut hat, reißt der Erbe nieder, und was der Eine verändert hat, da macht der Andere wieder die vorige Einrichtung, ohne allen physischen Zwang, nach bloßer Willkühr.

§. 21.

Der menschliche Geist ist also eine selbstständige Kraft, die von den bewegenden Kräften verschieden ist, ob er schon mit ihnen in Verbindung steht und ihnen gebietet. Diese vorzügliche Kraft, wodurch er alle diese Handlungen verrichtet, ist die Kraft des Verstandes. Und diese besteht, wie mich däucht, ganz in dem Vermögen zu zählen, wie ich bisher in dem Vorhergehenden zu zeigen versucht habe. Denn wer ein Haus errichten, eine Wasserleitung legen, eine Müh-

le bauen, Lasten aufheben, und dergleichen Arbeiten unternehmen will, muß, ehe er anfängt, alles bei sich überlegen, den Plaz abmessen, die Zeit berechnen, muß auf den Ort und die benachbarten Oerter Rüksicht nehmen, muß die Kräfte seines eigenen Körpers schäzzen; und wenn diese nicht hinreichen, andere Menschen oder Lastthiere zu Hülfe nehmen. Er muß die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hat, berechnen, und dies alles in eine Idee, gleichsam als in ein Urbild verbinden. Und nach diesem muß er seine Arbeiten richten. Diese einzelnen Zahlen erhält er durch seine Sinne, als auch Zeichen; aber das Vermögen, dies alles in eine Einheit zu bringen, liegt allein in dem Geiste. Diese Einheit trennt er nachher wieder in Begriffe, ordnet sie nach seiner Freiheit in Theile; und zwingt die bewegenden Kräfte, daß sie so und nicht anders wirken. Er bringt etwas Neues zu Stande, was vorher nicht gewesen war, und wenn ich das Ehrenwort gebrauchen darf — er schafft. Denn er bewirkt das, was die Natur allein nie bewirkt haben würde. Er verfertigt sich Werkzeuge, die der große Schöpfer ihm zu schaffen überlassen hatte. Denn Gott hat nicht unmittelbar ein Messer erschaffen, oder eine Zange, oder einen Schuh, oder eine Taschenuhr.

Von

Von Natur entsteht aus dem Traubenmost niemals Wein, vielweniger der sogenannte Weingeist. Das spröde und sonst unbrauchbare Eisen verwandelt der Mensch durch seine schöpferische Kunst in Stahl, und verschaft ihm gleichsam eine elastische Lebenskraft. Und so hat er unglaublich viele Erfindungen gemacht. Und dies thut der Mensch mit dem kleinen Geistestalent, das ihm die Gottheit verliehen hat. Denn die meisten und bei weiten die größten Werke hat sich der himmlische Vater gleichsam als Regalien allein vorbehalten, damit wir unsere Abhängigkeit und Schuzbedürftigkeit erkennen, uns nicht zu viel auf unsere Kräfte verlassen und uns nicht von unserem Vater wegwenden sollten.

§. 22.

Weil es mein Loos war, die geringe und armselige Rolle eines Arztes in diesem Leben zu spielen, so war ich unzähligemal im Stande, wenn ein Kranker zu mir kam, um sich Rath zu holen, daß ich alles das, was ich durch den Anblik, durchs Gehör, oder durch Berührung von seiner Unpäßlichkeit ausforschen konnte, erst in meinem Geiste zu vereinigen, seine noch übrige Gesundheit von seiner kränkli-

chen Beschaffenheit zu unterscheiden, und so mir einen Begriff von demjenigen zu verschaffen, was die Aerzte die nächste Ursache der Krankheit nennen. Konnte ich mir diesen Begriff recht machen, konnte ich mir aus diesem Begriff alle Erscheinungen oder Ereignisse erklären, so war es mir nach meiner erworbenen Kenntnis nicht schwer, ihm zu erklären; ob diese Krankheit durch menschliche Kräfte gehoben werden könne oder nicht. Und wenn sie zu heilen war, gab ich ihm einen Rath; der mir nur sehr selten fehlschlug. War mein Begriff nicht vollständig, so war ich genöthigt, ihm einen zweifelhaften und ungewissen Rath zu geben. Wenn ich aber einen richtigen Begriff gefaßt hatte, so erzeugte sich, wenn ich diesen etwa einem Andern schriftlich erklären mußte, aus diesem einen unsichtbaren Begriff ein Brief oder ein Aufsaz. Ich lößte das, was in mir Eins war, in seine Theile auf, erklärte alle Erscheinungen der Krankheit und ihre Ursachen besonders, nahm Pappier, Feder und Dinte zur Hand, und gab der Einheit Ausdehnung. So schrieb ich mehrere Seiten damit voll, damit Jeder nun das, was in meinem Geiste Eins war, lesen und beurtheilen konnte. So glaube ich, daß auch andere Männer, alle, die in ihren Geschäften ver-

nünf-

nünftig zu Werke zu gehen, fast das Nemliche an sich bemerken werden: daß sie nemlich Schöpfer in einzelnen sind, und zwar durch die Kraft, die der gütige Gott in sie gelegt hat.

§. 23.

Die Zählung ist ohne eine Einheit nicht möglich; der Geist findet aber auch in den äußeren sinnlichen Gegenständen durch die Sinne keine Einheit, (denn diese Sinne werden blos durch körperliche Zeichen in Thätigkeit gesezt, in den Körpern aber giebt es keine Einheit) darum muß er sich bei dergleichen Geschäften, wie ich schon oben erinnert habe, bedingte willkührlich angenommene (hypothetische) Einheiten schaffen, nach denen er sowohl die Größen der Körper als der Kräfte beurtheilt. Denn um den Raum und die Zeit und die Kräfte auszumessen, nimmt er Ellen, Zoll, Skrupel, Stunden, Minuten, Pfunde, Unzen und dergleichen vielerlei an, und dies nach bloßer Willkühr. Er behauptet also auch hier seine Freiheit, so wie er, um seine intellektuellen unempfindbare Begriffe, mit Worten zu bezeichnen, Buchstaben und Schriftzüge auf mancherlei Art und frei gebraucht. Ich glaube, ich habe nun hinläng-

lich

lich gezeigt, daß unser Geist ohne mechanische Nothwendigkeit alles durch einen inneren Thätigkeitsgrund ausrichtet. Denn alles, was wir wissen oder thun, können wir nicht von selbst ausrichten, sondern mit Mühe und Beschwerde und oft mit Aufopferung der Bequemlichkeit unseres Körpers und unserer Naturtriebe müssen wir lernen. Wir lernen empfinden, uns bildliche Vorstellungen machen, und Begriffe schaffen. Ueberdem gebrauchen wir Zeichen, deren Sinn und Bedeutung wir allmählig lernen. In dieser Kunst zu lernen suchen wir uns Vortheile, um uns die Sache leichter zu machen. — Noch habe ich etwas vom Irrthum zu sagen, der der gewisseste Beweis unserer Freiheit ist. Es ist gewiß ein klägliches Vorrecht, daß wir irren können, aber zugleich eine herrliche und trostvolle Wohlthat, sich vom Irrthum frei machen, und das, was wir nicht recht beurtheilt oder gethan haben, verbessern zu können. So lange wir Kinder sind, nimmt uns Niemand einen Irrthum übel. Denn ohne diesen lernen wir nichts. Und uns Erwachsenen, wenn wir nicht hartnäkkig darin beharren, wird er ebenfalls leicht verziehen. Wer ohne Fehler ist, der ist gewiß entweder faul und ungeschikt zu Geschäften, oder man müßte von ihm glauben, er sey mehr

als Mensch. In körperlichen Dingen, in den bewegenden Kräften, findet nie ein Irrthum statt. Und in diesen Dingen ist auch keine Rükkehr, keine Verbesserung des Irrthums je möglich. Die Lehrer der Algebra haben gelehret, daß alle krumme reguläre Linien, d. h. solche, die nicht aus bloßer menschlicher Willkühr oder von ohngefähr, sondern nach einem festen bestimmten Verhältnis der abscissen und ordinaten zu ihren Parameter (Nebenmesser) gezogen werden, Drehungen und Beugungen haben können, die wunderlich aussehen, daß sie nach verschiedenen Richtungen fortlaufen, auch kreuzzen und sich in untheilbaren Punkten unter Winkeln durchschneiden; aber nie wieder zurükkehren, nie den nemlichen Weg zurüklaufen, den sie schon vorher genommen hatten. Bei krummen mathematischen Linien also giebt es keine Verirrung, keine Abweichung oder keinen Trug von den Gesezzen, welche die ihnen zugetheilte Kraft ihnen vorgeschrieben hat. Denn wenn eine solche Linie etwa durch eine neue äußere dazukommende Kraft in ihrem Gange gestört wird, alsdenn hört entweder der Fluß der Linie auf, und wird unterbrochen; oder ihr ganzer Weg wird verändert, so daß das Folgende zu dem Vorhergegangenen weiter keine ver=

vernünftige Beziehung hat. Hier darf man nicht einwerfen, daß die sich hin und her schwingenden Körper oft den nemlichen Weg wieder nehmen. Denn ein jeder Rükgang ist eine neue Linie, weil das Verhältnis zwischen der Schwerkraft und der Stoskraft, welche beide zu dieser Schwung oder Pendel-Bewegung erfodert werden, bei jedem Rükgang anders ist. Man kann die nemliche Linie noch einmal ziehen; aber man darf in der nemlichen Linie keinen Rükgang erwarten. So wie auch bei einer elliptischen und einer Zirkellinie um den Mittelpunkt oder die zwei Mittelpunkte, der Lauf der Linie zwar zu seinem Anfang wieder zurükkehrt; aber daselbst aufhört, und, um weiter fortzugehen, eine neue Kraft oder einen ueuen Stoß erfodert. Wenn die Kraft, die den Körper nach dem Mittelpunkt hintreibt (die Schwerkraft fiscentripeta) aufhört, so folgt der ganze Körper nicht weiter dem Zirkelweg, sondern strebt sich nach der Tangente zu bewegen, oder sucht sich eine Tangentialbewegung zu verschaffen. Eine Zirkellinie hat indessen allerdings etwas besonderes. In ihr liegt gleichsam das Bild der Einheit. Denn der allerkleinste Zirkel ist ein mathematischer Punkt, der gar keine Ausdehnung hat, und in sich selbst allein wirkt. Allein diese Speku-

kulazionen sezze ich bei Seite. In allen übrigen körperlichen Bewegungen ist nie ein Rükgang; alles geschieht in einem immerwährenden Fortgang. Die Stunde eilt dahin und kommt nie wieder. Geschehene Dinge können nicht wieder zu nicht geschehenen Dingen werden. Der menschliche Geist aber kann die Begriffe, die er sich einmal gemacht hat, nicht nur im Gedächtnis wiederholen, sondern auch durch neue Empfindungen vermehren und vollkommener machen, sie mit anderen Begriffen vergleichen und aus dieser Vergleichung sich einen neuen Begriff schaffen. Und wenn er etwa bemerkt, daß in diesem neuen Begriff etwas Falsches oder ein Widerspruch ist, so sieht er ein, daß der Eine von den Begriffen, aus welchen dieser Dritte sich entwikkelt hatte, auch falsch oder unvollkommen war. Er untersucht daher jenen Begriff mit allem Fleiße von neuem, verbessert ihn oder läßt ihn ganz ungebraucht und sucht einen besseren. Er macht also den Irrthum, den er begangen hat, auf eine löbliche Weise wieder gut. Wer einen Aufsaz macht, oder einen Brief von wichtigem Inhalt schreibt, dem begegnet es oft, daß er das, was er schon als gut auf das Papier hingeworfen hatte, wieder ausstreichen muß, weil er sieht, daß es entweder

nicht

nicht recht oder am unrechten Ort gesezt sey, und daß er sich dies bis zum Folgenden hätte versparen sollen. Wenn er es ausgestrichen hat, so ist es möglich, daß er nachher wieder anders denkt, und für gut findet, das, was er ausgestrichen hatte, wieder an seine Stelle zu sezzen. So findet ein weißer Mann, der sich nie fest auf sich selbst verläßt und seine Schriften durchsieht, immer etwas auszubessern. Und nachdem er sie zum erstenmal nachgesehen hat, ließt er sie auch noch zum zweiten oder drittenmal durch. Selbst seine Irrthümer benuzt er, sucht und wünscht seine Sache so gut als möglich zu thun und zu vollenden.

§. 24.

Ich sehe nicht ein, wie es mit der Natur der Körper und mit der Einrichtung des menschlichen Gehirns sich reimen lasse, wenn mit einer jeden Fiber des Gehirns ein gewisser besonderer Begriff verbunden wäre, und dieser Begriff nicht anders in dem Geiste sich darstellte, wenn nicht die Fiber bewegt würde, wie es, sage ich, möglich wäre, daß diese nemliche Fiber in einer kurzen Zeit, bisweilen in wenigen Minuten so verändert werde, daß ein verbesserter und ganz anderer Begriff, der oft dem Ersteren entgegengesezt ist, in dem

Geiste entstehe. So viel sehe ich zwar ein, daß dies eine Philosophie geistloser und fauler Menschen ist. Denn die Aufsuchung der Wahrheit macht Mühe und Beschwerde. Es ist schwer, richtig zu empfinden; noch schwerer ists, sich einen richtigen Begriff zu machen, und am allerschwersten ist es, aus gefaßten Begriffen richtige Schlüsse zu ziehen. Es giebt Menschen, die selbst wenig denken, die ihre meisten Begriffe aus dem Unterricht ihrer Lehrer, gleichsam mit der Muttermilch, wie man sagt, eingesogen haben. Und an diesen Begriffen halten sie so fest, daß sie ihre Verbesserung für unmöglich halten, daß sie hartnäkkig dafür streiten und fechten; denn sie meinen, alles, was ihren gefaßten Ideen zuwider sey, wäre eine Todsünde. Besonders in der Gelehrten-Republik giebt es auch Despoten und gefühllose Menschen, die ihren Meinungen einen Anstrich von Untrüglichkeit geben und Andere überreden wollen, daß die Wohlfahrt des Staats oder des Einzelnen davon abhienge, um den leichtsinnigen Schwarm des Pöbels und junger Leute zum Gefolge zu haben. Wenn nun gar die weltliche Obrigkeit ihnen Vollmacht dazu ertheilt, so erhalten oft die falschesten Lehrsäzze eine gesezliche Kraft, und es wird für ein Verbrechen gehalten,

ten, wenn man sie läugnen oder sich ihnen widersezzen will. Dieser irregeführte Haufen erhält allerdings Cartesianische materielle Ideen. Solche Leute werden mechanischdenkende, sich selbst bewegende Maschinen. Wenn Jemand an solchen Menschen die Kraft und das Vermögen des menschlichen Geistes erforschen oder ausmessen will, der ist in Gefahr zu glauben, daß ihre Begriffe von der Beschaffenheit des Gehirns abhangen. Dergleichen Meinungen haben bei den Völkern ihre Perioden. Was man im vorigen Jahrhundert glaubte, darüber spottet man jezt. Bisweilen herrscht eine solche Meinung nicht über 15 oder 20 Jahre, und nachher wird sie wieder von neuen herrschenden Meinungen verdrängt. Die Welt wird von Meinungen (Vorurtheilen) beherrscht, nicht in einer, sondern in allen Wissenschaften, bis auf die Arithmetik. Meinungen überschwemmen die Erde, wie eine Sündfluth; sie fließt geschwind wieder ab und legt ihren Bewohnern neue Arbeit auf. So groß ist die Macht der Gewohnheit und der Vorurtheile, wodurch die Freiheit der Menschen beschränkt wird. Aber ein freier und Wahrheitliebender Mensch läßt sich nicht von ihr unterjochen. Denn die Wahrheit ist ewig. Die Meinungen schmekken nach Carte-

tesia-

tesianischem Materialismus; aber sie bleiben falsch. Wer die Wissenschaften nicht handwerksmäßig treibt, wer selbst nach Wahrheit forscht, seine Begriffe oft verändert, verbessert, und die vorhergefaßten fahren läßt, der weiß es wohl und fühlt es, daß ein solches Spiel von Gehirnfibern ein wahres Spiel sey.

Zehender Abschnitt.

Etwas vom Gehirn, und daß dies nicht der Siz des Geistes, noch der gemeinschaftliche Siz der Empfindungen oder das gemeinschaftliche Empfindungswerkzeug (sensorium commune) sey.

---

§. 1.

Ob ich schon bisher gezeigt habe, daß der menschliche Geist nichts Körperliches sey, und also keinen Raum oder Plaz einnehmen, oder irgendwo wohnen kann, so glaube ich doch, daß es klarer und einleuchtender werden wird, wenn ich vom Gehirn und seinen Nervenfortsaz etwas hinzufüge. Denn dadurch muß man sich überzeugen können, daß dies nicht

so

so beschaffen ist, daß in ihm alle Empfindungen unserer Organe zusammen kommen, und daß in ihm noch weit weniger die materiellen Ideen, vom Anfang des Lebens an, liegen, wodurch unser Geist zum Denken sollte gezwungen werden, und gleich einer geistigen Maschine nicht aus Freyheit, sondern durch eine mechanische Nothwendigkeit seine Geschäfte verrichte.

§. 2.

Die ältesten Denkmäler der Chaldäischen und Indischen Philosophie sind nur noch in Bruchstükken übrig. So weit sie aber auf die Griechen gekommen sind, und soviel besonders Plato davon gesammlet hat, so beweißen dieselben, daß die alten Weißen den Unterschied zwischen Geist und Körper wohl gekannt haben. (Sie mogten nun davon durch besondere Offenbarung oder durch Tradition der ersten Eltern etwas erfahren, oder nach eigenen Beobachtungen und Vernunftschlüssen ihn gemacht haben.) Indem sie aber den Menschen mit den unvernünftigen Thieren verglichen, glaubten sie, der Mensch wäre gleichsam ein gewisses monströses wunderbar zusammengeseztes Wesen oder ein Cherub, indem sich alle Kräfte der übrigen

Thie-

Thiere vereinigten. Sie nahmen also an, der Mensch hätte wenigstens vier Seelen, wovon Jede ihren besonderen Siz in seinem Körper hätte. Erstlich schrieben sie ihm eine empfindende Seele zu, (αἰσθητικὴν) der sie ihren Plaz in dem Kopfe gaben. Denn in dem Kopfe sind alle unsere fünf Sinne thätig und äußern darin ihre Kräfte, so daß das bloße Gefühl sich auch bis zu den Finger-Spizzen und gewissermaßen auf die ganze äussere Haut ausdehnt. Und weil sie glaubten, der Adler habe vor den übrigen Thieren die schärfsten Sinne, und vorzüglich das schärfste Gesicht und Gehör, sagten sie: in dem Kopfe wohne gleichsam eine Adler-Seele. Die zweite Seele nannten sie die Affekten-Seele (θυμικὴν) und wiesen ihr die Brust und besonders das Herz zu ihrem Sizze an, weil diese Seele nemlich bey dem Menschen Stärke, Heftigkeit, einen standhaften Willen, aber auch starke und wilde Affekten, oder den Mangel derselben, Furchtsamkeit und Traurigkeit verursachte. Diese zweite Seele nannten sie die Löwen-Seele, weil sie glaubten, das dies Thier Stärke, Muth, Grausamkeit und eine gewisse Grosmuth vor andern Thieren besizze. Die dritte Seele hieß bey ihnen ἐπιθυμικὴν, d. h. die Begierden Seele, die

vol-

voller Begierden wäre. Sie sollte ihren Siz im Bauche haben, weil man in seinem Inneren Hunger und Durst bemerkte, und thierische Triebe, Wollust und andere niedrige Eigenschaften des Menschen darin erzeugt und befördert würden. Diese dritte Seele verglichen sie mit einem Ochsen, weil dies nemlich ein dummes, niedrig viehisches, gefräßiges, ungelehriges Thier ist. Die Griechen nahmen für die Figur des Ochsen das Bild eines Hundes an, weil er ein neidisches, außerordentlich gefräßiges, geiles, beißiges und bellendes Thier ist. Diese dritte Seele sollte der Mensch mit den unvernünftigen Thieren gemein haben. Dem Menschen aber gaben sie noch eine vierte Seele ἡγεμονικὴν, d. h. eine beherrschende, vernünftige Seele. Und von ihr lehrten sie, daß sie Gott dem Menschen eingehaucht hätte, daß sie ein Hauch des göttlichen Wesens sey. Außer diesen vier Seelen nahmen sie noch in dem menschlichen Körper vier Grundstoffe an, wovon Jeder eine eigene bewegende, lebendige, aber mechanische Kraft hatte. Aus diesen achterlei Kräften, die mit einander verbunden wären, und doch unter sich stritten, und auf eine verschiedene Art wirkten, sollte, wie sie sich einbildeten, jenes wunderbar zusammengesezte Wesen

bestehen,

bestehen, welches Mensch heißt, worin sie nemlich eine so große Uneinigkeit seiner Natur mit sich selbst und einander so widersprechende Neigungen, eine solche Mischung von Guten und Bösen, eine solche Vereinigung von göttlicher Kraft und irrdischer Trägheit bemerkten. Von dieser Chaldäischen Lehre glaube ich eine Spur in dem heiligen Gesichte des Propheten Ezechiels zu sehen, wodurch die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit auf dieser Erde unter einem sinnlichen Bilde sollte vorgestellt werden. Denn aus einer dikken, undurchdringlichen Wolke sieht er einen sehr hellen Glanz der Vorsehung über ihren belebten und nicht belebten Werken glänzen. Unter diesen Werken präsentirt sich als Hauptgegenstand ein wunderbar zusammengeseztes Wesen, das aus vier Gesichtern bestand, die aber miteinander vereinigt waren, so daß Jedes für sich wirkte. Einem Jeden davon mußten aber doch die drei Uebrigen folgen. Daran war das Gesicht eines Ochsen, eines Löwen, eines Adlers, und diesen ein viertes, die menschliche Vernunft, als Leiterin zugegeben. Neben diesem monströsen Wesen sah man eine Armbandsphäre, die aus vier aber durcheinander kreuzweis laufenden Rädern bestand. Jedes dieser Räder hatte seine eigene Bewegbarkeit,

aber das eine zog das andere in seiner Bewegung mit sich fort. Sie bestanden nicht aus einer ganz todten und trägen Materie, sondern hatten Lebens und Zeugungskraft in sich, denn sie waren um und um mit Augen, d. h. mit fruchtbringenden und lebendigen Knospen besezt. Diese Armbandmaschine gehörte zwar dem geistigen Wunderwesen, hatte aber doch Leben und Bewegung für sich, und hieng nicht ganz von der Leitung jenes Wesens ab; Dies ganze Gesicht zeigt die Natur des Menschen durch ein sinnliches Bild an, nach der Philosophie des Volks, worunter damals der Prophet in seiner Gefangenschaft lebte. Denn dieses konnte die Lehre von dem göttlichen Ursprung des Geistes aus der weit älteren Offenbarung Mosis geschöpft haben; die übrigen Sätze hatte es sich nach der Beobachtung menschlicher Handlungen beurtheilt.

§. 3.

Soviel ich weiß, ist dies die erste Hypothese von der Verbindung des Geistes und des Körpers. Sie erhielt sich lange unter den Griechen, wurde nachher von den Arabischen Aerzten beybehalten, und gab Veranlassung, daß nachher ein Mittelding zwi-

schen Geist und Körper, nemlich eine Seele, die mit den Thier-Seelen Aehnlichkeit hat, oder ein Urstof, ein materielles Urwesen angenommen wurde. Diese Meinung pflanzte sich von den Chaldäern zu den Juden und von diesen zu den Kirchenvätern fort. Auch jezt gefällt sie noch vielen. Unter den alten Philosophen sezte keiner etwas Besonderes hinzu. Nur Pythagoras sagte: die erste und ursprüngliche Kraft unseres Geistes sey eine Zahl. Er erhielt aber keine Anhänger, die die Sache verstanden. Unter den Griechen aber wurde diese ganze Lehre völlig verändert. Aristoteles nahm eine Seele an, welche die Empfindungen, Begriffe, Schlüsse und Gedanken erzeugte; die übrigen Erscheinungen beim Menschen erklärte er durch die bewegenden Kräfte des Körpers. Damals fieng man an, Untersuchungen über das Gehirn der Thiere anzustellen, weil man bemerkte, daß hierin eine vorzügliche Ursache der Lebenskraft verborgen liege. Zuerst aber wagte es, soviel bekannt ist, Galen, öffentlich in einer Schrift zu behaupten, daß der beständige Siz der Seele im Gehirn sey. Ja er gieng so weit, daß er den verschiedenen Verrichtungen der Seele besondere Stellen des Gehirns anwieß. Den Empfindungen gab er ihren Plaz in sphä-

rischen Gehirnmark, den Vernunftschlüssen in der härtlichen Substanz, dem Gedächtnis in dem kleinen Gehirn. Diese Meinung des Galen litt verschiedene Veränderungen und war unter den Philosophen und Aerzten fast allgemein. Doch wurden viele Einwürfe dagegen gemacht, bis auf den Cartesius. Es ist meine Absicht nicht, die ganze Geschichte dieser Annahme, die freilich wissenswerth ist, hier zu entwikkeln. Ich eile zur Epoche des Cartesius.

§. 4.

Rainaud Descartes, ein berühmter Mann, war ein kühner Vertheidiger der Freiheit zu philosophieren. Er war wohl der Erste, der darauf drang, daß man mit der Physik die Mathematik vereinigen müßte. Er wagte es auch, die Natur des Geistes erforschen zu wollen. Hierin war er unglüklicher. Denn da er sich allzusehr mit Spekulationen über die Mechanik beschäftigte, dachte er sich alles als Nothwendigkeit, und nahm dem Geist fast alle Freyheit. Indem er den menschlichen Körper untersuchte, glaubte er, es wäre eine Maschine, worin alle Bewegungen und Handlungen, sowohl natürliche Lebenshandlungen, als freiwillige, nach einer vorher bestimmten

Ord-

Ordnung, und von dem großen Schöpfer durch eine Kunst, die alle menschliche Künste überträfe, die aber untrüglich wäre, hervorgebracht würden. Er stellte sich also den menschlichen Körper vor, nicht wie er ist, sondern wie er sich für seine Idee schikte. Besonders nahm er an ohne Grund, daß in dem Gehirn des Menschen eine unzählbare Menge kleiner Fibern wäre. Jeder von diesen Fibern wäre ein eigener intellektueller Begrjff gegebeu, so daß bei irgend einer Bewegung dieser kleinen Fiber, auch der Geist den Begriff, der für die Fiber gehörte, nothwendig erhalten müßte. Aus dem Gehirn verbreiteten sich die Nervenfäden durch den ganzen Körper, und durch sie kämen nicht nur die Empfindungen von den äußeren Körpern ins Gehirn, und aus diesem in den Geist, sondern auch die Handlungen unseres Körpers, die uns der Geist gebietet, würden dadurch hervorgebracht. Der Geist, der in dem Gehirn wohne, habe, wie die Spinne in dem Mittelpunkt ihres Nezzes oder Gewebes, durch die Nervenfäden mit den äußeren Körpern Verbindung. Durch sie erfahre er, was außer ihm vorgehe und wirke auf eben diese äußere gegenwärtige Dinge zurük. Ja, da ihm das ganze Gehirn in Rüksicht des so sehr einfachen

Geistes zu groß und allzu grob schien, machte er noch eine andere Erdichtung. Es wäre nemlich in dem Gehirn ein gewisser kleiner Theil, worin, als im Mittelpunkt, alle kleine Fibern des Gehirns und alle Nerven zusammen liefen. Und in dieser kleinen Stelle wäre die Wohnung und der beständige Thron des Geistes. Zu diesem Theilchen bestimmte er die Fichtendrüse (glandula pinealis) die ohngefähr in der Mitte des ganzen Gehirns liegt. Diese Theorie fieng Cartesius an in der Abhandlung zu erklären, die er über den Menschen schrieb; doch konnte er sie nicht ausführen, weil er darüber hin starb. Nach seinem Tode versuchte daher sein Schüler Ludwig de la Forge dieselbe zu Ende zu bringen und vermehrte sie mit neuen Erdichtungen. Er erklärte sie auch durch Figuren, die beinahe ins Kindische fielen. Er läugnete zwar nicht, daß der menschliche Geist nicht körperlich sey, sondern er erklärte ihn für ein denkendes Wesen, dem der Schöpfer indessen die Grenzen und die Ordnung der Gedanken vorgeschrieben habe. Er habe jedem Geiste mit einem gewissen Schaz von Ideen begabt, über dessen Grenzen er nicht gehen dürfte. Er habe ihn in seinem Körper versezt, damit er in Vereinigung mit diesem den Anblik der

äußeren Welt eine Zeitlang genösse. Gott habe aber so die Einrichtung gemacht, daß die Gedanken mit den Bewegungen der kleinen Gehirnfibern immer übereinkämen. Und Gott sey durch seinen beständigen Beistand Mittler oder Mittelwirker zwischen Geist und Körper. Ich werde mich bey der Erzählung dieser einzelnen Erdichtungen nicht aufhalten, weil dies System den Gelehrten bekannt genug ist. Denn in den lezteren Jahren haben es sehr würdige Männer angenommen, und auf mancherlei Art verändert, oder wie sie meinen, verbessert. Auch jezt ist es noch weit und breit berühmt. Es ist nicht nur von Aerzten, sondern auch von Philosophen und selbst von Theologen auf verschiedene Art eingekleidet, und mit neuen Gemählden ausgeschmükt worden.

§. 5

Deutschlands Zierde, der große Leibniz, der im Urtheil die strenge Gerechtigkeit eines Greißen besaß, der aber dabey bis an das Ende seines Lebens eine gewisse jugendliche Lebhaftigkeit des Geistes hatte, wodurch die Erstere gemäßigt wurde, versuchte seinen Wiz an dem Cartesianischen System, und wollte

es

es vielleicht im Scherz verbessern. Besonders glaubte er, daß man den lezten Saz davon nicht zugeben dürfe. Denn anzunehmen, daß der Schöpfer bei allen menschlichen Handlungen und Gedanken durch seinen beständigen Beistand mitwirke, dies hielt er gewissermaßen für Gotteslästerung, weil darin soviel Irrthümer, so viel Böses, und soviel Widerspruch wäre, die man Gott und seiner Wahrheit gar nicht zuschreiben dürfte. Er meinte also, diesen Saz des Cartesius müsse man so verändern, daß man glaubte, der Geist und der Körper des Menschen wären zwei nothwendig wirkende Maschinen. Jener brächte alle Vorstellungen und Gedanken in einer zusammenhangenden Ordnung hervor, dieser aber verrichtete alle seine Bewegungen, sowohl die Lebensbewegungen als diejenigen, die wir gewöhnlich für willkührliche oder freywillige halten, nach einem eingepflanzten elastischen oder auf eine andere Art bewegenden Grundstoff nach einer vorgeschriebenen Ordnung. Diese beide Maschinen hiengen also nicht von einander ab, und Keine wirkte auf die Andere. Beide wären aber doch so mit einander verbunden, daß sie in der Zeit immer mit einander übereinkämen; so wie zwei Uhren, die von einander verschieden, aber ge-

nau gearbeitet sind, und bis auf eine Sekunde übereingehen. Diese übereinstimmende Verbindung beider Maschinen aber nannte er harmonia praestabilita (vorherbestimmte Harmonie). Ohne Zweifel sah Leibniz das Ungereimte bei einer solchen Harmonie wohl ein, und aus bloßem Scherz wollte er das System des Cartesius als etwas Lächerliches herabsezzen. Er gab indessen ein Beispiel, daß ein großer Mann in ernsthaften Dingen nicht scherzen müsse. Denn da diese Meinung weit sinnreicher war, als die des Cartesius, so wurde sie gleich von seinen Anhängern oder von Pedanten, wie man sie nennt, aufgefaßt, und herrlich ausstafirt, so daß sie fast vom ganzen Europa als die Grundlage einer neuen Philosophie gepriesen wurde. Obschon dieser laute Beifall etwas abgenommen, und eine andere Modifikation erhalten hat, so ist er doch wirklich noch stark, und der Mechanismus des Körpers nicht nur, sondern auch die vorherbestimmte Ordnung der Geisteskräfte wird bis auf den heutigen Tag von Gelehrten aus verschiedenen Klassen gelehrt, und, wie ich glaube, zum großen Nachtheil der wahren Theorie vom menschlichen Geiste.

§. 6.

Diese nichtige Lehre von der Vorherbestimmung ist in der That ganz ungegründet. Sie lehrt oder erklärt gar nichts, und streitet wider alle Erfahrung, wodurch wir wissen und erkennen, daß wir in den meisten Dingen frey sind. Daß uns aber unser anbetungswürdiger Schöpfer bei diesem Gefühl der Freyheit nicht täusche, und unter dem Schein der Wirklichkeit uns kein Trugbild vorhalte, dies läßt sich mit festen Gründen beweisen, die ich bisher in dem Vorhergehenden meiner Abhandlung zu entwikkeln gesucht habe. in so fern sie nemlich aus der Natur des Geistes durch die Erfahrung bekannt sind. Jezt ist es meine Absicht, aus der Natur unseres Körpers zu zeigen, daß dieser keine solche Maschine ist, welche für die nothwendige Ordnung des unbedingten Schiksals passe. Und zwar werde ich zuerst diese Ungereimtheit aus ungezweifelten Erfahrungen von diesem Körper ins Licht sezzen, und nachher die Einwürfe, welche die Vertheidiger dieset Lehre mit großem Geschrei dagegen machen, beantworten.

§. 7.

Es ist nicht genug, daß man blos sagt, eine solche Maschine wäre nicht unmög-

möglich, und die Weißheit Gottes des Schöpfers, die alle menschliche Künste gar weit übertrift, sey hinreichend, um eine solche Maschine einzurichten; es ist nicht genug, daß man dies sagt, sondern man muß wenigstens mit einem wahrscheinlichen Grunde ihre Existenz beweisen. Es ist zur Möglichkeit nicht genug, daß man sich in Gedanken ein Haus vorstellt, und wie man sagt, in die Luft baut; sondern wenn ein solches Haus wirklich entstehen und existiren soll, so bedarf es eines Fundaments und der übrigen Materialien, wodurch ein solches Haus sein Daseyn erhalten muß. In dem menschlichen Körper aber läßt sich keine einzige Wahrscheinlichkeit eines solchen Mechanismus zeigen. Den einzigen Schein, den diese Sache hat, könnte man in dem Umlauf des Blutes zu finden glauben, der, wie man sieht, von dem wunderbar eingerichteten Herzen durch die Pulsadern und Blutadern mechanisch fortgeht. Dies scheint auch den Cartesius, zu dessen Zeit man genauere Untersuchungen über diesen Umlauf anzustellen anfieng, betrogen zu haben, daß er sich eine solche Idee von dem übrigen Körper machte. Aber auch selbst dieser Umlauf ist keine Probe von einer vollkommenen Maschine. Denn er hat offenbar, um fortzu-

zudauren, die Hülfe der Seele nöthig, nemlich durch die abwechselnde Bewegung beim Athemholen in der Brust. Denn wenn Jemand aufhört Athem zu holen, so hört auch der Umlauf des Bluts auf. Das Athemholen ist aber ohne allen Zweifel eine freiwillige Handlung, die vom Geiste abhängt. Denn kein Anatomiker hat bisher noch irgend einen Mechanismus finden können, aus welchem man den Wechsel der Bewegungen des Zwergfells und der Bauch und Brustmuskeln sich erklären könnte. Blos die Beängstigung, die den Geist überfällt, wenn das Athemholen nachläßt, verursacht einen nothwendigen Reiz, um wieder Athem zu holen. Das Problem des Harvey: was die mechanische Ursache sey, warum ein neugebohrnes Kind athme, ist daher noch nicht aufgelößt. Vielmehr nöthigt das Gefühl einer Todesangst, womit das Kind aus dem Schooße seiner Mutter und aus ihrem Schuzze in die freie Luft tritt, das Kind verschiedene Bewegungen seines kleinen Körpers zu versuchen. Unter diesen Bewegungen verschaft ihm die bloße Ausdehnung der Brustwölbung soviel Erleichterung und eine so angenehme Empfindung, daß es nachher in seinem ganzen Leben sie gerne fortsezt. Vermittelst des Athemholens beim Menschen

ist der Geist Herr über das Leben seines Körpers, das er nach Belieben verstärken, aufspannen und mindern oder einschränken kann. Schon zu Galens Zeit bemerkte man, daß ein Sklave, der wegen der elenden Sklaverei des Lebens müde war, blos durch das hartnäkkige Einhalten des Odems ohne Strik und ohne ein anderes gewaltsames Mittel sich das Leben genommen hatte. Aehnliche Fälle erzählt man von den jezzigen Sklaven in Amerika. Und wenn ich mich nicht ganz irre, so habe ich einmal das nemliche bei einem Gefangenen gesehn. Die außerordentliche Beängstigung, die dadurch entsteht, wenn man keine Luft einathmen kann, ist die Ursache, warum nicht Mehrere von dieser Art des Selbstmordes Gebrauch machen. Das Athemholen erhält den Umlauf des Bluts, weil sich dabei die größten Muskeln der Brustwölbung, des Zwergfells und Bauches sowohl beim Wachen als beim Schlafen beständig bewegen. Denn jede Muskel ist in Rüksicht auf die Portion Blutes, die dann in ihr und um sie gegenwärtig ist, gleichsam ein besonderes Herz. Sie befördert besonders den Rükgang des Bluts durch die Blutadern. Jemehr Muskeln daher ein arbeitsamer Mensch anstrengt, desto stärker und desto geschwinder ist der Um-

lauf

lauf des Bluts. Ruht man, so ist er träger. Bei gesunden Menschen pflegt im Schlafe blos die Bewegung der Brustwölbung und des Bauches zu diesem Zwek hinzureichen. Davon sage ich nichts, daß zum Umlauf des Bluts außer der Kraft des Herzens auch noch andere Kräfte erfodert werden, die vom Herzen nicht abhangen, nemlich die Elastizität des ganzen Pulsadersystems, und die anziehende Kraft der Haargefäße, die gehörige Wärme, und die innere Thätigkeit des Blutes selbst, und mehrere, mit deren Aufzählung ich mich hier nicht aufhalte. Die Aerzte wissen es aus der Behandlung der Krankheiten wohl, daß, wenn eine von diesen Ursachen aufhört, dann auch der Umlauf schwächer wird, auch bei dem gesundesten Herzen. Der Umlauf des Bluts geht also nicht mechanisch von statten, so daß auf die eine Bewegung die Andere nothwendig folgt, wenn nicht neue Ursachen, die von dem Herzen allein nicht abhangen, dazu kommen. Unter diesen ist der Wille des Geistes eine von den Vornehmsten.

§ 8.

Aber hier wenden die Cartesianer wieder ein: daß in dem Gehirn vielleicht jene Haupt- und

und Grund-Maschine liege, woraus man alle jene verschiedenen Bewegungen und überdem alle übrigen Handlungen des Körpers, die nothwendig auf einander folgen, erklären könne, ob wir gleich diese erste Triebfeder, oder diese erste Triebmaschine wegen ihrer Feinheit mit unseren Sinnen nicht unterscheiden könnten. Ich wende mich also zu dieser Freystätte der Unwissenheit und komme zur Betrachtung des Gehirns.

§. 9.

Wir machen mit Recht den Unterschied zwischen der rindigen und merkartigen Substanz des Gehirns. Die Erstere ist nach allen Beobachtungen voller kleinen Gefäße und gleichsam drüsig. Sie sondert aus dem Blute eine feine Materie ab, dem alle die Empfindung absprechen. Nach dem Cartesius nahm man an, daß das Mark allerwärts voller Fibern sey, und aus Fäden bestehe, die an Feinheit alle Vorstellung übertreffen, die eine sanfte hin und her schwingende Bewegung haben, die empfinden, und mit materiellen Ideen verbunden sind. Diese Vorstellung von dem Gehirnmark ist falsch. Und daher fällt das Fundament des ganzen Prästabilitions-Systems

stems zusammen. Denn, wenn man alles, was nur Gehirnrinde ist, sorgfältig abgesondert hat, was so leicht nicht ist, bleibt eine kleine weißliche Maße zurük, die keinen Geschmak, keinen Geruch und gar keine Farbe hat. Diese ist aber doch noch durch kleine Häute, welche aus der Sichelförmigen und dünnen Haut des Gehirns (pia meninx) entspringen, die so fein sind, daß man sie gar nicht sehen kann, von einander getrennt, die aber der Berührung ganz sanft wiederstehen, wenn man diesen Theil des Marks mit der Nadel oder mit der Spizze eines feinen Messers zertheilen will. Wie groß der Grad der Feinheit dieses Zellgewebes sey, läßt sich nicht erforschen. Das Wenige aber, was wirklich markartig zu seyn scheint, hat keine Fibern, sondern es ist ein bloßes breiigtes eben nicht dikkes Wesen. Und diese so beschaffene breiartige Substanz, geht bis an die Wurzel der Nerven fort, was man besonders an den vorderen Nerven sieht. In dem Geruchsnerven wird gewiß Niemand etwas Fadenartiges zeigen. Der Sehnerve aber, durch den wir die allermeisten sinnlichen Begriffe erhalten, ist sowohl bei den Thieren als beim Menschen der stärkste Beweis wider die Fibernartigkeit des Gehirns. Denn seine dünne häu-

häutige Scheide enthält ein offenbares Zellgewebe, woraus man den markigen Brey mit den Fingern ausdrükken kann, so daß das Zellgewebe bleibt. Auch der weichliche Theil des Gehör-Nerven hat keine Spur von Fibrosität. Die übrigen Nerven ebensfalls; aber sie sind nicht ganz deutlich in ihrer Wurzel breiartig. In dem Gehirnmark und selbst in seinem schwieligten Theil kann zwar das feine Messer länglichte, gleichsam cilindrische Fäden präpariren; aber eben so leicht kann man auch kuglichte Stükchen und Klümpchen von anderer Figur herausschneiden. Alle Beweise also, die man zum Vortheil des Cartesianischen Systems erdacht hat, halten nicht Stich. Der vorzüglichste davon ist, daß die Nerven, wenn sie weiter fortgehen, immer härter werden, und etwas fibernartiges zu bekommen scheinen. Aber so viel folgt nicht daraus: Wenn man aus einer flüßigen Maße ein Seilchen ziehen kann, daß auch diese flüßige Masse aus Fäden bestehe. Denn selbst die Bewegung giebt dem Vermögen des Zusammenhängens die Richtung, und also dem dicht werdenden Körper seine Figur. Der Seidenartige Faden, den die Spinne aus ihrem Beutelchen hervorzieht, der im Verhältnis gegen seine Feinheit fest genug ist, war, so lange er

in

in dem Beutelchen war, eine zähe Feuchtigkeit. Von diesem schnellen Dichtwerden habe ich ehmals in meiner Abhandlung de aquae communis nonnullis qualitatibus mehr gesagt, da ich meine Beobachtungen über die Entstehung der Wasserblasen schrieb.

§. 10.

Der markigte Brey wird ohne Zweifel von dem Blute abgesondert, und so lange wir gesund sind, täglich und beständig wieder neu, weil er bei einem Gesunden die nemlichen in die Sinne fallenden Eigenschaften behält, man mag ihn in dem Gehirn eines Alten oder eines Kindes untersuchen. Denn daß die nemliche Materie, besonders da sie so lokker und zerstörbar ist, mehrere Jahre in der nemlichen Beschaffenheit unverdorben bleiben sollte, dies streitet gegen die Natur aller Körper. Selbst die Erfahrungen der Aerzte haben gelehrt, daß man diese breiigte Substanz wirklich bisweilen nach schweren Krankheiten des Kopfes ausgetroknet, verhärtet, gefärbt gefunden habe, weil sie nemlich wegen der Krankheit nicht erneuert oder wieder hergestellt wurde. Es ist auch kein Zweifel, daß diese Substanz durch die Nerven beständig, aber langsam

sam zur Nahrung des Körpers, und um die Lebenskraft zu erhalten, in die äußeren Theile fortgetrieben werde. Sie muß also auch sogleich wieder hergestellt werden. Es scheint aber, daß in dieser in die Augen fallenden breiigten Substanz noch eine andere den Sinnen unmerkbare Kraft sey, welche die erste Ursache aller Bewegungen enthält, die mit der Lebenskraft in Verbindung stehen. Diese Ursache haben die Aerzte von den ältsten Zeiten her den spiritus vitalis oder animalis (den Lebensgeist oder die thierische Lebenskraft) genannt. Hippokrates trug in dem vortreflichen Buche, dem die ungereimte lateinische Uebersezzung den Titel de flatibus giebt, diese gewisse wichtige und scharfsinnige Meinung vor: Ein solcher Spiritus sey die Ursache nicht nur von den Temperamenten bei Gesunden, sondern auch die gewöhnlichste Ursache von den Krankheiten, bei welchen die Natur durch erregte Fieber oder Krämpfe oder andere wirksame innere Bewegungen sich den Krankheitsstoff widersezt, er sey also von heilender Natur. Die neueren Aerzte haben diese Kraft für eine sehr feine Materie angesehen, und dieselbe mit verschiedenen Dingen, mit dem Lichte, mit brennendem Spiritus, mit der aufwallenden Hizze, mit einer gährenden

oder aufbrausenden Materie, mit wohlriechenden Pflanzen-Oelen, mit flüchtigen Salzen, mit der abknallenden Kraft des Schießpulvers und anderen nicht passenden Dingen verglichen. Dies alles widerspricht sowohl der Vernunft, als der Erfahrung. Ich glaube, daß diese Kraft eine bewegende Kraft von eigener Art ist, so wie die Schwerkraft die Zusammenhangskraft, die anziehende Kraft oder dergleichen, nemlich eine unkörperliche und immaterielle Kraft, wovon ich im vorigen Abschnitt gehandelt habe. Denn der Lehrsaz des Aristoteles scheint mir allzufest gegründet, als daß ich ihm nicht beipflichten sollte: daß nemlich die Ursache der Bewegung der Körper kein Körper sey. Diese Kraft, die in dem ersten Grundstoff der lebenden Körper liegt, dauert in lebenden Körpern fort, und bewirkt ihren Wachsthum und ihre beständige Erneuerung, so lange sie leben. Sie ist also ein wahres geistiges Wesen, ob sie schon von dem Geiste verschieden, und daher keiner Begriffe und keiner Gedanken fähig ist. Es scheint einzig in seiner Art zu seyn, nachdem aber die Materie verschieden ist, worauf es wirkt, hat es verschiedene Wirkung. In den Sinn-Organen bringt es die Empfindung, in den Muskeln die Zusammenziehung, in anderen

ren Theilen die wurmförmige Bewegung u. s. w. hervor. Man hat also nicht nöthig, sich mehr dergleichen Kräfte zu denken und eine nervöse Kraft, eine gewisse reizbare Kraft, (Reizbarkeit) eine Muskel Kraft oder eine Sinnes-Kraft zu unterscheiden, unter welchen Namen man die verborgenen Kräfte der Anhänger Galens wieder hervorsucht. Diese Lebenskraft ist so wohl bei den Pflanzen, als bei den Thieren und beim Menschen der Lebensgeist des ganzen Körpers. Er scheint bei den geringsten Thieren häufiger zu seyn. Man bemerkt daher auch, wenn man sie zerschnitten und ganz zertheilt hat, daß die abgeschnittenen Theile sich doch noch bewegen, sich nähren und also leben. Mehrere eigene Erscheinungen will ich nicht anführen, denn ich weiß wohl, daß diese Lehre hypothetisch (bedingt) ist und also keinen völligen Glauben verdient. Allein es ist die Aeltste unter allen Hypothesen. Sie ist unter allen Völkern, die durch einige philosophische Bildung berühmt sind, die Nemliche geblieben, und zu ihr mußten die Aerzte, besonders mechanische Aerzte, wenn sie ihren ganzen Wiz darüber gefoltert und erschöpft hatten, wie sie die Figuren und besonders die Einrichtung der lebendigen Fibern angeben, und die Bewegungen berechnen

wollten, am Ende ihrer Bemühungen ihre Zuflucht nehmen. Wie dies ein Jeder, der die schönen Commentare eines Cartesius, eines Alphonsus Borellius, eines Kaile und Anderer darüber nachsieht, lesen kann. Diese Hypothese hat also wenigstens eine große Wahrscheinlichkeit und daß für sich, daß jene Männer sie annahmen. Diese Lebenskraft also, die allgemein zum Leben der Körper erfodert wird, ist bei den Menschen so wohl als bei den vollkommneren Thieren der eigentliche und absichtliche Gegenstand der Wirkungen, welche die Theile des Gehirns haben. Und eben daher, weil es auch in den Pflanzen ist, muß man annehmen, daß es nicht geschikt sey, Gedanken hervorzubringen, die mit dem Leben der Körper in gar keiner Verbindung stehen.

§. 11.

Ueber die Struktur und die Einrichtung des Gehirns haben die neueren Anatomiker lobenswerthe Untersuchungen angestellt. Seine verschiedenen Theile, das große und kleine Gehirn, ihre beiden Halbkugeln, ihre Hervorragungen, ihre wulstigen Streifen, ihre gleichsam verbindende Bänder, ihre länglichten Vertiefungen, ihre Gänge, ihre Kammern

oder Höhlungen, und andere Figuren, bei deren Anblik man erstaunen muß, das Einfugen der rindigen und markigen Substanz in einander, die Beugungen der Blutgefäße; das Verwachsen des Rükkenmarks mit beiden Gehirnen, die Anfänge der Nerven und ihre Wurzeln, die auf verschiedenen Seiten des Gehirns verbunden sind, haben sie mit vielem Fleiße untersucht, und Jedes mit seinem Namen benennt, so daß dies Studium als der edelste Theil der Naturgeschichte einen Jeden zur Bewunderung hinreißt. Aber es ist zu bedauern, daß man den Gebrauch und die Ursache dieser so verschieden gestalteten Dinge bisher auch noch in keinem einzigen Punkt entdekt hat, daß man selbst den wahren Unterschied des großen und kleinen Gehirns, in Absicht ihrer Wirkung, noch nicht mit Evidenz hat beweisen können, und daß die von verschiedenen angestellten Versuche sich beständig widersprechen. Wenn man also das Verhältnis der Figur des Gehirns gegen die übrigen Theile des Körpers noch nicht entdekt hat, was läßt sich Gutes von der läppischen Eintheilung dieser Theile nach den Handlungen des Geistes hoffen? Ist es etwas mehr, als eine vergebliche Behauptung, daß die Urtheilskraft in dem schwieligten Theil des Gehirns

hirns, das Gedächtnis im kleinen Gehirn und die Einbildungskraft in den wulstigen Fortsäzzen liege? Und dergleichen Spielwerke mehr, was helfen sie dazu, den Geist kennen zu lernen?

§. 12.

Im Gehirn und seinem Mark ist keine Empfindung, wenigstens weiß man davon noch nichts durch irgend ein überzeugendes Experiment. Dies ist von selbst klar, und Niemand hat es jemals gewagt zu behaupten, daß man in dem Gehirn das Gesicht, das Gehör oder den Geschmak oder den Geruch bemerke; sondern es scheint nicht einmal Gefühl in dem Gehirn zu seyn, das doch die meisten Theile des Körpers haben. Denn man hat unzählige Beispiele, daß ein Mensch nichts davon fühlt, wenn man mit dem Finger sein Gehirn berührt. Ja, was noch mehr ist, auch selbst das Lebensgefühl oder irgend eine Modification desselben, die ich im zweiten Abschnitt beschrieben habe, finden darinn nicht statt. Das Gehirn, wenn es in einem rindigen oder markigen Theil verlezt, verwundet ist, wenn es eitert oder angefressen und verzehrt ist,

 empfin=

empfindet niemals einen Schmerz. Denn, wenn eine solche Verlezzung bisweilen körperliche Bewegungen hervorgebracht zu haben schien, dergleichen, wie bekannt, bei heftigen Schmerzen entstehen, so geschah dies durch den Krampf oder die Zukkung, die von dem Gehirn in dem Körper sich verbreitete. Wirklichen Schmerz hat das Gehirn niemals empfunden. Wenn man innerhalb des Hirnschädels eine Empfindung des Schmerzes verspürt, so findet er in den Blutgefäßen, in den sichelförmigen Häuten und in den übrigen Häuten statt. Denn den Schmerz der Gefäße und Häute kann kein praktischer Arzt läugnen, was auch die mehr scheinbaren als richtigen Versuche eines Hallers und Zimmermanns dagegen einwenden mögen. Ein lebendiges Thier hat in seinen empfindlichsten Theilen keinen Schmerz, wenn auch eine Ursache davon da ist, so bald es schläft. Kein Thier fühlt in d... empfindlichen Theilen, selbst in der Haut nicht einmal Schmerz, auch durch Gewaltsamkeiten nicht, wenn es friert. Im Winter, wenn die Hände starr sind, kann man sie stoßen, verwunden, schneiden, Stükken herausbeißen, und man fühlt den Schmerz nicht eher, bis der gehörige Grad der Wärme zurükkehrt. Die inneren Theile also, die ihrer

ihrer Dekken entblößt sind, werden, wenn sie der äußern kalten Luft ausgesezt sind, noch weit weniger Schmerz empfinden, weil sie an gar keine Kälte gewohnt sind. Und weil man solche Experimente mit den inneren Theilen nicht machen kann, wenn nicht die weit empfindlicheren Dekken oder Scheiden erst durchlöchert werden, so ist es kein Wunder, wenn ein Thier, daß man mit der Nadel oder dem Federmesser sticht, nicht gleich schreit. Denn der größere Schmerz der Dekken oder Häute macht den geringeren Schmerz stumpf und fast unfühlbar; besonders wenn ein Thier unter der nemlichen Folter an mehreren Orten Stiche aushalten muß. Aus dem Nichtschreien und Nichtjammern darf man nicht schließen, daß kein Schmerz da sey. Auch bei dem Menschen pflegen die Theile, die in einem gesunden Zustande wirklich wenig Gefühl haben, wenn die Hizze der Entzündung entsteht, heftige Schmerzen zu empfinden: so wie in der Hirnschädelhaut (Pericranium), in allen Knochenhäuten, selbst in den Knochen, wenn sie durch den Skorbut mürbe geworden sind. Daher helfen die Experimente der erwähnten berühmten Männer nichts. Und ohne Zweifel können auch in den Hirnhäuten Schmerzen seyn, und sie sind

wirk=

wirklich da, wenn die Menschen bei der Hirnwuth oder Raserei und ähnlichen Krankheiten versichern, daß sie Schmerzen hinter den Augen empfinden. Auch die so unangenehme Empfindung der Beängstigung im Kopfe, die man Schwindel nennt, der meistens mit einer Art von Geistesirre, und mit einem Gefühl, als drehten sich die uns umgebenden Körper um uns herum, oder als fielen sie, verbunden ist, hat nicht so sehr seinen Grund in der Substanz des Gehirns, als in der Stokkung oder dem Aufhören des Blutumlaufs durch seine Gefäße. Denn jede Beängstigung, in was für einem Theil unseres Körpers man sie verspüren mag, gilt den Aerzten immer für ein Zeichen, daß der Fortgang irgend einer natürlichen Feuchtigkeit durch ihre Gefäße gehemmt sey. Da also die Substanz des Gehirns keine Empfindung hat, so wird man nicht leicht sagen können, daß die Empfindungen, die in den äußeren Organen entstehen, bis dahin fortgepflanzt werden.

§. 13.

Noch viel weniger läßt sich behaupten, daß die intellektuellen Begriffe diesen Fibern beständig eingepflanzt wären, und vom Anfang

fang bis zum Ende des Lebens damit verbunden wären. Denn die Existenz der Markfibern ist nicht nur noch unerwiesen, sondern es ist auch eben so wenig erwiesen, daß diese Fibern, wenn sie da wären, immer die Nemlichen wären. Das Gehirnmark, so wie die übrigen Theile des Körpers, verzehrt sich beständig, wächst wieder an und wird erneuert, wie ich vorhin gezeigt habe. Auch hat man keine wahre und gewisse Erfahrung davon, daß bei den Verlezzungen des Gehirns die Kraft zu urtheilen und zu denken aufhöre. Wer Lust hat, der lese die weitläuftigen Collektaneen des seligen Hallers in seiner größeren Physiologie, und er wird finden, daß so viele Beispiele gegen diese Behauptung angeführt werden, als für jene: daß man nemlich bei der größten Verlezzung des Gehirnmarks beobachtet hat, daß die Geisteskräfte angegriffen oder nicht angegriffen waren. Denn es ist besonders zu bemerken, daß das Gehirn, wenn es auch die beste Einrichtung hat, nicht immer zum Empfinden, oder Begriffe zu schaffen geschikt sey; sondern daß dies zu thun ein gehöriger Grad der Wärme erfodert werde, der nicht zu stark und nicht zu schwach ist, und ein ununterbrochener immer anhaltender Fortgang des Blutumlaufs. Dieser

ser Umlauf darf aber nicht allzustark und nicht allzuschwach seyn. Ohne Zweifel steht damit in Verbindung das Einathmen des feinsten Aethers aus der Luft, und überdem Aufmerksamkeit des Geistes. Ich habe davon in dem Abschnitt von den äußeren Sinnen weitläuftiger geredet. Denn die Kälte sowohl als die allzugroße Hizze, fast jedes Fieber, geistiges berauschendes Getränke, Hunger und anhaltendes Fasten, allzugroße Ermüdung des Körpers, Erschöpfung des Bluts durch Nasenbluten oder durch andern Blutfluß, schlafmachende narkotische Gifte und mehr dergleichen Dinge, endlich selbst der Ueberdruß des Geistes, wenn er sich allzulange mit dem nemlichen Gedanken beschäftigt, so wie auch die Beschaffenheit der äußeren Luft, wenn sie entweder allzufeucht oder allzuheiß ist, auch die ungleiche schädliche Mischung der inneren Feuchtigkeiten, die Mischung mit zu vielen gallichten, zähen und schleimigten Theilen, seine Schärfe u. s. w. machen den Geist reger und thätiger, oder schlaffer und stumpfer. In allen diesen Fällen läßt sich keine Zerstörung des Gehirnmarks denken. Auf dies alles müssen wir aufmerksam seyn, wenn wir ein richtiges Urtheil über die Zerrüttung der Geisteskräfte nach einer Gehirnkrankheit fällen wollen.

Selbst

Selbst der erquikkende Schlaf, der uns so nöthig ist, beweißt, daß bei unverleztem Gehirn die Empfindungen und Gedanken ruhen und auf eine Zeitlang aufhören.

§. 14.

Ich komme nun zu dem Beweiß, womit die Philosophen, die den Fatalismus begünstigen, ihre Lehre als mit einer Hauptstüzze zu befestigen und zu unterstüzzen pflegen: daß man nemlich die tägliche Erfahrung habe, daß mit einer guten oder bösen Beschaffenheit des Gehirns und der Nerven auch eine größere oder geringere Fertigkeit des Geistes im Empfinden und Denken verbunden sey, die Ursache, woraus eine solche Disposition entstehe, möge nun seyn, welche sie wolle. Denn es kann nicht geläugnet werden, daß, wenn man einen Nerven abschneidet, oder wenn er gepreßt und verhärtet ist, die Verbindung des Geistes mit dem Theil, wozu dieser Nerve gehört, zerrissen werde oder aufhöre. Und nicht nur das Gefühl dieses Theils sondern auch seine willkührliche Bewegung hört auf. Und wenn der Nerve wieder hergestellt ist, kommt Beides wieder. Ich werde also

das

das Nöthige sagen, um diesen Knoten aufzulösen.

§. 15.

Daß das Gehirn die Wurzel oder der Grund des animalischen Körpers sey, worin alle künftige Theile desselben zwar nicht Thatskräftig, aber mit den Anlagen und Kräften dazu verborgen liegen, dies läugnet Niemand. Daß im Gehirn eine feine Materie abgesondert werde, worin eine Lebenskraft liegt, scheint gewiß zu seyn. Diese Kraft nährt nicht nur die Lebenstheile, in denen der eigentliche Siz des Lebens ist, sondern reizt auch vermittelst der Nerven alle Theile zur Lebensbewegung. Dies geschieht mäßig in einem natürlichen Zustande; bisweilen unmäßig in krampfartigen und konvulsivischen Krankheiten. Daher entsteht auch nach dem Tode eines Thieres, so lange die Materie desselben nicht faul oder auf eine andere Art zerstört ist, wenn man das Gehirn oder das Rükkenmark, oder auch den Nerven, der dem Gehirn am nächsten ist, mit einer Nadel oder mit einem scharfen Instrumente reizt, eine Convulsion, wenn es gleich todt ist. Dies ist bekannt. Bei einem lebendigen Thier aber ist der mäßige Zufluß von der Art zum Empfinden

finden und zur Bewegung gleich nöthig. Die Sinnorgane sind also zu der Bewegung ungeschikt, durch welche der Geist, indem er zählt, die Empfindung erhält, und die Gegenwart des Gegenstandes, der diese Bewegung hervorbringt, bemerkt, wenn ihnen dieser Lebensgeist fehlt, oder wenn sie durch den Ueberfluß desselben unmäßig und allzuheftigt bewegt werden. Dies habe ich in dem Abschnitt von den Sinnen erklärt. Mit dem menschlichen Körper verhält es sich ohngefähr, wenn ich diesen Vergleich gebrauchen darf, wie mit einer Zitter, oder wie mit einem andern musikalischen Instrument, auf dem die Saiten, wenn sie auf einen gewissen Grad gespannt werden, den bestimmten Ton geben, wenn sie vom Tonkünstler mit dem Federkiel oder Schlägel berührt werden. Wenn diese Saiten den gehörigen Grad der Spannung haben und behalten sollen, so hat man Wirbel nöthig, durch deren Drehung man die Saiten stärker spannen oder abspannen kann. Denn, wenn die Saiten allzusehr abgespannt oder allzustark angezogen werden, geben sie entweder gar keinen oder einen unharmonischen Ton. An einem solchen Instrumente tönen die Saiten und nicht die Wirbel; diese werden aber doch, wenn ein Ton heraus-

aus-

auskommen soll, als eine entfernte Ursache erfodert, oder als eine Ursache, sine qua non, wie man gewöhnlich sagt. Daß die Saiten die Bewegung hervorbringen können, machen die Wirbel; die Bewegung der Töne selbst machen die Saiten. Und der Musikdirektor, der sie stimmt, regulirt und bestimmt die Größe und die Geschwindigkeit der Tonbewegungen nach Willkühr und kunstmäßig. Er verstärkt oder schwächt sie nach Belieben, und schaft für das Gehör seiner Zuhörer entweder eine angenehme oder unangenehme Melodie. Eine solche zitternde Bewegung erhält auch in den Sinnorganen die zarte breiartige Markmaterie, oder wie sie die neueren Physiologen zu nennen pflegen, die Nervenbüschel, wenn sie von äußeren Gegenständen bewegt werden, oder sie werden auf eine andere Art, die bisher noch unbekannt ist, in Bewegung gesezt. Diese Bewegungen versteht der Geist. Wenn sie aber zu diesem Zittern oder zu dieser Bewegung geschikt werden sollen, so ist die Hülfe des Gehirns dazu erfoderlich, nemlich der Zufluß der geistigen Feuchtigkeit. Das Gehirn empfindet nicht und die Empfindungen des Organs werden auch nicht in das Gehirn fortgepflanzt. Es bleibt ein Unterschied zwischen dem Geist und

dem

dem Organ und dem Gehirn, so wie der Tonkünstler und die Saite und der Wirbel unterschieden sind.

§. 16.

So verirren sich auch diejenigen noch weiter von der Wahrheit ab, die die Weißheit des menschlichen Geschlechts, die es vor den Thieren besizt, in der Gestalt und äußeren Figur des Kopfes und des darin eingeschloßenen Gehirns, oder in der Natur des Körpers suchen, oder zu diesem Zwek eine vergleichende Zergliederung unter den Thieren anstellen. Von dergleichen Sachen handeln sehr viele der neueren Schriften, in denen ich den Fleiß des Untersuchers lobe; aber ich lese nicht ohne Unwillen die Deklamationen der Nachbeter. Solche Sachen Stük vor Stük zu widerlegen, ist meine Absicht nicht; und sie sind es auch nicht werth. Einiges mag genug seyn. Der Mensch geht aufrecht. Sein Kopf nimmt die oberste Stelle ein. Dies werfen sie alle nach dem Ausspruch des Ovids als eine Ursache der Vorzüglichkeit des Menschen hin. Geht nicht die zweibeinigte und dumme Gans auch aufrecht daher? Thut das nicht auch der große Straus, der von den ältsten Zeiten her seiner unbe-

dächt-

dächtlichen Albernheit wegen bekannt ist? Thut das nicht auch das Cameel, das blos zur Sklaverei gebohren ist? Von anderen Thieren mehr, will ich nicht einmal sagen. Ein Mensch, der unter den Büchern und Wissenschaften aufwächst und sich den reichsten Schaz von Begriffen und Kenntnissen sammlet, der mit gebüktem Kopfe bis in sein Alter bei Nacht arbeitet, der von einer solchen Stellung fast krumm geworden ist, hat gewiß seinen Geist besser ausgebildet, besizt mehr Gelehrsamkeit, Klugheit und Ueberlegung, als ein langer, mit hohem Halse, als, (um mich einer Phrasis aus dem Homer zu bedienen) ein Helmschüttelnder Achilles. Wer wegen einer Gliederkrankheit immer zu Bette liegen muß, keine Sorgen und Geschäfte hat, von Gesellschaftern, die ihm die Zeit rauben, nicht so sehr gehindert wird, und in seinem Geiste das Gegenwärtige und das Zukünftige überdenkt, der hat oft, obschon mit gebeugtem Haupt, sehr wichtige Sachen erdacht und erfunden. Auch macht das Clima oder die Gegend der Erde hier keinen großen Unterschied. Die Normänner führten ehmals ihre Colonien nach Gallien, Spanien, ins untere Italien und selbst nach Afrika; aber noch immer blieben sie in diesen entfernten Ländern an Genie,

an Tapferkeit, an Thätigkeit, an Herrschbegierde die nemlichen Normänner. Auch der heutige Norweger ist von dem Lappländer, seinem Nachbar, und von dem Samojeden und Grönländer, die das nemliche Clima haben, unendlich weit verschieden. Nein, warlich nicht die Figur oder die Stellung oder das Clima, sondern der Unterricht in der Jugend, Uebung und Beispiele tragen zur Veränderung des Menschen bei, in sofern er Geist ist. Und dem Affen oder dem Hunde fehlen die Organe zum Reden nicht, sondern der Geist, fehlt ihnen, die göttliche Kraft, die dem Menschen auf dieser Erde mitgetheilt und die den übrigen Thieren versagt ist.

§. 17.

Indessen kann man nicht läugnen, daß der menschliche Körper zur Ausbildung des Geistes etwas beitrage, indem er ihm nemlich keine Kräfte ertheilt, sondern vielmehr, wie ich im Anfang dieser Abhandlung behauptet habe, den Geist beschränkt. Ein Blinder, ein Tauber, ein Gichtischer empfindet die Gegenstände nicht, schaft sich keine Bilder, zählt die Begriffe von jenen nicht zusammen. Der Geist eines solchen Menschen

kann

kann wirklich in diesem Leben nicht sehr ausgebildet werden, kann sich keine große Gelehrsamkeit durch seine Sinne sammlen. Sein Geist selbst aber leidet davon nicht. Denn durch die übrigen Sinne bildet er sich doch einige und zwar ganz richtige Begriffe, und erwirbt sich Klugheit. Es hat daher Menschen gegeben, die von Kindheit an blind oder taub und doch sehr gelehrt waren, ob sie schon verschiedene Hülfsmittel des Körpers entbehren mußten. Und wenn man endlich auch der Gestalt des Körpers, der Stärke oder dergleichen Beschaffenheiten einen vortheilhafteren Einfluß auf die Handlungen des Geistes zuschreiben will, so darf man diesen doch nicht weiter, als bis auf den ersten Grad der Erkenntnis, nemlich nicht weiter, als auf die Empfindungen, ausdehnen. Denn bei der Bildung der Urtheile und Begriffe pflegen blos die Cultur und der Unterricht und die Uebung etwas mehr oder weniger Vortheil zu schaffen. Der Caffer und der Japaneser urtheilen beide, daß Vier noch einmal soviel wie Zwei ist.

§. 18.

So verhält es sich auch mit der Physiognomik. Ein sehr berüchtigter Mann ließ sich vor wenigen Jahren einfallen diese Chaldäische Narrenspossen wieder in Umlauf zu bringen, und sie den Europäern, als ein neues Spiel, auf einige Jahre auszukramen, und darzulegen. Man kann keine größere Unwahrheit sagen, als daß der Charakter und das ursprüngliche und beständige Wesen des Geistes sich aus der Form, aus der Figur und den Fugen der Knochen und des Fleisches, das sie umgiebt, erkennen ließe. Solche Sachen kann man dem unwissenden Pöbel, statt neuer Spielkarten, auftischen, um ihm die Zeit zu verkürzen und die quälende Langeweile zu vertreiben, damit sie, anstatt, daß sie sonst mit gemahlten Figuren spielten, nun mit den Nasen und Lippen ihres Nächsten spielen können. Dieser berüchtigte Mann hat den Ausspruch gethan: die Philosophie, welche etwas Willkührliches bei dem Menschen annähme, sey eine Philosophie der Narren. Denn er glaubt, alles, was der Mensch dächte und thäte, sey so vorherbestimmt, daß man es in dem Gesicht und in der Einrichtung und dem Bau der Glieder lesen könnte. Diesen

sen unvernünftigen Ausspruch, so wie seine übrigen materialistischen Albernheiten, die er begangen hat, wird ihm der barmherzige Gott verzeihen. Die Knochen und Muskeln, besonders im Gesicht, haben die Proportion und Figur nicht in der Kindheit, die sie mit zunehmenden Jahren erhalten, sondern sie werden durch den Umgang, durch Beispiele, durch die Nachahmung derer, unter denen wir aufwachsen, sehr verändert. Jene Theile, die wir öfter gebrauchen, wachsen gewöhnlich stärker auf; diejenigen, die wir weniger gebraucht haben, bleiben schwächer. Daß die Knochen von ihren Muskeln eine andere Figur erhalten, ist durch anatomische Beobachtungen ausgemacht. Davon sage ich nicht einmal etwas, daß Krankheiten und Unglüksfälle, besonders aber Gemüths-Affekten, wenn sie etwas lange anhalten, das ganze Gesicht verändern. Die Lebensart und die Arbeiten, die Jemand treibt, haben darauf einen großen Einfluß. Und der Mimiker und der Comödiant verstellen ihre Gesichter und nehmen andere Minen an, als ihr Inneres ist. Wenn wir etwas von dem, was der Geist in sich denkt, aus den Gesichtszügen errathen, was nicht schwer ist, so schliessen wir dies nicht aus der Figur, sondern

aus

aus den Winken, aus den Geberden, aus seinem Lachen, aus der Bewegung der Augen und aus der Sprache, so wie auch aus der Bewegung der Glieder. Aber ich will mich hierbei nicht länger aufhalten, weil ich diese Materie in einer besonderen Abhandlung behandelt habe. Die Figur und die Stellung des Körpers hangen gewiß großentheils von der Gewohnheit und von der Willkühr des freien Geistes ab. Und es ist so sehr selten nicht, daß man einen Sokrates in einer misfälligen Gestalt, und hingegen eine häßliche Seele hinter dem reizendsten Munde findet. Die tägliche Erfahrung streitet wider den Physiognomischen Mechanismus. Durch ihn läßt sich die Freiheit des Geistes so wenig abdisputiren, daß sie vielmehr eben durch diese Kunst, die die Menschenkenntnis lehren soll, einen sehr starken Beweis erhält.

§. 19.

Wenn Jemand ernstlich erwägen will, was ich in diesem Abschnitt vorgetragen habe, ich glaube, der wird seine Meinung fahren lassen, die er etwa von Begriffen oder Cartesianischen materiellen Ideen, die dem Gehirn sollten eingedrukt seyn, gefaßt hat. Solche ur-

ursprüngliche Eindrükke in dem Gehirn sind schlechterdings unmöglich. Die Bildung der Begriffe ist blos ein Geschäft des Geistes. Denn, damit ich dies kürzlich wiederhole, die Fibernartigkeit der markartigen Substanz des Gehirns ist nicht erwiesen, oder wenigstens zweifelhaft. Die zitternde Bewegung dieser Fibern ist unmöglich. Das Gehirnmark hat keine Empfindung, nicht einmal eine Lebens-Empfindung. Die Figur, die Einrichtung der kleinen Hervorragungen, Einschnitte und die Verbindung anderer Gehirnswerkzeuge mit einander und ihr gegenseitiges Verhältnis haben mit den Begriffen keine Gemeinschaft; aber wohl mit der Bewegung und Lebenskraft der Theile des übrigen Körpers. Von dem Gehirn und seiner dünnen Feuchtigkeit hangen die Veränderungen der ordentlichen oder krampfigten Bewegungen ab, und in soweit hängt auch die Brauchbarkeit der Sinn-Organe zum Empfinden; aber nicht die Empfindung selbst davon ab. Eine aufrechte oder niedergebükte Stellung des Kopfes hat keinen Einfluß auf den Geist. Das Gehirn aber wird zu seinen Verrichtungen mehr oder weniger geschikt durch die Kräfte, die ihm theils eingepflanzt sind, theils von außen darauf wirken: nemlich

sich durch die Wärme, die Kälte, durch den Ueberfluß des Bluts und der übrigen Feuchtigkeiten, durch ihren Mangel oder durch ihre Reinheit. Endlich, das Gehirn wächst, verändert und erneuert sich wie andere Theile des Körpers. Der Geist aber ist der Nemliche.

Eilfter Abschnitt.

Von der Verbindung des Geistes und des Körpers.

§. 1.

Ich bekenne es, daß weder meine Erfahrung noch die vielen Bücher, die ich darüber gelesen habe, mir so viel geholfen haben, daß ich mir von dieser Verbindung einen klaren oder deutlichen Begriff hätte verschaffen können.

§. 2.

Ich erfahre es, daß ich nicht blos Körper bin, denn ich handle und thue das, was man von einem Körper nicht sagen kann. Aber

ich

ich fühle es, daß dieser Körper mein ist, und sonst Niemand zugehört. In der äußersten Armuth disponirt der Mensch über seinen Körper, als über sein Eigenthum.

§. 3.

Klar und evident erkenne ich dies nur durch die fünf Sinn-Organe, die an dem nemlichen Körper sind. Durch sie sehe ich ein, daß dieser mein Körper einen Raum einnimmt, daß er eine Figur habe, daß er beweglich ist, daß er einen Ton von sich geben kann, daß er weichlich oder hart ist, daß die Körper, die um ihn herum sind, auf ihn wirken. Aber diese Erkenntnis geht nicht weiter, als meine äußeren Sinne reichen. So kennt Niemand sein Gesicht, wenn er nicht einen Spiegel nimt, und das Bild oder die Aehnlichkeit desselben dadurch ausdrükt, und daher sein Gesicht in einem dritten Dinge, nemlich im Spiegel bemerkt. Von den inneren Theilen, die wir mit den äußeren Sinnen nicht betrachten können, haben wir keine Erkenntniß, nur in so fern, als wir nach der anatomischen Untersuchung, die wir über die Körper der Thiere und Menschen angestellt haben, analogisch glauben und uns überzeugen, daß auch in uns

ähn-

ähnliche Theile sind. Diese inneren Theile also lernen wir durch Schlüsse kennen, nicht durch die Sinne. Alle Jahre entdekt der Zergliederer neue Theilchen in dem Cadaver, von denen Niemand etwas gewußt hatte. Wenn uns aber die inneren Theile analogisch bekannt worden sind, so begreifen wir, daß die Bewegungen und Veränderungen des Körpers von diesen Theilen abhangen, und sich daraus erklären. Dies verstärkt unsere Ueberzeugung, daß wir eben solche Theile haben, als wir sie in den Cadavern von Anderen fanden.

§. 4.

In einem vollkommen gesunden Zustande haben wir, wenn wir auch wachen und aufmerksam sind, von dem ganzen Körper, besonders aber von dem Inneren schlechterdings keine sinnliche Vorstellung. Wenn aber irgend ein äußerer Körper auf ihn wirkt, oder wenn eine gewisse innere körperliche obgleich unbekannte Ursache diesen Körper in seinem gesunden und natürlichen Zustande stört, alsdenn erkennen wir diese Stimmung und Beschaffenheit, es mag eine äußere oder innere seyn, durch einen gewissen Sinn. Dieser Sinn wird von unseren fünf Sinn-Organen nicht

her-

hervorgebracht, und ist von ganz andrer Natur. Ich habe ihn deswegen im zweiten Abschnitt dieser Abhandlung das Lebens-Gefühl genannt, und seine hauptsächlichsten Modifikazionen aufgezählt. Durch dieses innere Lebensgefühl unseres Körpers können wir uns keine Begriffe machen, und daher diese übernatürliche Veränderungen nicht aufzählen. Solche Veränderungen müssen wir also blos durch Schlüsse und durch die Analogie kennen lernen. Dies erfahren die Aerzte täglich, die die Sache nach der Logik kunstmäßig beurtheilen, und sehr oft sich unter einander darüber zanken, was der Hunger oder der Schmerz sey, oder die Wollust, und was für Ursachen eine Empfindung dieser Art hervorbringen können. Der Kranke selbst versteht von diesem allen nichts, und kann nichts davon sagen, wenn er nicht etwa selbst Arzt ist. Dieses Lebensgefühl also ist gewissermaßen ein anschauliches Gefühl, wobei kein Verhältnis des Raums oder der Zeit statt findet, wobei man nichts unterscheiden, nichts zählen kann. Dies Gefühl verstattet also nicht, daß man sich ein Bild formirt. Der Geist glaubt, das diese Empfindung gleichsam in ihm selbst sey, die doch wirklich im Körper ist. Dies hat den oft wiederholten Irrthum veranlaßt, daß man

glaub-

glaubte, der Geist wäre von dem Körper nicht verschieden.

§. 5.

Der Geist ist besorgt für seinen Körper, d. h. er wünscht, daß dieser Körper fortdaure, daß er nicht zerstört werde, daß er in die Zukunft fortwähre. In den Körpern ist nichts Zukünftiges, weil das Zukünftige noch nicht existirt. Und ehe diese Zukunft eintritt, hat sich der vorige Zustand des Körpers schon verändert. Diese Sorgfalt hängt also nicht von dem Körper ab, sondern von der Seele. Aus dieser Sorgfalt entsteht die Liebe für seinen Körper. Es ist ganz bekannt, daß mit unserem Körper von Kindheit an bis ins Alter, eine beständige Veränderung vorgeht. Er wächst, nimmt sowohl an Größe als an Stärke zu. Auch nehmen sowohl die festen als die flüßigen Theile ab. Sie werden von uns ausgeworfen, wir führen sie ab. An die Stelle der Theile, die wir kurz vorher noch hatten, kommen Neue. Der Körper wird also mit jedem Tage verneuet, und besteht also nicht aus der nemlichen Materie. Ja, was noch mehr ist, ganze, größere Theile, Augen, Füße, Hände können durch eine Krankheit verlohren gehen. Auf vielerlei Art kann der

Kör-

Körper verunstaltet und geschwächt werden. Und demohngeachtet fährt der Geist fort, diesen seinen Körper zu lieben, für ihn zu sorgen, und zu wünschen, daß er mit ihm vereinigt bleiben könne. Niemand haßt sein eigen Fleisch, und es giebt Menschen, die ihren armen Körper, wenn er auch noch so elend ist, als wäre er sehr schön, höher schäzzen, als die Körper Anderer, die besser beschaffen sind. Diese Erfahrung, die ohne Zweifel zuverläßig ist, ist, wie ich glaube, ein evidenter Beweis, daß unser Geist nicht in Verbindung mit der Materie des Körpers steht. Denn der Körper mag jung oder er mag alt seyn, in beiden Fällen liebt er ihn, und sucht ihn zu erhalten.

§. 6.

Wir lieben vielmehr unsern Körper, in sofern er lebt und Kräfte besizt, die zu den nöthigen Geschäften erfodert werden. Wir lieben also den Körper als ein Werkzeug, das uns bequem und brauchbar ist, so wie Jeder auch andere Werkzeuge und Bedürfnisse außer seinem Körper liebt und dafür sorgt, weil er sie zu seinem Zwek bei seinen Arbeiten nöthig hat. Wer zu schreiben hat, liebt seine gut ge=

geschnittene Feder eben sowohl als seinen Finger. Verliert er sie, so ist ihm dies sehr unangenehm. Blos der Schluß, daß er sich leichter wieder die Feder schneiden, oder eine neue anschaffen könne, als einen Finger, erhöht oder verringert den Grad der Liebe. Es giebt Menschen, die lieber einen Finger oder ein Auge verlieren würden, als erfahren, daß ihnen ihre Schäzze oder Reichthümer, die sie sich oft in der thörichten Hoffnung, sie künftig gebrauchen zu können, gesammlet hatten, durch Diebstahl oder Brand entrissen wären. Wer sich durch einen Unglüksfall genöthigt sieht, sich den Fuß abnehmen zu lassen, und ihn mit einem hölzernen zu ersezzen, den kränkt der Verlust dieser hölzernen Stüzze eben so sehr, als ihn ehmals der Verlust seines Fußes schmerzte, denn er hat sie zum Gehen nöthig. Soviel mir bekannt ist, wird die Sorge des Geistes für seinen Körper in Allgemeinen blos nach dem Nuzzen desselben bestimmt, mit dem er ihn zu gewissen Dingen, die er sich wünscht, gebrauchen kann, d. h. wir sorgen für den Körper als Werkkeug, nicht in so fern er eine körperliche Materie ist.

§. 7.

Der menschliche Geist ist mit seinem Körper nicht immer in Verbindung, sondern zu gewissen Zeiten, so lange er auf ihn aufmerksam ist, d. h. so lange er ihm gegenwärtig ist, so lange er nemlich wacht. Im Schlafe fühlen wir unsern Körper nicht, tragen keine Sorge dafür, und brauchen ihn auch zu keiner Arbeit als Werkzeug.

§. 8.

Die Wachsamkeit kann zur nemlichen Zeit bei dem einen Theil des Körpers größer, bei dem andern geringer seyn. Wer auf das Lebensgefühl eine genauere Aufmerksamkeit richtet, und mehr um sein Leben, um die Nahrung, um Vergnügen, oder wegen Schmerzen und dergleichen innerer Beschwerden besorgt ist, der schläfert die äußeren Sinne gewissermaßen ein. Derjenige hingegen, dessen Geist aufgelegter zum Lernen oder Anderen zu dienen ist, sorgt weniger für die Lebensbedürfnisse, so daß er oft aus Begierde eine neue Wahrheit zu lernen, oder ein nützliches Werk zu verrichten, den Hunger, den Durst, die beschwerliche Last der Exkremente, ja selbst die Schmerzen und mancherlei Elend nicht bemerkt oder nicht darnach fragt. Es

steht

steht uns also frey, ob wir wachen wollen, und hängt von der Willkühr des Geistes ab. Wenn in dem Körper selbst irgend eine Ursache liegt, warum wir nicht schlafen können, so erregt diese gewöhnlich heftige Gemüthsaffekten, verursacht dem Geiste Sorgen und Bekümmernis. Sie beunruhigt ihn entweder wegen des Unterhalts seines Körpers, oder weil er für seine Oekonomie zu sorgen, oder eine Arbeit zu vollenden, oder einen Befehl zu befolgen, und dergleichen zu thun hat. Oder sie erinnert doch den Geist an solche Dinge, bisweilen auch, daß er an einigen sinnlichen Vergnügungen Theil nehmen kann. So viel ich weiß, ist das Wachen immer das Werk des Geistes; auch dann, wenn es unnatürlich und lästig ist, wie dies oft bei Krankheiten der Fall ist.

§. 9.

Wenn der Geist nicht will und wirkt, so würde, däucht mir, der Mensch immer schlafen, und ich glaube, daß der Schlaf in Rücksicht auf den Körper der natürlichste Zustand ist. Die Ursache des Schlafes ist meistens eher in einer Erschlaffung des Geistes, als in einer besonderen Beschaffenheit des

Kör-

Körpers zu suchen. Der Geist ermüdet und wird eines jeden sinnlichen Gegenstandes, wenn er sich allzulange damit beschäftigt hat, überdrüßig, ob er gleich noch so angenehm ist. Ja der Gelehrte, der Wahrheitsforscher, der die größte Begierde nach Wissenschaften hat, ob er schon aus einer solchen Beschäftigung eine unglaubliche Freude schöpft, wird ihrer doch satt. Alsdenn aber geht der Geist entweder zu einer andern Betrachtung, die von der vorigen verschieden ist, über; oder er sehnt sich nach der süßen Ruhe des Schlafes. Die sinnlichen Gegenstände oder unsere Begriffe mögen auch noch so herrlich seyn, so sind sie unserem Geiste doch zu gering, als daß er sich gern beständig damit beschäftigte, und daß er nicht Abwechslung und neue Ruhe suchen sollte. Dies scheint mir die vorzügliche Ursache des Schlafes zu seyn. Wem ein neuer angenehmer Gegenstand sich darbietet, der opfert eben so gern die Speiße als den Schlaf dafür auf. Der Schlaf hängt also vom Geiste und seiner Freiheit ab. Ich läugne indessen doch nicht, daß es auch im Körper gewisse Dispositionen giebt, wodurch wir zum Schlafe eingeladen werden. Die Hauptursache hievon ist der unregelmäßige Blut-Umlauf durch das Gehirn, er mag entweder allzu-

zustark seyn, oder zu schwach. Daher veranlaßt die Vollblütigkeit und das Zuströmen des Bluts nach dem Kopfe zu eine den Schlagbefördernde Schlafsucht; zu großer Abgang oder Abfluß des Blutes aber, oder alles, was das Blut von dem Kopfe allzuviel ableitet, macht einen Ohnmachtbringenden Schlaf, beides ist gefährlich. Wenn Jemand Opium zu sich genommen hat, und davon stirbt, so findet man nach dem Tode in seinem Gehirne gar kein Blut, und das Gehirn ist ganz weiß. Wie nöthig das Gehirn beim Gebrauch der Sinne sey, habe ich oben gezeigt. Wenn der Körper nicht länger mehr seyn Werkzeug seyn kann, verläßt ihn der Geist.

§. 16.

Der Schlaf ist entweder vollkommen, oder er erstrekt sich nur auf gewisse Theile, nicht blos in Rüksicht der Organe des Körpers, sondern auch in Ansehung der Gegenstände. Denn wenn der Geist lange und scharf über eine Sache nachgedacht hat, oder auch: wenn der Körper durch langwierige Arbeit und durch Aufwand der bewegenden Kräfte, und der feinen Feuchtigkeiten ungeschikt wird, dem Organ zu dienen, so überfällt den Geist eine

Mü-

Müdigkeit, oder ein Ueberdruß, ein Ekel, d. h. ein gewisses Gefühl der Sattheit, das zu entstehen pflegt, wenn wir die hinreichende Speiße zu uns genommen haben. Diese Sattheit und Ermüdung ist eine Modifikation des Lebensgefühls. Sie entsteht theils, wenn sich die Beschaffenheit des Körpers verändert hat, zum Theil aber und sehr oft, wenn der Geist selbst vor dieser Speiße oder diesem Gegenstand einen Ekel bekommen hat. Wer einmal eine Speise mit Ekel genossen hat, dem wird sie durch die bloße Erinnerung immer ekelhaft seyn, und dies ohne irgend einen körperlichen Zwang, wenn er auch hungrig wäre. So verhält es sich auch mit der Müdigkeit, und mit der Sehnsucht nach Ruhe und Schlaf. Wenigstens habe ich es an mir selbst, der ich in meinem ganzen Leben nicht sehr zum Schlaf neigte, und an sehr vielen Andern bemerkt, daß wir nicht so sehr aus Mangel der körperlichen Kräfte, als aus einem gewissen Ueberdruß des Geistes uns nach dem Schlafe sehnen. Wenn ich nur wollte, könnte ich noch länger wachen. Daher pflegen wir uns zu gewissen Stunden an den Schlaf zu gewöhnen. Die Gewohnheit aber ist eine Sache des Geistes, nicht des Körpers. Wenn uns ein sanfter Schlaf beschleicht,

schleicht, so hört zuerst die Aufmerksamkeit auf den Gesichts = Sinn auf. Die Augenlieder schließen sich, ob wir schon noch hören, reden, die Hände und Füße bewegen, und bei dieser Schläfrigkeit die gewöhnlichen Geschäfte verrichten können. Nach und nach hört der Gebrauch der Ohren, der Sprache, der Hände, und zulezt auch der Gebrauch der Füße auf. Aus den Augen schließen wir fast allein, das Jemand schläfrig ist. Erwachen wir aus einem sanften Schlaf, so ist die Ordnung umgekehrt. Erst bewegen wir die Füße und empfinden, was in den unteren Theilen des Körpers an uns vorgeht. Wir fangen an zu hören, antworten auf das, was man uns fragt. Und doch sind wir noch nicht völlig wach, bis wir die Augen öffnen. Wenn wir diese offen haben, so sind wir uns ganz gegenwärtig. Das ganze Wesen des Schlafes besteht also darin, daß der Geist auf gewisse Theile nicht aufmerksam ist.

§. 11.

Es ist bekannt, daß gewisse menschliche Verrichtungen bei einem gesunden Menschen nie durch den Schlaf unterbrochen werden. Denn auch im tiefen Schlafe schlägt das Herz.

Der Magen verdaut, die natürlichen Absonderungen haben ihren Fortgang. Aus diesem Ereigniß hat man geschlossen, daß unser Körper eine Maschine sey, die ohne Einfluß des Geistes lebe. Dies kann man in so weit zugeben, daß diese Verrichtungen wegen der Einrichtung der Theile und wegen der verschiedenen bewegenden Kräfte, die dazu kommen, viel leichter und geschwinder vor sich gehen können, als die Verrichtungen der äußeren Organe. Diese hervorzubringen, ist eine größere Anstrengung und eine schärfere Aufmerksamkeit des Geistes erforderlich. Denn eine Maschine, die sich leicht bewegen läßt, kann auch ein Kind bewegen und in Gang bringen. Wenn aber eine Arbeit, wozu Ueberlegung, Klugheit und Stärke erfodert wird, zu verrichten ist, diese kann das Kind nicht ausführen. Da muß ein Mann seyn, der das Gegenwärtige kennt, der die Zukunft voraus sieht, der Gefahr ausweicht, und sich Vortheile bei der Arbeit sucht. So gehen auch der Umlauf des Bluts und die davon abhangenden Funktionen gewissermaßen mechanisch von statten; aber der Geist muß doch dabei mitwirken.

§. 12.

§. 12.

Denn es zweifelt Niemand daran, daß der Umlauf des Blutes oft von Affekten, die aus moralischen Ursachen blos im Geiste entstanden sind, wenn es nemlich frohe Affekten sind, befördert, und von traurigen Affekten außerordentlich langsam und matt werde. Allein, er hört, wie ich oben bewießen habe, völlig auf, wenn man keinen Odem holt. Das Odemholen aber wird durch keinen Mechanismus bewirkt, sondern blos durch den Willen des Geistes. Besonders aber ist dies ganz offenbar, daß unser Leben bald aufhören würde, wenn nicht der Geist beständig dafür Sorge träge, und seinen Bedürfnissen abzuhelfen suchte. Denn durch Ueberlegung und durch die Sorgsamkeit des Geistes schüzzen wir uns gegen die empfindlichen Wirkungen der Athmosphäre durch Kleider, durch Anlegung des Feuers und andere Bequemlichkeiten, die uns zu Theil geworden sind, und endlich durch Speiße. Die Natur giebt auf dieser Erde keinem Menschen Speise und Trank, oder er muß sie zubereiten. Denn wenige Früchte, die man roh essen kann, geben nicht nicht nur keine hinlängliche Nahrung, sondern man hat sie auch nicht überall, und nicht zu

jeder Jahreszeit. Jeder Mensch ist genöthigt, aus den Produkten, die man so nicht essen kann, sich mit vieler Kunst und Mühe die Speiße zu bereiten, sie durch Gährung, durch bakken, durch kochen oder braten zur Nahrung genißbar zu machen. Wenn wir unsern Unterhalt haben wollen, muß der Garten und der Akker mit unglaublicher Arbeit gebaut werden. Man muß Vieh halten. Man muß die Jagd und die gefährliche Fischerei anstellen. Man muß für die Zukunft Getraide anschaffen. Man muß die Speißen durch Einsalzen und Einmachen erhalten, und so dem vorausgesehenen Mangel vorbeugen. Diese und viele ähnliche Verrichtungen geschehen gewiß nicht durch einen Mechanismus des Körpers, sondern durch die Vernunft und Ueberlegung des Geistes, der theils andere in dergleichen Dingen nachahmt, oder sie durch neue Erfindungen vermehrt, verbessert und sich eigen macht. Und weil nicht Alle alles können, so dienen sie sich untereinander, vertauschen ihre Besizzungen, thun Reisen und treiben Handel. Es ist nicht möglich, diese unzähligen Beschäftigungen der Menschen aufzuzählen, womit sie beinahe die Natur der ganzen Erde sich unterwerfen und veräudern, vorzüglich zu dem Zwek, damit wir unser Leben erhalten können.

Ich

Ich glaube, Niemand wird bei diesen Dingen alles einer mechanischen Nothwendigkeit zuschreiben, und im Ernste glauben, daß hierbei gar keine Freiheit des Geistes statt finde. Der Geist also lenkt seine Lebensverrichtungen, ist Herr darüber, verlängert sein Leben durch gute Diät. Der Nachläßige aber und der Faule oder der Unwissende rükt sich das Ziel seines Lebens näher. Dazu kommt noch ein Umstand, der den Aerzten bekannt genug ist. In der Todesstunde widersezt sich der Mensch bisweilen dem Tode durch einen Kampf. Auf kurze Zeit verlängert er das elende Leben, indem er freiwillig das Odemholen verstärkt, indem er heftige Gemüthsbewegungen in sich erregt, und durch Verlangen nach Speißen, nach Medikamenten und Magenstärkenden Mitteln und durch dergleichen vergebliche Bemühungen den Tod abzuwehren sucht. Aus diesem allen wird es klar, daß die Lebensverrichtungen nicht mechanisch vor sich gehen, sondern daß die Aufmerksamkeit des Geistes sowohl beim Wachen als im Schlafe mit dazu wirkt, ob wir uns gleich dieser Handlung nicht immer erinnern. Denn, wie ich in dem Abschnitt von den Begriffen erwähnt habe, wir erinnern uns weder an unsere Empfindungen noch an unsere Handlungen, wenn wir sie nicht zu

dem

dem Grade intellektueller Begriffe erhoben haben.

§. 13.

Ob es sich zwar nicht läugnen läßt, daß die Materie des menschlichen Körpers gegen die übrigen Materien dieser Erde sehr thätig, flüchtig, und wie man sagt, geistig ist, und bei chymischen Operationen Produkte giebt, dergleichen man nirgends findet, so scheint doch selbst dieses Materielle, das die körperliche Natur besizt, aus gemeinen und gewöhnlichen Bestandtheilen zusammengesezt zu seyn: aus Luft, Wasser, aus einer salzigten, oder brennbaren Materie, und vielleicht aus etwas Erde. Allein in dieser Materie des menschlichen Körpers sind viele und mehr bewegende Kräfte conzentrirt, als in irgend einer anderen körperlichen Materie vereinigt zu seyn scheinen. Daß diese bewegende Kräfte von keiner körperlichen Natur sind, habe ich oben weitläuftiger bestritten. Die bewegenden Kräfte haben keine Ausdehnung, und nehmen keinen Raum ein. Denn wer wollte sagen, die Schwerkraft habe eine Länge, oder eine Breite oder eine Dikke? Kann man wohl sagen, die Schwerkraft habe eine Figur? Ist sie rund oder winkligt oder spizzig? Kann sie nicht

nicht da seyn, wo ein anderer Körper ist? Und nimmt sie daher einen Ort ein? Und demohngeachtet ist die Schwerkraft doch keine bloße Eigenschaft eines Körpers, sondern sie existirt und ist eine Substanz; denn sie kann wirken und wirkt wirklich. Sie bringt eine Bewegung hervor, und widersteht anderen Bewegungen. Was aber wirken kann, muß existiren und ist eine Substanz, wie alle Philosophen annehmen. Was aber von der Schwerkraft gilt, muß von allen bewegenden Kräften gelten. Mit diesen Kräften steht der menschliche Geist in Verbindung. Er wirkt auf sie, wirkt durch sie, und bewegt seinen Körper und andere Körper außer ihm, ordnet und rangirt sie nach Belieben. Mit der Materie des Körpers selbst hat er keine Verbindung. Denn wenn diese Kräfte nicht da sind, wenn der materielle Körper sie nicht hat, so empfindet ihn der Geist nicht mehr, und bewegt ihn nicht. Alsdenn schläft er nemlich für einen solchen ermüdeten oder todten Theil. Der menschliche Geist ist mit den bewegenden Kräften in Verbindung; er ist aber doch selbst keine solche bewegende Kraft, sondern ein Wesen aus einer höheren Klasse. Denn er zählt. Er stellt sich mehrere Dinge in Einem und Eins in Mehreren vor. Er erkennt also, for-

formirt Begriffe, urtheilt, schließt und handelt nach dem Grade seiner Erkenntnis frey, oder schränkt seine Wirksamkeit ein. Dies alles paßt auf eine bewegende Kraft nicht, wie ich oben umständlicher zu zeigen versucht habe.

§. 14.

Die bewegenden Kräfte seines Körpers stehen gleichsam unter der Herrschaft des Geistes. Sie sind seine Diener, seine Boten, seine Engel, die seine Befehle vollziehen. Sie vollziehen sie aber sehr schnell, in einem Augenblik, ohne Zwischenzeit. In dem nemlichen Augenblik, wenn ich es will, verrichtet meine Hand, was ihr befohlen ist. Sie verrichten aber diese Befehle auf verschiedene Art, nachdem das Organ, und also die Einrichtung desselben verschieden ist; anders an einem Muskel, anders an einem Nerven, oder an einem Sinn-Organ, oder an den Gefäßen oder an den Drüsen u. s. w. Der Geist aber wirkt auf alle lebende Theile, wiewohl mit verschiedenem Erfolg, nach der Verschiedenheit des Organs.

§. 15.

Der menschliche Geist also hat keinen eigenen Siz oder Plaz in seinem Körper, so

so wie auch die bewegenden Kräfte keinen Ort oder Raum einnehmen. In dem Körper, worin sie nun wirken, darin sind sie jezt gegenwärtig. Wirken sie in einem andern Körper, so sind sie aus dem Vorigen in diesen Andern nicht übergegangen. Sie waren schon da; aber sie wirkten nicht. Der Geist aber ist ebenfalls überall, ob er gleich nicht immer überall wirkt. Die Wirkung des Geistes auf einen gewissen Theil heißt die Aufmerksamkeit. Und diese Aufmerksamkeit erstrekt sich nicht blos auf seinen eigenen Körper, sondern auch außer diesem fast auf die ganze Welt, so weit er sie kennt. Aber in seinem eignen Körper kann er durch die bewegenden Kräfte unmittelbar Bewegungen hervorbringen; außer demselben aber nur vermittelst seines Körpers. Ein kluger Oekonom denkt, wenn er auf seinem Sessel sizt, an alle die zerstreuten Theile seines Gutes, und an die mancherlei Arbeiten, die da zu verrichten sind. Sein Geist ist bei den Schnittern, und ist ihrentwegen besorgt, daß sie die Früchte bald einsammlen. Zu gleicher Zeit treibt er den Fuhrmann an, daß er die Pferde besorgt, und ordentlich fahre. Er denkt sich in die Scheune und ist besorgt, daß die Früchte an eine trokkene Stelle kommen. Er sorgt

für

für die Küche, damit die Knechte auch satt zu essen haben. Er sorgt für alles. Er ist überall, während er, dem Körper nach, fest auf seinem Stuhle sizt. Denn er hat seine Diener, deren Geist er in Bewegung sezt, die er durch Worte oder andere Zeichen, welche sie verstehen, antreibt, daß auch diese ihre eigene Kräfte gebrauchen, und die Befehle des Haushalters vollziehen. Dieser aber ist selbst, seinem Geiste nach, nicht auf dem Stuhle, sondern er ist auf dem Akker, in dem Stall und in der Scheune, und auf dem ganzen Gut. Woran er denkt, da ist er gegenwärtig. Und die Schnitter und übrigen Arbeiter glauben ihn zu hören, und ihn zu sehen. Seine Drohungen fürchten sie, sein Lob respektiren sie, als wenn er da wäre. Sie sehen ihn, da er doch mit dem Körper abwesend ist, so wie auch er sie körperlich abwesend bemerkt. Ein Gelehrter hat sich bisweilen ganz in ein Buch versenkt, bisweilen ganz in den Himmel oder in die unsichtbare Welt der Wahrheiten versezt. Oder er kehrt bisweilen auch zur irrdischen Eitelkeit zurük. Wo er seine Aufmerksamkeit hinrichtet, da ist er gegenwärtig.

§. 16.

§. 16.

Ich habe bisher meine Beobachtungen, die ich durch vielfache Erfahrung über den Körper und den Geist glaube gemacht zu haben, angeführt. Es bleibt mir aber vieles übrig, was ich bei aller meiner Aufmerksamkeit durch die Erfahrung nicht ergründet habe. Dahin gehört vorzüglich die Lehre von dem Zwek der Persönlichkeit oder Selbstheit der Menschen, und warum es dem großen Schöpfer gefallen habe, dem menschlichen Körper diesen Geist zu geben, und keinem anderen lebenden Körper; und warum dieser Geist auf einige Zeit in seinem Körper, wenn ich so sagen darf, eingefleischt ist. Auch leistet mir keine von den Hypothesen, die bisher bekannt worden sind, Genüge. Denn meine Abneigung gegen den einfachen Mechanismus, daß nemlich der Geist eine Beschaffenheit des Körpers seyn sollte, und alle seine Kenntnis und Wissenschaft ihm angeschaffen wäre, habe ich hinlänglich erklärt, und ihn mit Erfahrungs-Beweisen bestritten. Die Hypothese von der allgemeinen Seelenwanderung ist ein Spiel des Wizzes, und gründet sich weder auf Vernunft noch auf Erfahrung. Die besondere Seelenwanderung des Sokrates, die

Plato

Plato im Phädon angenommen hat, daß die Geister nicht in alle lebende Wesen, sondern nur aus einem Menschen in dem Andern wanderten, und daß also der Mensch in diesem Leben nichts lerne, sondern sich nur dessen erinnere, was er in seinem früheren Leben schon vorher gelernt hatte, erklärt uns nicht nur nichts (denn man kann immer fragen, wie er in der ersten Periode seiner Lebenszeiten gelernt habe) sondern auch die Beispiele, womit Plato diese Meinung zu unterstüzzen sucht, schränken sich alle blos auf die Zahlenlehre ein. Daß aber das Vermögen zu zählen ein ursprünglicher Vorzug des Geistes in diesem Leben sey, habe ich oben, wie ich glaube, bewiesen. Dies Vermögen aber hilft uns nichts, wenn wir es nicht üben, und vermittelst desselben uns Empfindungen und Begriffe verschaffen. Die Metaphysiker und die Lehrer der natürlichen Theologie sagen mit Grund, die Bestimmung des Menschen auf dieser Erde sey, daß er Gott kennen lernen und ihn verherrlichen, daß er seinen Körper zur Ausübung der Tugend und zum Besten seines Nächsten gebrauchen sollte. Dies ist gut; aber es erschöpft die Sache nicht. Aus diesen Zwekken begreife ich nicht, warum ich und alle gesunde Menschen an beiden Hän-

den fünf Finger habe. Wenn ich deren mehr hätte, so wäre ich gewiß im Stande, mehr gute Werke zu verrichten. Ich sehe nicht ein, warum der große Schöpfer mir nicht außer den fünf äußeren Sinn-Organen ein sechstes oder siebentes gegeben, sondern mir eingepflanzt habe, daß ich das, was ich durch die Sinne nicht erkannt habe (und dies ist gewiß bei weitem der vorzüglichste Theil meiner Wissenschaft) durch die Verbindung zweier Sinne mir vorstellen sollte. Ich sehe nicht ein, warum ich einige Glieder des Körpers doppelt habe, zur Rechten Eins und das Andere zur Linken, wovon das Eine oft verlohren geht und unbrauchbar gemacht wird, ohne daß der Geist dadurch leide. Ich sehe nicht ein, warum die höchste Wissenschaft sich nur bis zu einem gewissen Ziel erheben kann, warum wir, wenn wir dies Ziel erreicht haben, nicht weiter kommen können, warum also die Vorzeit ihren Aristoteles, die neuere Zeit ihren Leibniz hervorbrachte, und warum es Niemand gab, der es noch weiter in der Philosophie gebracht hätte. Ich sehe nicht ein, warum unser Geist in diesem Leben nie eine völlige Herrschaft über seinen Körper, über seine Bedürfnisse und Instinkte, woraus niedrige Affekten entstehen, erhält. Und der Stoicismus hält doch mei-

stens

stens die Probe nicht aus. Denn wie sehr auch Jemand seine Geisteskraft anstrengen mag, um sich über dergleichen Thorheiten hinauszusezzen, so wird die Natur, bei aller Gewalt, womit man sie zu unterdrükken sucht, doch immer ihre Rechte behaupten. Dies und noch mehr dergleichen, was mit der Freiheit des Geistes zustreiten und einen Prästabilismus (eine Vorbestimmung) zu verrathen scheint, kann uns in unserm Urtheil irre machen.

§. 17.

Allein man muß erwägen:

1. So sehr auch der Geist durch die Verbindung mit seinem Körper leidet oder gehindert wird, so bleibt seine Herrschaft und seine Willkühr über die sinnlichen Beschaffenheiten und Veränderungen des Körpers doch unverlezt. Denn durch Vernunft, durch Fleiß, durch oft wiederholte Bemühungen, durch Gewohnheit und durch Diät, die wir in unserer Gewalt haben, können die Mängel des Körpers unglaublich verbessert werden. Dieser Prästabilismus (Vorherbestimmung) schränkt sich blos auf den Körper ein, und trift den Geist nicht. Warum die Figur und die Einrichtung des Körpers so und nicht anders

ders sey, darüber hat man noch nicht genug nachgeforscht. In jedem Saamen der Pflanzen und der Thiere ist eine Kraft, ihre Nahrung in eine gewisse und bestimmte Figur zu vereinigen. Diese Kraft ist wahrscheinlich nicht körperlich, sondern sie ist eine gewisse besondere bewegende Kraft, wie ich oben schon gezeigt habe. Daß alle Theile des künftigen Körpers in dem Saamen in der kleinsten Form und Masse varausexistiren, und durch die blosse Entwikkelung sichtbar und größer werden, dies ist ohne Zweifel falsch. Es ist aber bekannt, daß auch die übrigen bewegenden Kräfte die Eigenschaft haben, daß sie die körperlichen Bestandtheile, worauf sie wirken, in eine gewisse Figur und Ordnung bringen. Die Schwerkraft bringt alles in einem Mittelpunkt zusammen. Die Kraft der Wärme lenkt vom Mittelpunkt ab. Die anziehenden Kräfte bringen verschiedene Formen von Crystallisirungen hervor, und zwar nach ziemlich festen Gesezzen und ziemlich übereinstimmend. Die magnetische Kraft lenkt das Eisen nach den Polen zu. Das Licht folgt blos der geraden Richtung. Eine ähnliche Kraft kann in den Saamen seyn, ob man schon die Untersuchungen darüber noch nicht ins Licht gebracht hat.

2. Daß

2. Daß der Geist selbst aber, besonders in der Jugend, zur Gestalt seines Körpers etwas beitrage, kann nicht geleugnet werden. Daß dies in der Physiognomie des Gesichts der Fall sey, habe ich oben schon bewießen. Daß unsere rechte Hand thätiger und gleichsam geschikter werde, als die Linke, dies hanget blos von der Uebung und der Gewohnheit ab. Wer anfängt schreiben zu lernen, der erfährt, daß beide Hände träge und ungeschikt sind. Blos die Uebung macht die Rechte fertiger; diese Uebung aber hangt vom Geiste ab.

§. 18.

Warum aber Gott blos den menschlichen Körper dazu erwählt habe, daß er einen Geist oder einen Hauch der Gottheit erhalten sollte, wie die mosaische Offenbarung lehrt, dies hangt von der freien Willkühr des großen Schöpfers ab, und erinnert uns, daß wir diese unsere schuzbedürftige Abhängigkeit mit dem dankbarsten Herzen in tiefer Ehrfurcht erkennen, und mit allem Fleiße darauf bedacht sind, eines so großen Geschenkes, das wir besizzen, würdig zu leben. Es ist auch wohl zu glauben, daß die erste Materie und Einrichtung unseres Körpers glüklicher und zum Werkzeug

des

des Geistes geschikter gewesen sey, als nun nach der Vergiftung durch den tödlichen Apfel, wie eben diese Offenbarung lehret, dies erfahren wir, da wir sehen, daß der Körper des Menschen dadurch kränklich geworden ist, daß er bald stirbt, und sich nicht mehr so gut für den Geist schikt, daß dieser durch die Bedürfnisse und Beschwerden desselben gestört und gehindert wird. Daher ist nun in dem Menschen ein doppeltes Gesez: Das Gesez des Geistes und das Gesez des Fleisches. Und unter diesem lezteren ist unser Geist wie ein Sklave verkauft und eingekerkert, wie Paulus Rom. VII. so schön und wahr lehret. Diese Wahrheit fühlt nicht nur Jeder an sich selbst, sondern auch die alten Philosophen sahen sie ein. Denn sie sagten: unser Geist wohne in seinem Körper wie in einem Gefängnis, und hielte darin gleichsam Wache. Mit der Erklärung dieser philosophischen Spizfindigkeiten halte ich mich nicht auf. Wir sind jezt außer unserem Vaterland. Alles ist uns fremd, und es erfodert eine beständige Arbeit, wenn wir unserem Körper einige Bequemlichkeit verschaffen wollen. Der Geist aber ist mit diesen seinen Organen nicht zufrieden, und ist beständig auf die Verbesse-

rung derselben bedacht, wie ich im III Abschnitt mit Mehrerem gezeigt habe.

§. 19.

Der größte Schaden, den wir vom Körper haben, besteht in den Affekten, die in uns entstehen, d. h. in solchen Gedanken, die die Vernunft nicht lenkt, worüber die Vernunft keine Gewalt hat, die der Vernunft widerstreben, bei denen wir also das Vermögen zu zählen und die Begriffe richtig zu berechnen nicht gebrauchen. Die Entstehung der Affekten und ihre bewundernswürdige Macht über den Menschen hat ihren Grund in dem Vermögen des Geistes, das ich oben die anschauliche Erkenntnis genannt habe. Man behauptet gewöhnlich, die Affekten entständen aus verworrenen Ideen, d. h. aus solchen, die man nicht recht zusammengezählt hat, oder wobei man sich verrechnet hat. Diese Meinung hat etwas Wahres, scheint mir aber die Sache nicht zu erschöpfen. Ein Fehler in der Berechnung kann zu falschen Schlüssen und irrigen Handlungen verführen. Aber die Affekten richten etwas mehr bei dem Menschen aus. Sie reizen nemlich den Menschen und zwingen ihn, der Vernunft zuwider

zu

zu handeln. Sie sezzen eine Erkenntnis voraus, welche die Vernunft besiegt und Gewalt verschaft, etwas selbst gegen die erkannte Vernunft zu verrichten. Ein Mensch, der in einem starken Affekt geräth, verachtet die Vernunft und nimmt sich die Dreistigkeit, nach seiner Erkenntnis, die er jezt hat, zu handeln, diese Einsicht mag nun entweder wahr oder vermeint seyn. Diese Erkenntnis habe ich die anschauliche genannt, und den Begriff davon werde ich im folgenden Abschnitt deutlicher zu machen suchen. Hier mag es genug seyn, wenn ich sage, daß die anschauliche Erkenntnis eine solche sey, wodurch ich das Wesen eines Gegenstandes blos durch die Sinne ohne Hülfe der Vernunft erkenne. Gewöhnlich bilden wir unsere Begriffe aus unseren Empfindungen. Die Empfindungen geben uns nur Zeichen an, nach denen wir die Eigenschaften des gegenwärtigen Gegenstandes beurtheilen. Diese Eigenschaften aber lehren uns das Wesen der Sache nicht kennen. Um dieses kennen zu lernen, müssen wir aus mehreren aufgezählten Eigenschaften intellektuelle Begriffe uns verschaffen. Diese aber lehren uns, wenn sie richtig gemacht sind, das Wesen der Sache kennen. Dies alles habe ich oben weitläuftig erklärt. Die anschauliche

Erkenntnis aber geht diesen gewöhnlichen Weg nicht; sondern durch sie erkennt man sogleich das Wesen der Dinge blos durch die Empfindung, ohne sich Begriffe zu bilden. Eine solche Erkenntnis wird uns selten verliehen; sie kann indessen bisweilen statt haben. Ein geschikter Künstler z. B. beurtheilt eine künstliche Maschine sogleich beim ersten Anblik leicht ohne mühsame Abmessung der besonderen Theile der Maschine, ob die Maschine gut eingerichtet sey, und ihren Zwek erreichen werde, oder nicht. Diese Beurtheilung kann indessen auch den geschikten Künstler trügen. Wir folgen also desto sicherer bei allen unsern Vorsäzzen dem gewöhnlichen Weg der Vernunft. Wer in einen starken Affekt geräth, glaubt die Sache, weswegen er in Affekt kommt, anschauend zu erkennen, und auf diese seine Erkenntnis verläßt er sich und verachtet den ruhigen Weg der Vernunft. Denn der Eindruk, auch unserer gewöhnlichen Empfindungen, ist so groß, besonders, wenn wir sie wiederholt gehabt haben, daß wir uns ihre Wahrheit und Gewißheit kaum durch einen Vernunftschluß wollen abstreiten lassen. Wer so oft bemerkt hat, daß die Sonne täglich um die feststehende Erde einmal herumgeht, der verläßt sich auf diese Erfahrung weit gewisser,

als

als auf die genausten Beweise der Astronomen, die die entgegengesezte Meinung behaupten. Allein die Kraft und die Gewalt der anschaulichen Erkenntnis ist noch weit stärker.

§. 20.

Jener Sinn, den ich im zweiten Abschnitt das Lebensgefühl genannt, und von den äußeren Sinnen unterschieden habe, ist wirklich eine anschauliche Erkenntnis, denn wir können ihn nicht zählen, und durch ihn Begriffe bilden. Wir wüßten also nicht, daß wir ein Herz oder einen Magen, oder andere innere Theile hätten, wenn wir dies nicht durch Hülfe der äußeren Sinne, durch die Zergliederungskunst erfahren hätten. Diese Erfahrung erzeugt in uns eine solche Ueberzeugung, daß keine Ueberredung im Stande ist, uns dieselbe zu entreissen. Wer Hunger hat, der zweifelt nicht, daß er hungrig sey; und so ists auch in andern Fällen. Nach dieser Ueberzeugung handelt er und sucht Speise; was auch das Verbot oder die Warnung Anderer dagegen sagen mag. Denn der Affekt der Begehrlichkeit ist stärker als alle Vernunft. Eine ähnliche anschauliche Empfindung, ob sie schon vielleicht täuschend ist, erregt die übrigen Af-

fek-

fekten. Ein Jüngling, der in ein Mädchen sterblich verliebt ist, glaubt zu empfinden, die Verbindung mit diesem Mädchen wäre so nöthig für ihn, als die Speiße für den hungrigen Magen ist. Er strebt also nach ihrem Besiz, begeht schlechte und ganz närrische Handlungen, sezt sein eigenes Leben in Gefahr, verachtet alle Gesezze des Wohlstandes, sezt seine Beurtheilungskraft bis zum Wahnsinn bei Seite, vernachläßigt alles, und wird krank, wenn seyn Wunsch nicht erfüllt wird. Ein zorniger Mensch glaubt es durch seine Empfindung zu fühlen, daß man ihn jezt beleidigt hat, und auf diese Empfindung verläßt er sich, und trachtet nach Rache. Ich will hier kein Verzeichnis von den übrigen Affekten machen; aber wer die Probe macht, der wird einsehen, daß bei allen diesen Affekten etwas Anschauliches ist, daß kein Begriff dabei entsteht, und daher auch keine Verwirrung der Begriffe hier statt findet. Wer verworrene Begriffe hat, ist zweifelhaft, vorsichtig, wankend, und ungewiß bei seiner Handlung. Wer sich aber von Affekten beherrschen läßt, ist rasch bei seinen Handlungen, selbst wenn sie gefährlich sind, und fragt nach keinem Widerstand. Daher dämpfen wir starke Affekten sehr selten durch Gründe, sondern ein wirksameres Mittel

tel sie zu bezwingen ist: wenn man den entgegengesezten Affekt erregt. Die größte Hizze des Zorns kann ich durch Furcht erstikken; eine unsinnige Liebe, wenn ich den Affekt des Hasses errege, oder der Eifersucht, u. s. f.

§. 21.

Der Mensch kann die Affekten auf dieser Erde nicht entbehren. Ohne sie wäre er ein Kloz. Er würde bei dem bloßen Gebrauch der Vernunft immer zweifeln, würde nichts oder wenig thun, würde sich und dem Staat nichts nüzzen. Blos der Affekt treibt ihn zur Unternehmung und Ausführung aller großen Thaten an, sie mögen gut oder böse seyn. Es ist aber nöthig, daß wir von Jugend an auch die besten Affekten bezähmen, und sie durch die Vernunft lenken lernen, oder wenn diese nicht genug vermag, durch entgegengesezte Affekten, durch die Hoffnung ein größeres Gut zu erlangen, wenn wir unsere Begierde aufopfern, oder durch die Furcht eines schlimmeren Uebels, wenn wir ihr Freiheit lassen. In diesem Stük hat der religiöse Sinn eine große Kraft, aus was für Grundsäzzen man dies auch hernehmen mag.

§. 22.

Die besondere Disposition zu den Gemüths-Affekten rührt grossen Theils aus der besonderen Mischung und Zusammensezzung des Körpers her, und zwar von seinen Feuchtigkeiten, nicht so leicht von der Einrichtung der festen Theile. Wer viel Galle hat, ist zum Zorn, der Sanguinische zu mancherlei Wollüsten, der, welcher schwarze Galle hat, zur Traurigkeit, der Phlegmatische zur Trägheit geneigt. Auch bringt die Gegenwart von sehr widernatürlichen Dingen oft wunderbare Bewegungen in dem Gemüth hervor, wie die Würmer, die sich an verschiedenen Orten festsezzen, oder die Gifte. Der Wein, wenn er mäßig genossen wird, schärft die Sinne, macht aber kühn und wild, wenn man zu viel trinkt. Andere Affekten werden von verschiedenen Giften erregt, wie auch durch die Zurükhaltung der Exkremente, wovon die Krankengeschichten der Aerzte voll sind. Es entstehen indessen nicht alle Affekten aus dem Körper. Gewiß die meisten, die schlimmsten und anhaltendsten entstehen in dem Gemüthe selbst. Dies ist nicht allemal dem Einfluß oder der sogenannten Versuchung geistiger unkörperlicher Wesen zuzuschreiben, (ob ich gleich

gleich auch diese Art nicht ganz läugnen mögte) sondern es sind offenbare Ursachen da, wodurch sie veranlaßt werden. Lehre und Unterricht in der ersten Kindheit bildet das Gemüth so, wie es gewöhnlich fast im ganzen Leben bleibt. Denn daß der menschliche Geist auf andere menschliche Geister den Einfluß habe, daß er ihnen Begriffe, die nicht durch die Sinne gebildet sind, mittheilen kann, habe ich oben weitläuftiger gezeigt. Die ersten Begriffe aber, die man uns mitgetheilt hat, sind nachher schwer auszulöschen. Die bösen Anreizungen Anderer, etwas zu wagen, der Umgang, böse nnd gute Beispiele wirken auf den Menschen, so daß die Affekten bisweilen etwas Anstekkendes zu haben scheinen. Betrügereien, Schrekbilder, falsche Vorstellungen von Dingen, die nicht existiren, wodurch die Empfindung der Menschen getäuscht wird, und dergleichen tragen hierzu bei. Ja auch ohne sie erzeugt der menschliche Geist, wenn er in sich selbst vertieft ist, und von äußeren Empfindungen gewissermaßen ausruht, sowohl Affekten, als Begriffe. Einsamkeit und Entfernung von Gesellschaften, anhaltendes Fasten, tiefe Spekulationen, die sich lange mit dem nemlichen Gegenstand beschäftigen, ermuntern den Menschen unglaublich zur Hoffnung

nung zur Standhaftigkeit, oder bringen ihn auch zur Verzweiflung, zum Selbstmord selbst, und reizen ihn sowohl zu guten als zu bösen Handlungen an.

§. 23.

Bei unseren gewöhnlichen Empfindungen gewöhnen wir uns von Kindheit, Bilder zu schaffen oder sinnliche Begriffe, indem wir mehrere Empfindungen, die sich ähnlich sind, unter einer Einheit uns vorstellen, wie ich oben gezeigt habe. Weil also die Ursache, welche starke Affekten erzeugt, eine gewisse gleichsam anschauliche Erkenntnis ist, und in so weit die Kraft der Empfindung auf uns hat, so pflegt eine solche Ursache, wenn sie mehrmalen auf uns wirkt, Bilder in den Menschen zu erzeugen. Daher entstehen jene Erscheinungen, jene Hörbilder und andere Empfindungen, die ihnen nur vorzukommen scheinen. Aber wenn der Geist einmal solche Vorstellungen angenommen hat, läßt er sie nachher nicht leicht fahren. Wenn der Mensch solchen unrichtigen Bildern nicht gleich Anfangs sich widersezt, geräth er in traurige Verstandeszerrüttungen, ja in schwere Krankheiten, wogegen oft weder Leibes noch Seelen-

len = Arzenei hilft. Denn die Verbindung des Geistes und des Körpers ist in diesem Leben so, daß nicht nur der Geist von dem Körper leidet, sondern auch der Geist in seinem Körper zurükwirkt, und seine Beschaffenheit und Natur verändert; besonders in Ansehung der Feuchtigkeiten. Ein Mensch, der oft aus äußeren Ursachen zornig wird, macht die ganze Masse seiner Feuchtigkeiten gallartig. Wer wollüstigen Gedanken und Begierden stark nachhangt, der erzeugt eben dadurch eine größere Menge Feuchtigkeiten, die zur Wollust reizen. Wer von traurigen Affekten beunruhigt wird, vermehrt die zähen, dikken und schwarz gallichten vermischten Feuchtigkeiten. Daher hilft für solche Menschen selten die Medizin; besonders, wenn sie schon so weit gekommen sind, daß sie sich Bilder geschaffen haben. Dann ist vielmehr eine Veränderung der ganzen Lebensart nöthig, oder man muß die entgegengesezte Affekten erregen, um sie zu überwältigen.

§. 24.

Es ist gewöhnlich angenehm für den Menschen seinen Affekten nachzuhangen. Es giebt Leute, die sich ihnen ergeben haben, und in

in ihrer Fortsezzung und Wiederholung eine gewisse Seeligkeit zu finden glauben; nicht nur bei angenehmeren, sondern selbst bei unangenehmeren Affekten. Wer Hoffnungen, wenn sie auch eitel sind, in seinem Geiste nährt, läßt sich eben so wenig, als Derjenige, der sich einmal in traurige Ideen vertieft hat, von diesem Triebe leicht zurükhalten. Denn dem, was recht und vernünftig ist, zu folgen, alle Punkte und Umstände bei einem Gegenstande gegeneinander abwägen, und eine richtige Berechnung anzustellen, dies ist gewiß eine schwere und mühsame Arbeit. Das kostet viele Mühe. Diesem Geschäfte entzieht sich der Mensch gern, da es ihm hingegen leichter und weit bequemer scheint, blos durch die Sinne und gleichsam durch eine anschauliche Erkenntnis einzusehen, was er zu thun hat. Die falschen Vorstellungen, welche sich die Menschen machen, heben gewissermaßen das Verhältnis des Geistes gegen den Körper auf, wodurch er von äußeren Dingen und von der ganzen Welt abhängt. Sie schaffen sich gleichsam eine neue Welt, worin sie lieber leben mögten. Von diesen allen habe ich, das bekenne ich, keine klare und hinlängliche Begriffe mir verschaffen können.

nen.

nen. Doch scheint es überhaupt, daß der Mensch, der von starken Affekten beunruhigt wird, anders denkt, als derjenige, der sich richtige intellektuelle Begriffe verschaft. Daher sagt man auch im Sprichwort, daß ein Mensch, der im heftigen Zorn oder in tiefer Traurigkeit ist, oder sonst in einem heftigen Affekt ist, zu der Zeit außer sich gewesen sey, seine Persönlichkeit oder seine Selbstheit zu der Zeit vergesse. Dies führt mich nun auf die Betrachtung des Geistes, in so fern er von seinem Körper getrennt ist, und doch zu existiren, zu leben und zu wirken fortfährt.

Zwölfter Abschnitt.

Von dem menschlichen Geiste, in so fern er von seinem Körper getrennt ist.

§. 1.

Die gänzliche Trennung des Geistes von seinem Körper erfolgt im Tode. Man sieht leicht, daß uns die Erfahrungen, die wir von diesem Zustand haben sollen, vorbehalten sind, bis diese Trennung mit uns vorgegangen ist, wo sich uns ein neues Feld der Erkenntnis und der Wissenschaft öfnen wird, wonach ein Mensch, der der Eitelkeiten dieses Lebens satt ist, nothwendig verlangen muß. Aber auch in diesem Leben können wir allerdings einen Vorschmak von diesem glüklichen Zustande empfinden. Davon will ich also etwas Weniges und sehr Unvollständiges herzustammeln versuchen.

§. 2.

Der menschliche Geist, der auf diese Welt versezt, und mit ihr, vermittelst seines eignen Kör-

Körpers, verbunden ist, erhält seine ganze Erkenntnis durch die äußeren Sinne. Er wird auch durch guten Unterricht gebildet, wodurch der Geist der Lehrer in den Geist des Schülers einfließt, und ihm das bekannt macht, was er selbst durch seine Sinne nicht lernen kann. Ich meine im Vorhergehenden gezeigt zu haben, daß wir uns den ganzen Inbegriff dieser Kenntnisse durch das Vermögen zu zählen verschaffen; und was noch mehr ist, diese Zählung muß nicht an den Sachen selbst, sondern an den Zeichen derselben angestellt werden. Aus diesen sinnlichen Zeichen schaft der Geist Bilder, und aus diesen entstehen Begriffe. In der öftern und genauen Anstellung einer solchen Berechnung liegt alles das zusammen, was wir die menschliche Vernunft nennen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß die intellektuellen Begriffe uns nicht angebohren sind, sondern durch Fleiß und Bemühung erlangt werden, und daß sie also bei dem einen Menschen größer und vortreflicher werden, als bei dem Andern, nachdem der Fleiß verschieden war, den sie anwenden konnten. Ich glaube, daß unsere Kenntnisse schon in diesem Leben zur Sättigung unseres Geistes lange nicht hinreichen. Der Geist strebt immer nach etwas Höheren. Ja wir werden der Dinge, die

wir schon kennen, als ob sie zu geringfügig und des Geistes nicht werth genug wären, überdrüßig, nicht nur, weil wir bemerken, daß das, was wir schon besitzen, unsere unersättliche Begierden nicht befriedigt, sondern auch, weil diese Erwerbung eine beständige Arbeit und eine nicht geringe Beschwerde voraussezt. Daher sucht unser Geist auch bei den besten Gegenständen eine abwechselnde Ruhe und Schlaf. Wir sehen, daß diese Begierden der Menschen sehr verschieden sind. Einige beschäftigen sich blos mit sinnlichen Dingen, und sind darauf bedacht, wie sie ihren Körper schmükken, oder Reichthümer zusammen scharren, oder sich eine Gewalt über den Geist oder den Körper ihrer Nachbarn anmaßen wollen. Andere lieben die Bildung des Geistes mehr, und streben immer nach mehr intellektuellen Wahrheiten. Die Verschiedenheit dieser Neigungen hängt selten von den Beschaffenheiten des Körpers ab; sie rührt am allerhäufigsten von der ersten Erziehung her. Sie ist daher nicht aus einer gewissen mechanischen Nothwendigkeit, sondern aus der freyen Willkühr zu erklären. Denn auch ein Mensch, der die schlechteste Erziehung gehabt hat, kann, wenn er nachher einen bessren Unterricht erhält, wieder zu Verstande

kom-

kommen, und ein ganz neuer Mensch werden. Ich habe gezeigt, daß zur Ausübung der Vernunft, d. h. zur Zählung zwei Grundbegriffe gehören, nemlich: der Begriff von der Einheit und der Begriff von der Mehrheit. Den Begriff von der Einheit aber können wir uns durch die Sinne nicht verschaffen; er liegt blos in dem Wesen des Geistes. In sinnlichen Dingen giebt es keine Einheit. Und daher muß der Geist, wenn er sie aufzählt, sich Einheiten nach freyer Willkühr erdenken, d. h. Maaße, Gewichte, und bestimmte Grade, wonach er die Beschaffenheit und das Verhältniß der sinnlichen Dinge beurtheilt.

§. 3.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, folgt, wie ich glaube, daß der menschliche Geist, um sich Begriffe zu formiren, äußerer Sinne bedarf, und daher auf die Art, wie ich jezt denke, seinen Körper nöthig hat. Wenn er daher von dem Körper getrennt wird, hört unsere jezzige Art, Schlüsse zu machen, mit dem Tode ganz auf. Ich habe oft gedacht, daß es nicht gut sey, wenn wir den Zustand des freien Geistes nach den Regeln der gegenwärtigen Vernunft erklären wollen, und daß

es noch viel schlimmer ist, wenn wir die Weisheit, die Macht, die Gerechtigkeit und die Güte der erhabenen Gottheit, nach den unvollkommenen Mustern dieser Tugenden, wie sie die Menschen haben, schäzzen. In Gott, der ein einziges und über alle unsere Vernunft vollkommenes Wesen ist, kann man keine Theilung und also keine Eigenschaften annehmen; nur in so fern man, um unserer schwachen Erkenntnis zu Hülfe zu kommen, eine Vergleichung anstellen kann, diese darf aber nicht über den Vergleichungspunkt ausgedehnt werden. Die Gerechtigkeit Gottes ist Gott selbst. Die Allwissenheit Gottes ist Gott selbst. Die Güte und Barmherzigkeit Gottes ist Gott selbst. Daher ist die Gerechtigkeit und die Allwissenheit, die Güte und die Barmherzigkeit Gottes, dies alles, und was sonst noch unsere schwache Vernunft so gern an demselben unterscheidet, dies alles, sage ich, ist Eins und eben dasselbe, und in Gott ist nichts verschieden. Dies alles läßt sich mit unsern Tugenden und Eigenschaften, die wirklich in dem Menschen verschieden, und bisweilen entgegengesezt sind, gar nicht vergleichen. In so fern der menschliche Geist auch eine gewisse Einheit ist, und die Begriffe von der Mehrheit blos durch die körperlichen Sinne in ihm

entstehen, in so weit scheint es mir, daß solche verschiedene Eigenschaften in ihm, wenn er von dem Körper getrennt ist, aufhören, und daß alle unsere Grund-Erkenntnis in einen allgemeinen Begriff werde vereinigt werden. Eben so kann eigentlich, da in Gott keine Zeit, keine Folge, kein Gestern, kein Morgen seyn kann, sondern alles zugleich, und ein ewiges Heute ist, in seinem Wesen keine Erinnerung und kein Vorherwissen angenommen werden, sondern solche Eigenschaften muß man nur auf eine menschliche und analogische Art nehmen. Es folgt also, daß die Lehren, die sich auf diese Eigenschaften gründen, und die oft als untrüglich vorgetragen werden, nur vergleichungsweise und analogisch zu verstehen sind. Und wenn sie für absolut wahr angepriesen werden, so verdienen sie also so viel Glauben nicht, daß man deswegen dem menschlichen Geiste seine Freiheit sowohl in diesem Leben, als in dem zukünftigen absprechen darf.

§. 4.

Ich habe verschiedentlich erwähnt, daß man im menschlichen Geist auch in diesem Leben gewisse Spuren von einer anderen Erkennt-

nis finde, die man ohne beschwerliche und mühsame Aufzählung erhält, und die ich die anschauliche Erkenntnis genannt habe. Dieser Spuren aber sind im gegenwärtigen Leben nicht nur wenige, sondern sie sind auch oft verdächtig und täuschend. Man darf ihnen also kaum glauben und trauen, sondern es ist nöthig, daß wir dergleichen anschauliche Erkenntnisse, ehe wir ihnen einigen Glauben beimessen, der Prüfung der Vernunft unterwerfen.

§. 5

Wenn ein Mensch von gesundem Körper, der auch einen ruhigen Geist hat, und von keinen Sorgen, von keinem Kummer über sein gegenwärtiges Schiksaal und durch keine Begierde nach äußeren Dingen gequält wird, schläft, so pflegt sein Schlaf sanft und ruhig zu seyn. In einem sanften Schlafe hat ein solcher Mensch nicht nur gar keine von den Empfindungen, die er durch die Sinn-Organe erhält, ja selbst nicht einmal seine Lebens-Empfindung, wodurch er den Zustand und die Veränderungen seines eignen Körpers bemerkt, sondern er vergißt auch gewöhnlich die sinnlichen Begriffe, die er sich gemacht hat. Wer sanft schläft, sieht

nicht, hört nicht, dürstet nicht, hungert nicht, urtheilt nicht, denkt nicht. Wer also in einem sanften Schlafe ist, verliehrt zu der Zeit alles das, was wir Vernunft nennen. In der bürgerlichen Verfassung wird ein solcher Mensch wie ein Kloz oder wie tod betrachtet, der gar kein menschliches Gefühl hat. Er kann kein Zeuge seyn, er verbricht nichts, ist an nichts Schuld, denn er hat keine Vernunft, d. h. er ist unvernünftig. Ein Mensch also, der ruhig schläft, ist, was seinen Geist betrift, in keiner Verbindung mit seinem Körper und mit der Welt. Und doch lebt er. So bald er wieder erwacht, kehrt er in seinen vernünftigen Zustand zurük, und weiß alles das, was er vor dem Schlafe gewußt und gelernt hatte, von neuem wieder. Er hat nichts davon vergessen. Ein Mensch, der im sanften Schlafe ist, scheint mir in dem Zustand zu seyn, worin ein Musikus ist, der sein Instrument, seine Cyther oder seine Flöte nicht bei der Hand hat. In diesem Musikus bleibt die Kraft und die Wissenschaft sein Instrument zu spielen; er kann aber keinen Beweis davon ablegen. Und er ist sich selbst zu der Zeit seiner Wissenschaft nicht bewußt. Er weiß es gewissermaßen nicht, ob er diese Kenntnis noch hat. Er hofft blos, wenn er

seine

seine Cyther sollte wieder bekommen, daß er die Kunst noch verstehen werde. So ist auch der Geist eines ruhig Schlafenden frey, von seinem Körper und also von dieser Welt getrennt, weil er, um sie zu betrachten, seinen Körper als ein Werkzeug nöthig hat. Er existirt und lebt, aber er handelt ganz anders, als ein wachender Mensch, der seinem Körper und dieser ganzen Welt gegenwärtig ist. Seine Art zu erkennen und zu denken hat sich verändert. Daß aber der Geist eines Schlafenden existire und lebe, weiß der Geist selbst wohl, denn er kann den Zustand des Wachens und des Schlafes deutlich unterscheiden.

§. 6.

Der Geist eines ruhig Schlafenden also ist seinem Körper und daher auch seinen Sinn-Organen nicht gegenwärtig, d. h. er merkt nicht darauf, er zählt das, was darin vorgehet, nicht auf. Während einem ruhigen Schlafe gehen also alle Begriffe von der Mehrheit verlohren, denn sie sind dem Geiste nicht ursprünglich eigen; sondern vergegenwärtigen sich ihm durch den Körper allein, womit er vereinigt ist. Ihm bleiben blos die intellektuellen Begriffe, die er sich durch die

Aufzählung der Empfindungen gebildet hatte. Diese können nicht materiell seyn und ihre Gegenwart hat blos in dem Geiste statt, das heißt: die ganze Erkenntnis des Geistes schränkt sich dann auf eine Einheit ein.

§. 7.

Unsere intellektuellen Begriffe haben verschiedene Grade, wie ich oben hinlänglich gezeigt habe. Aus den Begriffen der niederen Klasse entstehen höhere oder allgemeinere, wenn jene durch eine neue Zusammenrechnung mit einander verbunden, und in eine neue Einheit gebracht werden. Die Erkenntnis der Menschen ist deswegen sehr verschieden. Denn Einige, auch unter den Gelehrten, pflegen bei den ersten sinnlichen Begriffen stehen zu bleiben, und erheben den Geist nicht durch Uebung zu höherem Begriffen, und zu Ideen, die von allem Materialismus entfernter sind. Es giebt Andere, auch Leute aus der Volksklasse, deren Gelehrsamkeit sich nicht weit erstrekt, die aber auch die wenigen sinnlichen Begriffe, die sie sich verschaft haben, glüklich benuzzen, um sich höhere Begriffe zu erwerben. Die Geisteskultur dieser Lezteren ist allen unzusammenhangenden Mischmasch

und

und Chaos menschlicher Wissenschaften vorzuziehen.

§ 8.

Aristoteles nennte die Begriffe der höheren Klasse, die wir durch die Sinne nicht erhalten, und deren Bestandtheile zwar Empfindungen sind, die aber selbst durch keine Sinne unterschieden werden können, metaphysische Begriffe, d. h. die aus der Natur der Mehrheit zwar entstanden; aber auf eine Einheit zurükgeführt worden sind. Nachher wurden sie in den Schulen transscendentelle (überschwengliche) Begriffe genannt, weil sie alle Gränzen der Empfindungen überschreiten, und ohne Verbindung des Körpers blos in dem Geiste bestehen. Der Ap. Paulus nennt sie oft ἐπȣρανια, die nemlich ganz über die Sphäre der sichtbaren geschaffenen Welt sich erhöben. Er ermahnt die Christenheit sich solche Begriffe zu verschaffen, denn diese bestehen blos im Geiste und bleiben sein wahres Eigenthum, wenn auch die ganze Welt mit seinem elenden Körper zusammenfällt. Je treuer, je fleißiger und öfter sich Jemand mit dieser Bemühung beschäftigt, desto reicher wird sein Geist, desto besser erfüllt er seinen Beruf, den er auf dieser Erde auszuführen hat. Solche

Begriffe, wenn sie richtig und ohne Fehler in der Berechnung gebildet sind, machen uns nicht mit den Eigenschaften, sondern mit dem Wesen der Dinge bekannt, und verschaffen uns eine wahre anschauliche Erkenntnis. Sie drükken sich dem Geiste so fest ein, daß sie gewissermaßen zum Wesen des Geistes zu gehören scheinen, und seinen steten Charakter ausdrükken. Solche Begriffe scheinen auch in einem ruhigen Schlafe zu bleiben, wenn alle die verschiedenen Sinne und selbst die zählenden Verrichtungen unserer Vernunft schweigen.

§. 9.

Eine ungezweifelte Erfahrung lehret, daß der menschliche Geist bisweilen, auch wenn der Körper gewissermaßen zu wachen scheint, so abstrahiren kann, wenn er sich tiefen Spekulationen über sich allein überläßt, daß er weder von seinem Körper noch von den Dingen um ihn herum irgend eine Empfindung hat. Diesen Zustand nennen wir eine Entzükkung. Es giebt verschiedene Grade derselben. Sie finden zum Theil bei körperlichen Krankheiten statt, besonders bei ohnmachtbringenden, oder die Lebensgeister erschöpfenden, convulsivischen, ja auch bei fieberhaften Krank-

hei-

heiten, wodurch der Körper zur Verbindung mit dem Geiste ungeschikt wird. Theils werden sie auch durch ein heftiges Verlangen, das der Geist selbst hat, eine Wahrheit tiefer zu durchschauen, hervorgebracht. Ein solcher Zustand ist von dem Schlafe darin unterschieden, daß der Mensch seine Persönlichkeit oder seine Selbstheit vergißt. Diesen Begriff behalten wir auch in dem ruhigsten natürlichen Schlafe. Denn wir sind von der ersten Kindheit an so daran gewöhnt, daß wir ihn selten fahren lassen. Wer aber in einer Entzükkung ist, weiß gar nicht mehr, daß seine Person existirt, und glaubt bei einem höheren Grade derselben, wenn er erwacht ist, er wäre ein ganz anderes Wesen, und in irgend eine andere Welt versezt worden. Dieser höhere Grad wird von den Aerzten cataphora genennt. In diesem Zustand wird der Geist von seinem Körper noch mehr getrennt, als in dem natürlichen Schlaf, und demohngeachtet lebt und wirkt er.

§. 10.

Jeder weiß, daß ein Schlafender sehr oft von Träumen beunruhigt wird. Die Träume sind gewöhnlich unvernünftig, d. h. der Mensch

sucht,

sucht, oder wird gleichsam genöthigt, das, was nicht im mindesten zusammenhangt, und was mit einander nicht bestehen kann, zu verbinden, und in einen Begriff von Einheit zu bringen, und auf den Begriff der Einheit zurükzuführen. Ein Träumender glaubt in seinem Hause und zugleich zu Constantinopel zu seyn, wenn auch diese beiden Orte sehr weit von einander entfernt sind. Ein träumender Mensch schläft nicht völlig, sondern der Geist bleibt einigen Theilen seines Körpers gegenwärtig, und ist aufmerksam darauf; auf andere Theile merkt er nicht. Die Ursachen der Träume will ich hier nicht weitläuftig erklären; dies hat Aristoteles in seinen problematicis oder in der Sammlung seiner Aufgaben gut genug gethan. Oft ist der Körper Schuld, wenn ein kleiner Theil desselben auf eine unnatürliche Weise gereizt wird, und einen Schmerz oder Krampf empfindet. Daher entstehen die ungereimten wohllüstigen oder fürchterlichen Bilder. Oft aber schaft sich der Geist selbst Träume, wenn er, von Sorgen, von starken Begierden und mancherlei Kummer gequält, sich dem Schlaf übergiebt. Solche Vorstellungen pflegen auch dem Menschen im Schlafe vorzukommen. In beiden Fällen schläft der Mensch nicht vollkommen. Daher ist ihm übel zu Muthe, wenn

er

er geträumt hat, und fühlt die gewünschte Erquikkung des Schlafes nicht. Es giebt aber auch eine andere Art Träume, welche man bedeutende Träume nennt, die nicht so unvernünftig sind. Diese will ich noch erwähnen, in so weit die Erfahrung hier etwas lehren kann.

§. 11.

Sowohl die heiligen als die Profan-Geschichtbücher sind voll von Eingebungen, welche die Menschen im Schlafe erhalten haben. Sie betreffen oft wunderbare Umstände von zukünftigen Begebenheiten oder abwesenden Personen, bevorstehenden Gefahren, ja von Bekehrungen ganzer Völker. Gewöhnlich kommen diese Träume mehr mit der Vernunft überein, die Gegenstände hangen besser zusammen und drükken sich besser dem Gedächtnis ein. Die Menschen wissen sich daher, wenn sie wachen, wohl darauf zu besinnen, und sind wegen der Erfüllung oder der Bedeutung besorgt. Oft kommen sie unter mancherlei Vorstellungen vor, unter Sinnbildern, und bisweilen sind sie gleichsam in ausdrüklichen Worten abgefaßt. Gewöhnlich geht gar keine Veranlassung vorher, woraus man sich eine solche Vorstellung erklären könnte. Wenn aber eine Veranlassung vorhergegangen ist,

wenn

wenn z. B. Jemand wachend lange und vergebens darüber nachgedacht hat, wie er eine Aufgabe auflösen, oder was er für einen Entschluß fassen wolle, so erhält er durch die Eingebung im Traum die völlige Auflösung dieser Sache und gleichsam eine Offenbarung; und dies pflegt zu geschehen, wenn ein sanfter, erquikkender und ganz ruhiger Schlaf vorhergieng. Mit allem Rechte darf man daher schließen, daß der Geist im Schlafe, wenn er auch keine Empfindungen hat, und des Gebrauchs der Vernunft beraubt ist, dennoch lebt und wirkt.

§. 12.

Noch weit merkwürdiger sind die Beispiele von ähnlichen Erscheinungen in der Entzükkung, besonders in der heiligen Schrift. Doch hat man deren auch in der Profangeschichte; ja auch jezt giebt es bisweilen solche Fälle.

§. 13.

Nachdem, was ich oben vorgetragen habe, ist es gar nicht zweifelhaft, daß der Geist des Menschen auf die Geister Anderer während dem Wachen wirkt, ob dies gleich durch Zeichen, nemlich durch Worte, oder schriftlich geschieht. Und doch haben diese Zeichen keinen physischen Effekt auf die Körper, wodurch in dem Geiste solche Gedanken her-

hervorgebracht werden könnten. Denn mündliche und schriftliche Worte können nur bei denen etwas ausrichten, die sie verstehen, die nemlich diese Sprache oder diese Schrift kunstmäßig gelernt haben. Es kann also die Frage entstehen: ob nicht die Geister, wenn sie von ihrem Körper durch den Schlaf oder durch die Entzükkung getrennt sind, ohne körperliche Zeichen und unmittelbar auf einander wirken können? Denn die Entfernung der Oerter schadet hierbei nicht, weil der Geist eine selbstständige und wirkende Einheit ist, die so wenig Raum als Zeit hat.

§. 14.

Es hat Gelehrte gegeben, und giebt deren noch, welche glauben, wenn der Geist von seinem groben Körper befreit wäre, so behalte er einen sehr kleinen, feinen und sehr subtilen Körper, der für unsere jezzigen Organe unempfindbar, aber dauerhaft, unauflöslich wäre, von dem das Wesen des Geistes nicht getrennt werden könne. Vermittelst dieses Körpers bliebe auch nach dem Tode einige Empfindung, und dadurch eine Verbindung mit andern Geistern übrig, ja mit der sichtbaren Welt selbst. Die ganze Physiologie der Cartesianer zielt auf diesen Zwek ab. Sie gehören unter die kleinmüthigen Lehrer,

wel-

welche bange sind, ihr Geist möchte etwa, wenn er einmal seinen Körper verlassen soll, auf seiner Reise Gefahr oder Schaden leiden; daher wollen sie ihm gern einen Körper zum Führer und zur Bedekkung mitgeben. Es giebt der Menschen, die nicht weiter kamen als bis zu sinnlichen Bildern und Begriffen, und die ihren Geist nicht übten, sich intellektuelle Begriffe von der höheren Classe zu verschaffen. Und in diesem Materialismus besteht ihre ganze Weisheit. Weiter haben sie nichts gelernt, und wagen sich nicht über diese Grenzen hinaus. Sie können sich kein Wesen, das Substanz hat, ohne Ausdehnung, ohne Theile außer den Theilen denken. Sie wissen nicht, daß in materiellen und körperlichen Wesen keine wahre Selbstständigkeit, sondern ein beständiger Uebergang aus einem Zustand in dem Andern ist, und daß die ganze wahre Idee von ausgedehnter Materie sich auf diese unaufhörliche Erzeugbarkeit und Zerstörbarkeit gründet, wie Aristoteles ganz richtig geurtheilt hat. Die wahre Substanz aber liegt in der Einheit allein, die keine Ausdehnung hat, sich nicht zeugen und nicht zerstören läßt. Einen Körper also, der dauerhaft und unauflößlich seyn sollte, giebt es nicht, wenn er auch noch so subtil wäre. Sie beden-

ken

ken nicht, daß der Zustand unseres Geistes, wodurch er mit seinem Körper vereinigt wird, nur eine Zeitlang dauert, und daß die Trennung von dem Körper der Existenz und dem Wesen und dem Leben des Geistes nichts schadet. Sie bedenken nicht, daß auch in diesem Leben unsere Erkenntnis sich von einander unterscheide, und theils sinnlich theils intellektuell sey, und daß in der Lezteren schlechterdings nichts Materielles ist, wie ich in dieser ganzen Abhandlung zu zeigen gesucht habe.

§. 15.

Alle Schüler wissen, und die Lehrer ermahnen sie beständig es zu lernen: Wenn sie sich einen richtigen Begriff von einer abstrakten und intellektuellen Wahrheit machen wollten, so müßten sie die äußeren Sinne einschläfern, und alle körperlichen Begierden und Neigungen unterdrükken. Nichts stört und hindert die Betrachtungen des Geistes über mathematische und philosophische Gegenstände mehr, (und so auch, wenn man andere wissenschaftliche Kenntnisse richtig fassen will) als die öftere Veränderung und Abwechslung der äußeren sinnlichen Gegenstände. Aus diesen gewissen Erfahrungen läßt sich schließen, daß die Empfänglichkeit und die Kraft des menschlichen Geistes sich Begriffe höherer Art zu schaf-

schaffen und zu erhalten desto mehr zunehme, je freier es von den Hindernissen unseres Körpers seyn werde. Dies Argument, ob seine Form, wenn man es nach der Logik des Aristoteles prüft, zwar etwas zweifelhaft ist, hat bei mir doch, als ein wahrscheinliches Argument, einen großen Werth, daß nemlich der menschliche Geist, wenn er von allen Sinnen getrennt und seine Verbindung mit dem Körper aufgehoben ist, existire, lebe und wirke, und daß seine innere Thätigkeit nach der Trennung von dem Körper zunehmen könne.

§. 16.

Es lehren ja die ehrwürdigen Beispiele, die von den ältsten Zeiten her auf uns gekommen sind, und die ich hier, weil sie bekannt sind, nicht anführe, daß Gott mit den Menschen geredet und umgegangen sey. Man ließt, daß dies gewöhnlich im Schlafe geschehen sey und noch weit häufiger in der Entzükkung, so daß sie nicht wußten, ob sie im Körper waren oder nicht. Es giebt nur wenige Beispiele, wo dieser Umstand nicht hinzugesezt wird. Sie wurden gleichsam in eine andere Ordnung der Dinge versezt, worin sie die geoffenbarten Aussprüche der Gottheit erhielten. Die Einheit ergoß sich alsdenn in die Einheit. Denn die Einheit, weil sie keine Seite hat, kann

nicht neben einer anderen Einheit seyn. Was sie da hörten, waren zwar ἄῤῥητα; (geheimnißvolle Dinge) um es aber auch andern Menschen einigermaßen bekannt machen zu können, so stellten sie sich, wie der Mensch gewöhnlich thut, gewisse Bilder vor, die wir Geschichte zu nennen pflegen. Denn diese Art, sich aus Empfindungen Bilder zu schaffen, haben wegen der Verbindung des Geistes mit dem Körper alle Menschen mit einander gemein, wie ich oben in einem besonderen Abschnitt erklärt habe. Daß sich bei der Erzählung dieser Geschichte etwas Menschliches eingeschlichen habe, ist vielleicht möglich, denn sie ist gewöhnlich sinnbildlich. Die Wahrheit aber, die in diesem Bilde liegt, muß wahr seyn. Der menschliche Geist kann, wenn er völlig von seinem Körper getrennt ist, mit Gott umgehen und mit ihm vereinigt werden.

§. 17.

Diese Lehre, die im neuen Testament bestätigt und bestärkt wird, unterscheidet dasselbe vorzüglich von der alten politischen Lehre des Moses. Gott und die Gemeinschaft mit ihm ist nemlich nicht in besonderen, durch menschliche Gesezze bestimmten Orten zu suchen, nicht über den Sternen, sondern in dem Menschen selbst, in dem Herzen, im Innern, d. h. im

Gei-

Geiste. Nicht in den äußeren Sinneswerkzeugen, nicht in äußeren Handlungen. Daher suchten sich die frommen Eremiten, gleich in den ersten Jahrhunderten, so viel möglich, von den irrdischen Dingen zu entfernen, damit sie durch ihren Geist zu dieser Gemeinschaft geschikter würden. Daß zu dieser Lebensart nachher viel Menschliches kam, weiß Jeder; dies kann aber der Sache selbst nicht schaden. Daß es leider Menschen gegeben hat, die aus dummen Stolze, oder aus anderen noch schlimmeren Neigungen unter dem Vorgeben der Offenbarungen erst sich selbst und nachher auch Andere betrogen und selbst ganze Völker zum Aberglauben, zu schreklichen Schandthaten, zum Aufruhr und zu Empörungen aufhezten, auch dies kann den wahren Erfahrungen, daß der Geist eine unmittelbare Empfindung von der Gottheit haben könne, nicht zuwider seyn. Diese Betrüger entdekt der kluge Mann leicht, und selbst der Erfolg widerlegt sie. Daß Menschen, die einen solchen wirklichen Umgang mit Gott gehabt haben, oft ungelehrte, der Sprache nicht genug kundige Leute waren, und von der gewöhnlichen scholastischen Art zu reden, so wie auch von den strengen Glaubenslehren bisweilen abwichen, und deswe-

 gen

gen für Enthusiasten, Fanatiker, Mystiker, Schismatiker, ja gar für Atheisten gehalten und verdammt werden, auch dies darf uns, glaube ich, nicht abhalten, die wahren Erfahrungen anzunehmen. Denn es ist gewiß schwer, selbst bei gewöhnlichen Dingen, wenn Jemand das, was er allein empfunden hat, durch die gehörigen Zeichen oder Worte ausdrücken soll. Es ist meine Absicht nicht, diese Materie weiter zu untersuchen. Wer mit guten gemeinen Leuten viel umgeht, wird oft bemerken können, daß sie, wenn sie vom Elend gedrükt, oder durch eine schwere Krankheit geschwächt, oder durch öffentliche Lasten unterdrükt waren, bisweilen im Schlafe oder in einer geringeren Entzükkung einen außerordentlichen Trost und Stärke, um ihre Lasten zu ertragen, oder eine ungemeine frohe Heiterkeit und ein unerschütterliches Vertrauen erhalten haben. Sie bekennen es auch, daß Gott bei ihnen gewesen wäre; dieses hatte nachher auf ihr ganzes Leben einen großen Einfluß. Was ich bisher vorgetragen habe, zwekt dahin ab: ich wollte zeigen, daß man Erfahrungen habe, welche beweißen, daß der Geist des Menschen, wenn er von aller Sinnlichkeit entfernt, ja wenn er vom Körper und von der ganzen Welt getrennt ist, nicht nur existire,

lebe

lebe und wirke, sondern auch Umgang mit Gott haben könne. Glükliche Erfahrung!

§. 18.

Ob der freie Geist nicht nur mit Gott, sondern auch mit andern Geistern verstorbener Menschen, die man Gespenster zu nennen pflegt, eine Verbindung haben könne, davon habe ich meines Theils keine wirklichen Erfahrungen, und ich lasse diesen Streit unentschieden. Alle die Geschichten, die man davon erzählt hat, sind mir ungewiß, zweifelhaft, und bisweilen betrügerisch vorgekommen. Daß der menschliche Geist sich anderen Geistern mittheilen, sie unterrichten und ihnen gebieten kann, dies habe ich oben hinlänglich bewiesen. Dies geschieht aber durch Worte, durch Schriften, oder andere körperliche Zeichen. Im Traume, d. h. wenn der Mensch nicht ganz und nicht ruhig schläft, entstehen allerlei Spiele in unserm Geiste. Die Begriffe, die wir uns ehemals auf dem gewöhnlichen Wege gesammlet hatten, verbinden wir oft in einer wunderlichen Ordnung, oder vielmehr ohne Ordnung und auf eine vernunftwidrige Weiße. Alsdenn ist es leicht möglich, daß von ohngefähr bisweilen ein solcher neuer Gedanke entsteht, der etwas Wahres zu haben scheint. Ein solcher Traum aber ist

ist ein Spiel der Phantasie, dergleichen sich auch die Menschen wachend und wenn sie sich ihrer wohl bewußt sind, machen: die sich nemlich Luftschlösser bauen, oder sich wollüstige oder fürchterliche Bilder vorstellen, obgleich keine Wirklichkeit in denselben ist. Aber, wie ich schon gesagt habe, ich habe nichts Glaubwürdiges davon erfahren. Von geistigen Wesen, oder wie man sie gemeiniglich nennt, von Geistern, die nicht menschlich und von ganz verschiedener Art, als der menschliche sind, die in dem Staate Gottes existiren sollen, habe ich selbst zwar keine Erfahrung; ich läugne sie indessen doch nicht. Der Christ empfindet und hat, wie Jesus unser Heiland verheißen hat, Gott in sich selbst und sucht ihn sonst nirgends. Um zur seeligsten Gemeinschaft mit ihm zu gelangen, und vor seinem Throne seine Gebete mit Vertrauen auszuschütten, um von ihm eine gnädige Erhörung, Warnung, Besserung und Tröstung zu erhalten, dazu braucht er keine Boten, die ihm hierin behülflich wären. Von solchen erfährt er also nichts. Boten, die im Griechischen Engel heißen, können alle thätige Kräfte seyn, wodurch der Körper eines lebenden Menschen zur Verrichtung gewisser Werke gestärkt wird. Und Geister, d. h. denkende,

ver=

verständige Wesen werden also nicht immer dazu erfodert. Ich wiederhole aber, daß ich in diesem Punkt gar keine Erfahrung habe, und will es daher weder bejahen, noch verneinen. Von bösen Geistern und besonders von einem gewissen großen Geiste, der eine überaus große Macht und Einsicht besizzen soll, der überall gegenwärtig und ungemein schlau seyn soll, der allen Menschen scharf auflauert und der abgesagteste Feind von Gott seyn soll, den aber doch Gott duldet und dem er seine Gewalt läßt, um die Menschen zu verführen, wie noch jezt sehr Viele von ihm lehren, die die Schrift nicht verstehen, die von schlecht unterrichteten Lehrern schlecht unterrichtet worden sind, habe ich wenigstens nichts erfahren; sondern was mir von Erfahrungen dieser Art und meistens aus böser Absicht erzählt worden ist; und was ich nicht flüchtig, sondern mit Ernst und ein halbes Jahrhundert hindurch, nicht um zu widersprechen, sondern um die Wahrheit zu erforschen untersucht habe, alles dies muß ich für eine grobe, abgöttische, gotteslästerliche Lüge erklären, die dem Evangelium Gottes böslich widerspricht. Jeder Begriff vom Bösen ist ein negativer Begriff; ein Begriff von dem Mangel eines

Gu-

Gutes, vom Mangel an Vollkommenheit. Es giebt also nichts Böses. Was existirt, ist eben darum, weil es existirt, gut. Was aber existirt, kann, ob es schon an sich gut ist, dennoch in Beziehung auf ein anderes Wesen schädlich, nachtheilig und böse seyn. Denn so wie der Begriff von dem, was gut ist, so ist auch der Begriff vom Bösen, in Rüksicht auf Andere, relativ. Von dieser Wahrheit erfahren wir in unserem ganzen Leben unzählige Beispiele. Ein Mensch kann an sich gut seyn; aber aus Unwissenheit, oder weil er vielleicht selbst verführt worden ist, kann er für einen andern Menschen ein Versucher, ein Verführer und ihm schädlich seyn. Auch in körperlichen Dingen kann der Gebrauch des Weins und verschiedener Speisen, die an sich gut sind, wobei sich viele Menschen wohl befinden, dem einen Menschen zum Gifte werden, und ihn ins Elend und Laster stürzen. Dergleichen Beispiele haben wir unzählig viele. Daß es aber große und mächtige natürliche Kräfte giebt, die dem Menschengeschlecht zur Gesundheit oder zu körperlichen Krankheiten beförderlich und nachtheilig seyn können, wovon wir eine sehr unvollständige, sinnliche Erkenntnis haben, daran ist kein Zweifel. Solche Kräfte verehrten die

heid=

heidnischen Völker als Götter; sie schrieben ihnen eine gewisse Art der Erkenntnis zu, benennten sie mit verschiedenen Namen der Dämonen, und maßen ihnen die Herrschaft über die Atmosphäre bei. Denn was ist der Jupiter der Heiden; oder Apollo, oder die Thetis oder die Ceres und dergleichen Gottheiten anders, als große, natürliche, bewegende Kräfte, die auf die Fruchtbarkeit der Erde und Gesundheit oder Ungesundheit der Luft einen gewissen Einfluß haben? In der heil. Schrift werden diese Götter der Heiden mit ausdrüklichen Worten Dämonen genennt, und die göttliche Verehrung derselben ernstlich verboten. Solche große natürliche Kräfte können und pflegen, in so fern sie auf die Körper der Menschen eine gute oder nachtheilige Wirkung äußern, auch in dem Geist der Menschen, in dem Empfindungsvermögen, in dem Begehrungsvermögen, ja selbst in der Verstandskraft eine Veränderung hervorbringen. Ob aber solche Kräfte nicht blos bewegende, sondern auch intellektuelle Kräfte sind, (wie auch Einige von den Neueren der Meinung sind) die in dem Geist des Menschen ohne Vermittlung des Körpers gute oder böse Gedanken erregen können, dies lasse ich unentschieden. Wenigstens

stens wird dies in der heil. Schrift nicht ausdrüklich gelehrt.

§. 19.

Daß der Geist des Menschen, wenn er nach dem Tode von seinem Körper getrennt ist, existire und nicht mit dem Körper aufhöre, dies habe ich durch die Erfahrungen, die man im Schlafe und in der Entzükkung hat, wahrscheinlich gemacht. Dem Christen ist dies nach der Verheißung Gottes gewiß und unumstößlich. Es verschaft uns die frohste Hoffnung bei allen unseren Unglüksfällen, und bei der Annährung des Todes. Daß unsere Empfindungen, ja auch die Vernunftschlüsse, die der Mensch in diesem Leben hat und macht, nicht so bleiben; daß die Wirkungen und Anwendungen unserer Erkenntnisse eine ganz andere Form erhalten werden; daß das Vermögen zu zählen, woraus unsere ganze jezzige Kenntnis entsteht, aufhören, und der Geist in einem Zustand der Einheit zurükkehren werde, dies habe ich zu stammlen versucht. Wie die Einheit auf sich selbst wirke, und wie diese Wirkung von den gewöhnlichen Begriffen der Wirkungen, wie wir sie uns in dieser Welt der Mehrheiten machen, verschieden seyn werde, davon haben wir, eh' es Gott ge-

gefällt, uns einen neuen Körper zu geben, aus der Erfahrung keinen klaren und vollständigen Begriff. Darauf warten, und darnach verlangen wir im Glauben.

§. 20.

Es ist zu bewundern, daß jeder Mensch, von was für einem Stande er auch seyn mag, von seiner ersten Kindheit an empfindet, oder wie ich es lieber nennen mögte, sich aus den Empfindungen den Begriff macht, daß er frey sey, daß er Herr über seinen Körper sey, daß er die Hand aufheben kann, wenn er will, daß er dies nicht thut, wenn er nicht will. Nach Willkühr wählt er sich dasjenige, was ihm gefällt, und was ihm nicht gefällt, entfernt er von sich. Ungern läßt er sich Gesezze vorschreiben, wodurch seine Freiheit beschränkt wird. Daher thut er gern, was ihm verboten ist, und wünscht sich das, was ihm versagt ist: Gegen Diejenigen, die ihn ermahnen, ist er bitter, und wenn er endlich sich nach den gegebenen Gesezzen bequemt, so weiß er wohl, daß er dies aus freiem Willen thut. Oder wenn sein Körper gezwungen wird, etwas aus Noth zu thun, so unterscheidet er wohl, daß er dies nicht freiwillig, sondern gegen seinen Willen thut. Endlich wenn seine Erkenntnis zunimmt, und vollkom-

kommener wird, so sieht er es ein, daß dieses Gesez ihm vortheilhaft und in Beziehung auf die öffentliche Gesellschaft nothwendig war. Dieß weiß er, und sieht diesen Streit zwischen dem Gesez und der Natur der Freiheit ganz klar ein. — Es ist also zu bewundern, sage ich, daß eine Sekte von Sophisten entstanden ist, die den Menschen bereden wollen, diese Freiheit sey eine Erdichtung. Er sey nicht Herr über den Körper, sondern die Maschine des Körpers sey Herr über seinen Geist. Er thue alles aus einem mechanischen Zwang. Seine Gedanken hiengen von der Einrichtung des Körpers ab. Er könne nichts lernen, sondern alles, was er wisse, sey ihm von Anfang eingeprägt gewesen. In seinem ganzen Leben gehe bei allen seinen Handlungen ein beständiger Betrug vor, und er werde von Gott seinem Schöpfer so schändlich getäuscht. Dies ist zu bewundern; aber eben diese Dreistigkeit jener Sekte beweißt die Existenz der menschlichen Freiheit und ihren Gebrauch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leidenfrost, Johann Gottlob,

Joh. G. Leidenfrost's der Arzeneigel. Dokt. und Ord. Oeffentl. Prof. Bekenntniß seiner Erfahrungen die er über den menschlichen Geist gemacht zu haben meint

Duisburg am Rhein 1794

Ph.sp. 480
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043750-6
VD18 1062385